

ZEITSCHRIFT
des
Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

15. Jahrgang.



Heft 2. 1905.

BERLIN
V Behrend & Co
(vormals A. Asher & Co., Verlag) .

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

	Seite
Aus alten Novellen und Legenden. Von Pietro Toldo (8. Die Sakristanin)	129—137
Das Salz im Volksglauben. Von Otto Schell (1. Woher kommt das Salz? 2. Die lebenspendende Kraft des Salzes. 3. Nachträge)	137—149
Bildergedichte des 17. Jahrhunderts, gesammelt von Camillás Wendeler (herausgeg. von J. Bolte: 7. Der Kampf des bösen Weibes mit den Teufeln. 8. Doktorprobe. 9. Der diebische Zöllner und seine Frau. 10. Die verkehrte Welt. 11. Die widerwärtige Welt. 12. Die törichte Welt)	150—165
Grussformeln russischer Bauern im Gouvernemente Smolensk. Von Robert Croon	166—171
Kleine Mitteilungen:	
Der Binder. Von A. Pöschl. S. 172. — Das Kutschkelied. Von J. Bolte. S. 173. — Rübzeahls Wagenspuren. Von R. Loewe. S. 176. — Weihnachtsfeier in der ehemaligen Deutschbanater Militärgrenze. Von R. v. Strele. S. 179. — Zaubersagen des 16. Jahrhunderts, aus dem Orgichtboecke im Braunschweiger Stadtarchive. Von O. Schütte. S. 180. — Zu den ABC-Kuchen. Von H. Lewy. S. 181.	
Berichte und Bücheranzeigen:	
Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland im Jahre 1903 (II—IV). Von O. Lauffer. S. 182. — Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde (1903), 1: Polnisch und Böhmisches. Von A. Brückner. 2: Südslawisch und Russisch. Von G. Polivka. S. 204. — Neuere Märchenliteratur (Bonus, v. d. Leyen, Wake, Polivka, Steig, Wissler, Dähnhardt, Bundi, Ulrich, Chauvin, v. Held). Von J. Bolte. S. 226. — M. Preindlsberger-Mrazović, Bosnische Volksmärchen (G. Polivka). S. 230. — O. Schrader, Totenhochzeit (Th. Zachariae). S. 232. — R. Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland (J. Bolte). S. 233. — W. Thalbitzer, A phonetical study of the Eskimo Language (A. Heusler). S. 235. — P. Hildebrandt, Das Spielzeug im Leben des Kindes (E. Lemke). S. 236. — A. de Cock en J. Teirlinck, Kinderspiel en kinderlust in Zuid-Nederland IV (J. B.). S. 237. — P. H. van Moerkerken jr., De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen (J. B.). S. 238. — G. Pitre, Studi di leggende popolari in Sicilia (J. B.). S. 238. — The Shade of the Balkans, a collection of Bulgarian folksongs and proverbs (K. Dieterich). S. 239. — Ellen u. Paul Mitschke, Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung (J. B.). S. 240.	
Adolf Bastian †. Von Max Roediger	241
Anna Weinhold †. Von Max Roediger	242
Aus den Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde (O. Ebermann)	342

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung A. Asher & Co., Berlin W., Unter den Linden 13, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin SW., Grossbeerenstr. 70, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Bankier Hugo Ascher, Berlin N., Friedrichstr. 112b, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

Aus alten Novellen und Legenden.

Von Pietro Toldo.

(Vgl. oben 13, 412—426. 14, 47—61. 15, 60—74.)

8. Die Sakristanin.

In Bozons nach 1320 niedergeschriebenen 'Contes moralisés'¹⁾ heisst es: „Als König Richard zum heiligen Lande zog, verliebte sich ein Ritter aus seinem Gefolge in einer Stadt, wo sie sich eine Weile aufhielten, in eine Nonne, die endlich den Bitten des Ritters Gehör schenkte. Eines Nachts nahm sie die Schlüssel des Klosters, da sie selber Pförtnerin war, und wollte zu dem Ritter gehen, dessen Wohnung nahe dem Hause lag; und da sie Gott und seiner süßen Mutter ergeben war und jedesmal niederkniete, wenn sie vor dem Kreuze vorüberging, so sprach sie auch jetzt: 'Ich flehe zu dir, Jesus Christus, und danke dir für meine Erlösung; durch deine teuren Wunden und dein heiliges Leiden schütze mich vor Unfall und vor der höllischen Pein!' Als sie so gesprochen, nahm sie die Schlüssel, öffnete das Tor und wollte hinaus. Da stand das Kruzifix vor ihr und streckte die Arme aus. Aber sie war von fleischlicher Anfechtung so entbrannt und von der finsternen Nacht so geblendet, dass sie es nicht merkte. Da streckte das Bild des Gekreuzigten eine Hand aus und fasste und hielt sie, dass sie nicht von der Stelle konnte, bis die Nonnen zur Mette aufstanden und sie dort festgehalten fanden. Da begann sie ihren bösen Vorsatz zu bereuen und versprach Besserung, und das Kruzifix zog die Hand zurück. Alle, die dies Wunder hörten, lobten Gott wie billig.“

Bozons Erzählung ist, obwohl die trefflichen Herausgeber es nicht angemerkt haben, inhaltlich sehr ähnlich einer bereits bei Caesarius von Heisterbach²⁾ († 1240) auftretenden Geschichte: Eine von Liebes-

1) Les contes moralisés de Nicole Bozon, éd. L. Toulmin Smith et P. Meyer (Paris 1889), p. 100, nr. 80.

2) Dialogus miraculorum 7, 33 ed. Strange. — Vgl. meinen Aufsatz 'Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter' in den Studien zur vgl. Literaturgeschichte 2, 314. 320 (1902).

leidenschaft getriebene Nonne will in die Welt fliehen, aber sie ist Jesus ergeben, und Jesus verwehrt ihr 'manibus in cruce expansis' den Ausgang. Doch tritt hier zum Heiland die hl. Jungfrau, von der es bei Bozon nur heisst: 'la dame out estee devoute a Dieux e a sa douce miere'. In der deutschen Legende ist Maria minder 'sanft' als bei dem französischen Erzähler; denn sie gibt der Fluchtbereiten einen Backenstreich, der das verirrte Schäflein rasch wieder auf den Pfad der Tugend bringt. So vergisst die Nonne für immer den schönen Liebhaber, der sie beinahe in die Verdammnis gelockt hätte.

Von den zahlreichen Bearbeitungen dieser von Gautier de Coincy, Passavanti u. a.¹⁾ erzählten Legende abgesehen, suchen anderwärts Jesus oder Maria vergeblich die Flucht der Pflichtvergessenen zu hindern. Die Leidenschaft siegt über die Frömmigkeit, die Nonne flieht aus dem Kloster und geniesst die verbotene weltliche Lust. Das der Flüchtigen entgegen tretende Gottesbild verkörpert die den Schritt der Nonne hemmenden Gewissensbisse; da jedoch die Leidenschaft stärker als das Gelübde ist, übernimmt die hl. Jungfrau meist eine barmherzigere Rolle. Wehe, wenn die menschlichen Fehlritte nicht von Gottes Güte ausgelöscht würden und ein Augenblick der Reue nicht die schuldbelastete Seele erlösen könnte! Fehlt auch die Nonne gegen ihre Pflicht, so trägt doch ihr in der verhängnisvollen Stunde an die Gottesmutter gerichtetes Gebet später reiche Frucht; die Sünderin kehrt ins Kloster zurück und findet, dass Maria ihre Stelle eingenommen, ihren Fall vor allen verborgen hat und ihre Verzeihung erwirkt. Die hohe Barmherzigkeit der allerreinsten Jungfrau preist schon der hl. Bernhard in Dantes 'Göttlicher Komödie'²⁾:

Ein Weib bist du so gross, und soviel giltst du,
Dass, wer nach Gnade strebt und dich nicht anruft,
Der wünschet sich, zu fliegen sonder Schwingen.
Und deine Gütigkeit gewährt dem Hilfe
Allein nicht, der drum bittet; nein, zum öftern
Kommt sie zuvor der Bitt' aus freiem Willen.

1) Mussafia, Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden [1, 73: Pariser Hs. des 13. Jahrh. (Sitzgsber. der Wiener Akademie 113. 1887). 2, 58 (ebd. 115. 1888). 3, 8. 44: Etienne von Besançon Nr. 11 (ebd. 119. 1889). 4, 16 (ebd. 123. 1891). 5, 15 (ebd. 139. 1898). Wright, Latin Stories Nr. 106: De moniali sacristana. Caesarius von Heisterbach, Libri VIII miraculorum ed. Meister 1901 (Röm. Quartalschrift f. christl. Altertumskunde, 14. Suppl.) S. 138: III, 11. Anderes bei Watenphul in der am Schlusse des Aufsatzes angeführten Dissertation.] Aus dem Alphabetum narrationum des Etienne von Besançon (vgl. Hist. litt. de la France 20, 266. Romania 10, 277. 19, 363. Gröbers Grundriss der roman. Phil. 2, 2, 96. Jacques de Vitry, Exempla 1890, p. LXXI) ist, wie Crane (Academy 1890, 22. Febr.) bemerkte, der von D. Mariano-Aguiló herausgegebene portugiesische 'Recull de eximplis e miracles, gestes e faules e altres legendes ordenades per ABC' übersetzt, der unter Nr. 409 (2, 38: Maria officium servorum suorum implet eis absentibus) die Geschichte der Beatrix und unter Nr. 411 (2, 41: Marie cogitatio malam cogitationem impedit) eine dem unten zu besprechenden französischen Mirakelspiele ähnliche Legende erzählt.

2) Paradies, 33. Gesang (deutsch von Philalethes).

Der Ausdruck 'fliegen sonder Schwingen' besagt, dass man ohne Marias Hilfe keine himmlische Gnade erhält und dass sie die geborene Fürsprecherin der armen sündigen Menschheit ist. In den ersten christlichen Jahrhunderten war die hl. Jungfrau vergessen oder doch vernachlässigt, aber dann drang die Vorstellung von ihrer Macht nicht nur in den Sinn aller Gläubigen, sondern wuchs auch bei Abergläubigen und Einfältigen zu ungeheuerlicher Grösse. Der Himmel wird zu einem Gerichtshofe, in dem der Teufel als Ankläger, Jesus als Richter und Maria als Verteidiger auftritt. Wenn der Höllenfürst die mit Blut geschriebenen Schuldscheine derer vorlegt, die ihm ihre Seele verkauft haben, oder das lange Sündenregister der Menschen verliest, so weiss Gott sehr wohl, dass der Feind des Guten nicht ohne Grund redet; aber die Himmelskönigin lächelt sanft, und ihr Lächeln löscht die Schuld aus und vernichtet die Anklagen des Bösen. Der Teufel muss mit langer Nase abziehen, von den Erzengeln mit feurigen Schwertern verfolgt, und sich mit den immerhin zahlreichen Sündern begnügen, die den göttlichen Beistand nicht anriefen oder als dessen unwert befunden wurden. Aus der Neigung, Übernatürliches zu vermenschlichen, und aus der verbreiteten Vorstellung von Marias Güte entsprangen sonderbare, ja unehrerbietige Legenden.

In den französischen Mirakelspielen und 'andächtigen Erzählungen'¹⁾ wird die hl. Jungfrau über die Massen vertraulich behandelt; sie verjagt die Teufel, welche die Keuschheit von Mönchen und Nonnen durch Trugbilder anfechten, hindert wie zum Scherz einen Jüngling, der ihrem Bilde einen Ring an den Finger gesteckt hat, seine Gattin zu umarmen²⁾, und leistet in der Legende ('d'une abbesse qui fut grosse'³⁾ sogar ihrer Schutzbefohlenen Hebammendienste. Ein andermal kämpft sie im Turnier anstatt eines Ritters, oder sie schirmt ein sündiges Liebespaar auf seiner Flucht und lässt sich herbei, einen armen Ehemann zu betrügen. Es wird daher nicht wundernehmen, dass in Passavantis Version der Geschichte von der Sakristanin⁴⁾ Maria sich nicht nur zur niedrigsten Rolle bequemt, sondern auch das ihrem göttlichen Sohne angetane Unrecht zudeckt.

Ein Priester reizte durch unkeusche Worte eine Nonne zu Köln zur Lüsternheit. Da nun ihre Anfechtung, vom Teufel genährt, täglich wuchs und die Nonne sie nicht zu überwinden vermochte, beschloss sie endlich voller Verzweiflung, aus dem Kloster zu fliehen und, den Begierden des schwachen Fleisches folgend, in der Welt zu leben. Und eines Tages nahm sie die Schlüssel der Sakristei, die sie schon lange verwaltet hatte, warf

1) Vgl. *Les miracles de Nostre-Dame*, éd. G. Paris et U. Barbier. Toldo in den Studien zur vergl. Litgesch. 3, 315—324.

2) [Landau, *Das Heiratsversprechen*. Ztschr. f. vgl. Litgesch. 1, 13—33 (1887). *De Vooy's, Mnl. Marialegenden* 1904 2, 304 zu Nr. 160.]

3) Méon, *Nouveau recueil* 2, 314. v. d. Hagen, *Gesamtabenteuer* Nr. 83.

4) Fr. Jacopo Passavanti, *Lo specchio di vera penitenza* (Milano 1716) p. 142—144.

sich vor dem Altare mit dem Bilde der Jungfrau Maria nieder und sprach: 'Herrin, manches Jahr hab ich diese Schlüssel als Sakristanin bewahrt und Tag und Nacht dir gedient. Jetzt bin ich in einem ungewohnten Kampfe so hart angefochten, dass ich mich auf keine Weise zu wehren vermag, und du stehst mir nicht bei. Darum liefere ich dir meine Amtsschlüssel ab und gebe mich besiegt.' Damit liess sie die Schlüssel auf dem Altar, ging aus dem Kloster und lebte eine Weile mit einem Kleriker; und als dieser sie verliess, sank sie so tief, dass sie eine gemeine und öffentliche Sünderin ward. Nach fünfzehn Jahren der Sünde kam sie einst zur Pforte ihres Klosters und fragte den Pförtner: 'Hast du eine Nonne Beatrice gekannt, die früher Sakristanin in diesem Kloster war?' 'Die kenne ich wohl', sagte der Pförtner, 'sie ist eine verständige und ehrbare Klosterfrau und hat von ihrer Kindheit bis heut in diesem Kloster heilig und wohl-angesehen gelebt.' Die Sünderin verstand die Worte des Mannes nicht, sondern kehrte um und ging davon. Da erschien ihr die Jungfrau Maria, von der sie Urlaub genommen hatte, als sie entwich und die Schlüssel abgab, und sprach: 'Fünfzehn Jahre habe ich in deinem Kleid und deiner Gestalt deinen Dienst versehen, seit du aus dem Kloster gingest, und kein Lebender weiss von deiner Sünde. Darum kehre ins Kloster in dein Amt zurück und tu Busse für deine Sünde! Die Schlüssel der Sakristei findest du auf dem Altar auf der Stelle, wo du sie liessesst.' Erschüttert von Gottes Barmherzigkeit und der hl. Jungfrau Gnade, kehrte Beatrice ins Kloster zurück und lebte in Busse und heiligem Wandel bis zu ihrem Tode.

Man könnte annehmen, dass Bozons Legende von Passavantis soeben wiedergegebener Fassung unabhängig sei, wenn nicht eins der 'Miracles de Nostre-Dame' (1, 309. 1876) bezeugte, dass die beiden Teile der Erzählung, wenn sie auch getrennt für sich existieren konnten, sich doch so ergänzen, dass man nicht an eine blosser Laune eines Dichters denken darf. Das Mirakelspiel erzählt „d'une nonne qui laissa son abbaie pour s'en aler avec un chevalier qui l'espousa, et depuis qu'ilz orent eu de biaux enfans, Nostre Dame s'apparut a elle, dont elle retourna en l'abbaie, et le chevalier se rendi moinne.“ Die Nonne gewinnt einen edlen Ritter, der das Kloster besuchen darf, über die Massen lieb und verspricht ihm, in die Welt zu folgen. Die Liebenden haben die Mitternachtsstunde zur Flucht gewählt. Im Kloster schlafen alle und träumen von den himmlischen Freuden, nur die Sakristanin wacht im Gedanken an die irdischen. Draussen harret der Ritter mit seinem treuen Knappen Perrotin und dem ungeduldig stampfenden Rosse. Die Nonne spricht:

Puis que couvent est endormiz,
 Il esconvient que je m'en aille.
 Ce n'est pas raison que je faille
 D'aler ou j'ay convenancié

Par grant amour et fiancié
 Au doulx a qui le mien euer tent,
 Car trop annuie a qui atent,
 Je le sçay bien, n'est pas nouvelle.

Mais avant par ceste chappelle,
 Ou passer parmy me convient,
 La douce vierge par qui vient
 Grace aux humains des cieulx ça jus
 A mains jointes, a genouz nuz,
 Humblement saluer m'en vois
 De cuer devot a basse vois.
 Vierge qui tant nous as valu
 Contre Sathan, je vous salu
 En disant: 'Ave Maria,
 Gracia plena, dominus tecum, bene-
 dicta tu in mulieribus
 Et benedictus fructus ventris tui.'

Dame, a Dieu! je m'en vois mais hui:
 Plus ne vous vueil ore aouer.
 Egar! me fault il demourer?
 Mère Dieu, que peut ce ci estre?
 Vostre ymage s'est venu mettre
 Li droit au travers de cest huis
 Que nullement passer ne puis.
 E! doulx amis, vous muserez,
 Nostre amie huimais pas n'arez,
 Dont moult forment au cuer me
 poise.
 C'est nient, il fault que je me voise
 En mon dortoir.

Das Marienbild wird also unversehens lebendig und hindert die Flucht der Nonne; diese geht in ihre Zelle zurück. Aber dann gewinnt das Flehen des Ritters und des Teufels Versuchung wieder die Oberhand. Warum soll sie das Leben im Kloster vertrauern!

Trop long temps en cloistre ay musé
 Et mon corps en penance usé.

Damit das Marienbild ihr nicht die Flucht verbiete, geht die Nonne still ohne Gebet von dannen:

Couvent dort, que je bien le say,
 Et si me mettray en essay
 De passer parmy la chappelle
 Sanz dire Ave, ne Kyrielle
 Devant l'image de Marie.

So gelangt sie zum Ritter, und beide entrinnen in der tiefen Dunkelheit. Aus dem verbrecherischen Ehebunde gehen Kinder hervor. Wie im Laufe der Jahre die Leidenschaft verhraucht, zieht die Reue ein. Eines Nachts hört die Sakristanin eine fremde Stimme rufen und mahnen: 'Die Stunde der Busse hat geschlagen.' Erschreckt fährt sie vom Lager auf, weckt ihren Mann und teilt ihm mit, was sie gehört hat und was sie tun will. Der Ritter lässt sich überzeugen und nimmt von der geliebten Frau für immer Abschied. Das moderne Bewusstsein würde sich gegenüber einer so unvorhergesehenen Trennung laut empören; den mittelalterlichen Menschen stützt der Glaube und erstickt den Schrei der Leidenschaft. So scheiden die durch Schuld geeinten Gatten ohne Träne voneinander; der Ritter wird Mönch, die Nonne kehrt ins Kloster zurück, um nach Marias Weisung ihre Schuld zu büßen, und die Kinder bleiben schutzlos im einsamen Schlosse und rufen vergebens nach denen, denen sie jetzt nur noch das Leben verdanken. Hier versieht unsere liebe Frau nicht mehr den Dienst der Sakristanin, sie beschränkt sich darauf, diese zur Sühne anzutreiben; doch lässt sich nicht leugnen, dass die dramatische Handlung, während sie im ersten Teile Bozons Erzählung gleicht, im zweiten noch immer an Passavanti erinnert. Um der von der Nonne bewiesenen Er-

gebenheit willen sorgt Maria für ihre Busse und gestattet ihr, in dem Kloster, das sie nie hätte verlassen sollen, ihr Leben zu beschliessen.

Auch moderne Autoren haben die fromme Legende zu rührenden Dichtungen benutzt. Ich verweise auf Charles Nodiers mit soviel Kunstgefühl erzählte 'Légende de soeur Béatrice' (Contes de la veillée. 1838), in der die Geschichte der Sakristanin mit vollständiger Verschmelzung der verschiedenen Elemente dargestellt ist, und auf eine von Gottfried Kellers 'Sieben Legenden' (1872): 'Die Jungfrau und die Nonne', in der nach meiner Empfindung ein höchst lebendiges Gefühl fürs Mittelalter und eine romantische Sehnsucht die Flügel regt.¹⁾

Auch hier heisst die Nonne Beatrix und ist Küsterin des Klosters. Auch hier legt sie die Schlüssel des Klosters der hl. Jungfrau hin, aber das Marienbild steigt nicht vom Altar, um die gottvergessene Flucht zu hindern. Der alten Sage hat Keller eben viel Eigenes beigemischt; die Klostereinsamkeit, zu der die Sünderin zurückkehrt, um das unterdes von ihrer Schützerin verwaltete Amt wieder zu versehen, unterbricht er tröstlich durch das unvermutete Erscheinen des Gatten und der Söhne. Es war Marienfest; alle Nonnen hatten vor dem heiligen Bilde Geschenke dargebracht, nur Schwester Beatrix hatte nichts bereitet. „Wie hierauf die Nonnen gar herrlich zu singen und zu musizieren begannen, zog ein greiser Rittersmann mit acht bildschönen bewaffneten Jünglingen des Weges, alle auf stolzen Rossen, von ebensoviel reisigen Knappen gefolgt. Es war Wonnebold [der Gatte] mit seinen Söhnen, die er dem Reichsheere zuführte. Das Hochamt in dem Gotteshaus vernehmend, hiess er seine Söhne absteigen und ging mit ihnen hinein, um der heiligen Jungfrau ein gutes Gebet darzubringen. Jedermann erstaunte über den herrlichen Anblick, als der eiserne Greis mit den acht jugendlichen Kriegerknien, welche wie ebensoviel geharnischte Engel anzusehen waren, und die Nonnen wurden irre in ihrer Musik, dass sie einen Augenblick aufhörten. Beatrix aber erkannte alle ihre Kinder an ihrem Gemahl, schrie auf und eilte zu ihnen, und indem sie sich zu erkennen gab, verkündigte sie ihr Geheimnis und erzählte das grosse Wunder, das sie erfahren hatte. So musste nun jedermann gestehen, dass sie heute der Jungfrau die reichste Gabe dargebracht; und dass dieselbe angenommen wurde, bezeugten acht Kränze von jungem Eichenlaub, welche plötzlich an den Häuptern der Jünglinge zu sehen waren, von der unsichtbaren Hand der Himmelskönigin darauf gedrückt.“

Von Geschlecht zu Geschlecht pflanzen sich die Volkssagen fort, ihren Stoff und bis zu einem gewissen Grade auch die Form bewahrend, etwa wie die Kinder einer edlen Familie, bei der in den Enkeln das Bild der

1) [Keller benutzte Kosegartens Legenden. Vgl. Scherer, Vorträge und Aufsätze 1874 S. 397f.]

Ahnen wieder auflebt. Schön oder hässlich, sind sie rechtmässige Nachkommen, und keinem fällt es ein, das zu bestreiten. Wenn dagegen, wie ich gelegentlich in einem anderen Aufsätze¹⁾ zeigte, die Volksüberlieferung von Kunstdichtern bearbeitet wird, so ändern sich die Gesichtszüge, durch die Menschenbeobachtung des Autors umgeformt. In der Volksdichtung und in einer noch nicht verfeinerten Literatur verbirgt der Verfasser sich hinter seinem Werke, so dass dem Leser oder Hörer selten in den Sinn kommt, nach dem, der ihn rührt oder erheitert, zu fragen. In der modernen Kunstdichtung dagegen bemerkt man, auch wenn der Autor alte Stoffe bearbeitet, bei schärferem Zusehen ein gewisses Lächeln, das uns den Spott des Dichters in Aussicht stellt, wenn wir die Einfalt seines Tones allzu ernst nehmen wollten. — In Nodiers und noch mehr in Kellers Bearbeitung finden wir zahlreiche und durchgreifende Änderungen, und bei aller Anerkennung des künstlerischen Wertes der deutschen Prosadichtung kann man meines Erachtens nicht behaupten, dass der Verfasser wirklich die religiöse Empfindung des Mittelalters treu wiedergespiegelt habe. Die Küsterin, die mit ihrem Bewusstsein der Gegenwart näher steht, kann jene Zeit voll sündhaften Glückes nicht vergessen und lenkt noch von der Schwelle des Klosters ihre Gedanken trauernd zu den mitten im schönen Leben stehenden Lieben zurück. Selbst die hl. Jungfrau fordert bei Keller keine unbedingte Reue ohne Klagen und Zurückblicken, sie erlaubt der Büsserin, die Geliebten wiederzusehen, und tröstet sie durch die Hoffnung, dereinst im friedevollen Jenseits mit ihnen vereint zu werden. So erscheint uns Maria noch nachsichtiger gegen menschliche Gebrechen, und die Küsterin rührt uns, weil sie schwächer und weiblicher ist. Doch entsprechen diese Maria und diese Sakristanin nicht der Überlieferung. Bei Bozon, Passavanti, im französischen Spiele ist die letztere eine mittelalterliche, in schreckhaften Vorstellungen aufgewachsene Nonne, die schaurige Rufe aus Gräften zu hören und Verdammte und Teufel heulend durch den Wald laufen zu sehen glaubt. Bei der sie im Sündenleben überraschenden Mahnung befällt sie eine seltsame Angst, stärker als der Schauer vor dem Bösen und die Furcht vor der Strafe, und sie erblickt schon die von Seufzern, Klagen und Weherufen wiederhallende Hölle, wie sie ihr von ihren frommen Genossinnen geschildert und vom Prediger auf der Kanzel ausgemalt worden war. Darum vergisst die Sakristanin so leicht Welt, Gatten und Kinder, darum flieht sie in tollem Schreck und sucht in ihrem Kloster Zuflucht und Schutz bei dem Marienbilde, das alle aufnimmt, die sich zu ihm wenden. Das gleiche begegnet dem Gatten; wenn er sich nicht sofort bekehrt, folgt auf das kurze Leben eine Ewigkeit voll Schmerzen; die Vergangenheit gehörte dem Teufel, jetzt ist

1) Zeitschrift für romanische Philologie 27, 278—297 (1903): 'La leggenda dell'amore che trasforma.'

die Stunde der Sühne. Was gelten die flüchtigen Freuden der Welt im Vergleich zu einem Frieden oder einer Qual ohne Ende! Die mittelalterliche Jungfrau Maria würde ihren Blick von der flehenden Büsserin abwenden, wenn die Erinnerung an die sündige Liebe nicht völlig in ihr erloschen wäre; war die Schuld gross, muss die Busse ganz und bedingungslos, Weltlust und Fleisch für immer erstorben sein; Familie, Kinder, Gatten muss sie vergessen um der Liebe zu Christus willen. Denn wer verlässt Häuser oder Brüder oder Schwestern oder Vater oder Mutter oder Weib oder Kinder oder Äcker um meines Namens willen, der wird es hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben.¹⁾

[Ich erlaube mir hinzuzufügen, dass noch mehr als die S. 129 genannte Erzählung 7, 33 des Cäsarius von Heisterbach die darauf folgende Nr. 7, 34 'De Beatrice custode' auf die folgenden Bearbeitungen der Legende von der Sakristanin eingewirkt hat, wie dies Walther Friedländer in einem hübschen Feuilleton der Nationalzeitung 1904, 6. und 8. März anlässlich des Maeterlinckschen Dramas darlegt. Beatrix heisst sie in der oben angeführten metrischen lateinischen Legende (Mussafta, Studien 3, 8), bei Etienne von Besançon (oben S. 130¹⁾), in dem schönen niederländischen Gedichte Beatrijs (B., een sproke uit de 13. eeuw uitg. door Jonckbloet 1841 und 1859, door Kaakebeen en Ligthart 1902; deutsch von W. Berg 1870), in der niederländischen Prosalegende (De Vooy's, Middelnederlandsche Marialegenden 1, 42—51. 2, 106. 276 f. 1903. Vgl. De Vooy's, Middelnederlandsche Legenden en Exempelen 1900 S. 109²⁾), in den Alexandrinern von Petrus Vloers (Mirakelen vanden h. Roosencrans, 2. deel, Antw. 1659, Nr. 7), bei Alanus de Rupe (Tractatus mirabilis de ortu atque progressu psalterii Christi. Venetiis 1665, p. 272), J. Alberdingk Thijm, Legenden en fantasien 1847, S. 36, J. Ovolet de Brouwere van Steeland, Gedichten 1, 117—141, C. Honigh, Geen zomer, nieuwe gedichten 1880³⁾ usw. — 1630 erzählt Chrysostomus Henriquez, der Historiograph des Cisterzienserordens (Menologium Cistertiense, Antw. 1630, S. 373. Danach G. Bucelinus, Menologium Benedictinum 1655 S. 761), dass die am 6. November verstorbene Beata Beatrix, die Heldin der Legende des Cisterziensers Cäsarius, zu Marmontier im Hennegau im Cisterzienserkloster S. Maria de Oliva³⁾ gelebt habe und dass ihr Grabmal, das er selbst in der durch Feuersbrunst zerstörten Klosterkirche nicht mehr habe auffinden können, ehemals vielfach verehrt worden sei: 'Et quidem usque in hodiernum diem multi sunt, qui sanctae feminae auxilium imploraturi eo veniunt multaque eius miracula patrantur'. Ob bereits die von ihm zitierte spanische Chronica del orden de Cister des Barnabas de Montalvo (1602. 1, lib. 2) die Legende lokalisiert hat, konnte ich bisher nicht feststellen; über die rege Betätigung der Cisterzienser in der Marienpoesie vgl. Schönbach, Studien zur Erzählliteratur des Mittelalters 1, 111 (Sitzungsber. der Wiener Akademie 139, 5. 1898). — Vgl. ferner Méon, Nouveau recueil de fabliaux 2, 154: 'De la sougretaine' (1823); vgl. Tobler, Jahrb. f. roman. Phil. 7, 423 und Romania 13, 240. Gröber, Ein Marienmirakel (Beiträge zur roman. u. engl. Philologie, Festgabe für W. Förster 1902 S. 421—442; vgl. G. Paris, Romania 31, 619): 'D'une none tresoriere'. Jean Mielot,

1) Ev. Matth. 19, 29.

2) Auf diese drei Bearbeitungen wies mich Herr Fl. van Duyse in Gent freundlichst hin.

3) 'Olivae abbatia (Olive) dioc. Hannonia, inter Nivellam et Binchium' (A. Miraeus, Chronicon Cisterciensis ordinis 1614 S. 303).

Miracles de Nostre Dame ed. Warner 1885 Nr. 69. Gautier de Coincy, C'est d'une nonnain qui issi de l'abaie por son amis (ed. Ulrich, Zs. f. rom. Phil. 6, 339). Adgars Marienlegenden hsg. von Neuhaus 1886 S. 223. Rutebeuf 1, 302. Gudin, Contes 1804 1, 65. Trésor de l'âme (Mélanges tirés d'une gr. bibl. 5, 13. Wieland, Werke 49, 16 = Teutscher Merkur 1781, 3, 58: Beatrice). P. Crasset, L'échelle du paradis p. 123. Nodier, Légende de soeur Béatrice (deutsch in den Blättern z. K. der Lit. des Auslandes 1840, 602). A. Villiers de l'Isle, Nouveaux contes cruels. E. Gens, in Ruines et paysages en Belgique. L. de Busschere in Revue blanche 1897, Juni. Maeterlinck, Soeur Béatrice 1901. Avellaneda, Segundo tomo del Don Quixote 1614 cap. 17 = Bülow, Novellenbuch 3, 388 (1836: Das glückselige Liebespaar). Lope de Vega, La buena guarda oder La encomienda bien guardada (Schack, Geschichte der dram. Lit. in Spanien, Nachtr. 1854 S. 51. Schäffer, Geschichte des span. Nationaldramas 1890 1, 171). Rosete Niño, Solo en Dios la confianza (Schäffer 2, 216). A. M. v. Liguori, Herrlichkeiten Mariä (Sämtliche Werke 1, 1, 4, 172. Regensburg 1842). J. Zorrilla, Margarita la tornera (Cantos del trovador = Obras 1852 1, 281). Busk, Folk-lore of Rome 1874 S. 228: 'La monica Beatrice'. Proctor, Legends and lyrics vol. 2: 'A legend of Provence' (Notes and Queries 5. Ser. 10, 177. 1878). Mariu Saga ed. Unger 1869 S. 514. — Deutsche Prosa im Münchner Cod. germ. 626 und Bolte, Alemannia 17, 11. Germania, Trauerspiel von Pater Elias (Eichstadt 1800) S. 25. Kosegarten, Legenden 1, 117 (1810: Beatrix, Prosa). Amalie v. Helwig, Die Rückkehr der Pförtnerin (Taschenbuch der Sagen und Legenden 1, 35. 1812: Clärchen). Euseb. Emmeran, Die Glorie der hl. Jungfrau Maria 1841 S. 21: 'Maria als Küsterin'. Montanus [Zuccalmaglio], Die Vorzeit d. Länder Cleve 1, 350 (1837: Gunhilde, nach Caesarius). Kretschmer-Zuccalmaglio, Deutsche Volkslieder 2, 104 Nr. 46 (1840. Gunhilde. 'Vom Niederrhein') = Brahms, Deutsche Volkslieder Heft 1. W. v. Waldbrühl, Rhingscher Klaaf 1869 S. 139. Schell, Bergische Sagen 1897 S. 78 und 573: 'Gunhild'. W. v. Merckel, Maria vom blühenden Dornstrauch (1842. Gedichte 1866 S. 74—96). Wolf, Niederländische Sagen 1843 S. 418 (Beatrix). Kaltenbäck, Mariensagen in Österreich 1845 No. 17: 'Zur Himmelspförtnerin'. Vogl, Balladen 1851 S. 447: 'Von der Pförtnerin'. F. Halm, Werke 7, 168 (1864: 'Die Pförtnerin'). Bauernfeld, Aus der Mappe des Fabulisten 1879 S. 12: 'Aus der Wiener Himmelpfortgasse'. — Die meisten dieser Fassungen sind sorgfältig untersucht und besprochen in einer soeben erschienenen Göttinger Dissertation von H. Watenphul: Die Geschichte der Marienlegende von Beatrix der Küsterin. Neuwied 1904. 108 S. J. Bolte.]

Das Salz im Volksglauben.

Von Otto Schell.

1. Woher kommt das Salz?

In der Sage vom Engelberger Pfaffen (Laistner, Nebelsagen S. 191) schleppt dieser ein Fass den Berg hinan. Dieses Fass ist mit Salz gefüllt. Es springt sofort in die Augen, dass wir in diesem Zuge eine Verwandtschaft mit der Sisyphussage vor uns haben. Das Salz des Fasses scheint

aber, wie Laistner bemerkt, dasselbe zu bedeuten wie der Sand, den der springende und platzende Nebelwolf in sich gefressen hat, nämlich Schnee. Als salzig wird darum der Schnee bezeichnet, wenn er durch die Kälte körnig und locker geworden ist (Berlepsch, *Die Alpen in Natur- und Lebensbildern* S. 200), und der deutsche Volkswitz erzählt von einem, der Schnee dörrete, um ihn für Salz zu verkaufen (Körte, *Sprichwörter* S. 399. [Müller-Fraureuth, *Die deutschen Lügendichtungen* 1881 S. 45. 57. 120]). Laistner bemerkt: „Des Nebelmännleins Lecktäschlein ist also mit Schnee gefüllt, und von solchem Salze wollen freilich die Weidekühe nichts wissen. Die Wolkenkühe sind williger, und so oft sich das Nebelmännlein gezeigt hat, wird im Schneegestöber offenbar, wie gierig sie aus seiner Nebeltasche geschmaust haben. Im Sommer allerdings ist es anders, da müssen sie des Schnees darben; die schneelosen Sommerwolken sind die Kühe, die er hintangesetzt hat, und die nur für die Ethik der Sage aus missachteten Tieren zu Tieren der Missachteten, der Armen und Unterdrückten werden.“

Einen Schritt weiter in unserer Untersuchung bringt uns ein Märchen der Brüder Colshorn (S. 78), welches von einer Mühle erzählt, welche weisses Mehl mahlt, wenn sie links herumgedreht wird; im anderen Falle mahlt sie Graupen. Einst, als diese Mühle Graupen mahlte, war sie nicht mehr zum Stillstand zu bringen, weil niemand mehr den geheimen Kunstgriff, der dies herbeiführte, kannte. Darum mahlt die Mühle nun immerzu; ist aber ein grosser Haufen Gemahl beisammen, dann weht es der Wind auf die Erde herab, und es graupelt. Die Graupen bedeuten hier also die Graupeln; das Mehl kann darum nur den Schnee darstellen. Nach dieser Volksanschauung gibt es demnach eine himmlische Mühle, welche hier als Schneec- und Graupelmühle erscheint, an anderen Stellen aber (Colshorn S. 173ff.; Mannhardt, *Mythen* S. 399) als Salzmühle. Unter dem Salz haben wir demnach nichts anderes zu verstehen als die aus den Wolken kommenden weissen Niederschläge: Schnee und Graupeln. Nach Montanus (*Volksfeste* S. 37) wird am Niederrhein der Schnee auch als Häcksel aufgefasst.

Die jüngere Edda enthält die Sage vom Gesang bei der Mühle, ein mythisches Lied, wie es Hans von Wolzogen (*Die Edda*) bezeichnet. Fenja und Menja, die beiden Mägde, welche da mahlten, sind Wolkenjungfrauen. Nach der Ernte des Kornes mahlen sie nur Salz, nämlich Schnee. Die lichte Freia, die deutsche Berta, wird zur winterlichen Frau Holle, die weisse Flocken statt goldener Ähren zur Decke für die Erde herabsendet. Der Seekönig Mausing raubte Frotas Mühle und brachte sie auf sein Schiff. Dort liess er weisses Salz mahlen, bis alles in der Petlandsbucht versank. An dieser Stelle ist seitdem ein Strudel, da, wo die See durch das Loch des Mühlsteins fällt; die See aber tost, wo er sich dreht, und ward daher auch salzig. [Herrmann, *Nord. Mythologie* 1903

S. 222.] Eine Umgestaltung hat die mythische Schneemühle in diesem 'mythischen Liede' bereits erfahren, indem sie zur Wunschmühle geworden ist, welche alles mahlt, was König Frote nur wünscht: Gold und Frieden. Darum heisst es in dem Liede:

Wir mahlen dem Frote Macht und Heil
 Und reiches Gut auf des Glückes Mühle:
 Er sitze im Reichtum, er ruhe auf Daunen,
 Sei munter am Morgen, so mahlen wir's gut.

Auch ist die Mühle schon aus ihrem natürlichen Reiche, dem gebirgigen Schweden, nach Dänemark gekommen und in den Besitz des Dänenkönigs gelangt; aber man bedarf zu ihrem Betrieb doch noch der Schneeriesinnen Fenja und Menja. Auch mahlt die Mühle nach unserem Liede noch das ursprüngliche Salz. Aber das Lied versteht das Salz als wirkliches Salz, welches dem Meerwasser seinen Salzgeschmack verleiht. Das ist eine von dem ursprünglichen Mythos abweichende Auffassung. König Mysingr oder Mausing führt diese Umwandlung herbei, „der die Vermittlung des Schneesalzes mit dem Seesalze übernimmt“.

Die Schneemühle ist aber eine Wettermühle überhaupt, wie Laistner (Nebelsagen S. 326) nachweist. Mahlte schon die einfache Schneemühle Graupen, Mehl, Salz usw., so tritt bei ihrer Erweiterung zur Wettermühle noch Gold und Frieden hinzu; damit war es nahe gelegt, die meteorologische Mühle auch als Wunschmühle aufzufassen. „Um so merkwürdiger ist, dass auch nach dem Übergang in fremde Volksvorstellungen, nämlich als Sampo im finnischen Epos, unsere Mühle immer noch Salz, Mehl und Gold mahlt, zwei winterliche und ein sommerliches Symbol.“ Eine goldmahlende Mühle kennt auch eine färöische Sage (Antiquarisk Tidskrift 1847, S. 296 und Liebrecht, Zur Volkskunde S. 317f.).

Der Glaube an unsere Schneemühle lässt sich in ganz Deutschland nachweisen. Aber in Oberdeutschland bringt der Volksglaube das Salz mit dieser Mühle nicht mehr in Verbindung, wohl aber in Niederdeutschland (Colshorn, Märchen S. 175). Eine starke Abwandlung hat diese Auffassung in einer von Kuhn (Westfäl. Sagen 2, 10) mitgeteilten Sage erfahren: Der wilde Jäger heisst in der Gegend von Werle der Hojäger. Einmal lagen Pferdejungen beim Feuer, und es schrie ihm einer von ihnen nach; da warf er eine Pferdekeule herab; der Junge war aber kurz entschlossen und rief, den Braten habe er nun, jetzt müsse er auch Salz bringen, da ist die Keule wieder verschwunden. Das himmlische Salz ist hier noch deutlich erkennbar.

Ferner darf hier der Abschnitt aus der germanischen Mythologie angezogen werden, welcher die Entstehung der Götter schildert. Audhumbla, die milchspendende Urkuh, 'ein indogermanisches Bild der allnährenden Wolke' (E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 108), ist aus dem Nebel und Eis der Elivaga hervorgegangen. Sie nährt den Riesen Ymer und leckt aus

den salzigen Reifsteinen das Urwesen Buri hervor, welcher mit den Menschen in der Gestalt übereinstimmt. Doch muss bemerkt werden, dass E. H. Meyer diese Mythe in ihrer Echtheit anzweifelt. Sehen wir davon ab, so erscheint das Salz als belebend und ernährend. Simrock (Myth.⁶ S. 19) deutet diese Mitteilung folgendermassen: „Hier gewinnen wir aber eine Bestätigung der eddischen Darstellung. Jene Salzsteine waren durch die Gegeneinanderwirkung von Frost und Hitze, aus Eis und Feuer entstanden; und ähnliches meldet Tacitus als den Glauben der Germanen von der noch fortwährenden Erzeugung des Salzes, als sei es ‘ex contrariis inter se elementis, igne atque aquis, indulgentia numinis (durch Allvaters Zulassung?) concretum’. Vgl. Uhland, Schriften 7, 479. Auch das Salz ist belebend und ernährend: es dient überall zum Bilde geistiger Kraft und Nahrung, und germanische Völker, Kelten und Hermanduren sowie später Burgunden und Alemannen stritten um die heiligen Salzquellen: Tac., Germ. 20; Ann. 13, 57; Plinius, Hist. nat. 31, 39. Ammianus Marc. 28, 5. In ihm müsste die männliche Zeugungskraft angedeutet sein.“

2. Die lebenspendende Kraft des Salzes

tritt uns auf den verschiedensten Gebieten entgegen. Diese kurz zu beleuchten, ist der Zweck der weiteren Ausführungen.

Das geheimnisvolle Salz, welches der himmlischen Salzmühle entquillt, tritt zunächst mit der ebenfalls von einem göttlichen Geheimnis umgebenen Quelle, welche durch den himmlischen Blitzstrahl erschlossen wurde, in Verbindung. Der Salzquell, das Produkt dieser Verbindung, war darum den Germanen besonders heilig und führte, wie wir oben andeuteten, zum Kampf um die heiligen Salzquellen bei verschiedenen germanischen Völkerstämmen. Ferner verstehen wir es, wenn nach Sommer (Sagen aus Sachsen und Thüringen Nr. 67) im salzigen See bei Eisleben Frau Wolle (entstellte Namensform für Frau Holle) badet, nachdem sie von einem steinichten Berge bei Aseleben herabgestiegen ist. Das Bad ist hier nicht schlechtweg als eine Reinigung aufzufassen, sondern Frau Holle ist die Wolkengöttin der Germanen, welche Regen und Schnee zur Erde sendet und darum zu den Brunnen in besonders nahe Beziehungen tritt (vgl. K. Weinhold, Die Verehrung der Quellen in Deutschland S. 18ff.). Dass sie aber von einem Berge zum Bade herabsteigt, „ist der Ausdruck für die weisse Wolke, die sich aus der Höhe in den feuchten Waldgrund oder zum Fluss herabsenkt“ (Weinhold). Die weitere Ausgestaltung dieser Anschauung zu der vom Wohnen der Geister in Salzquellen ist nicht befremdend. So berichtet Ernst Meyer (Sagen aus Schwaben S. 96) von Schwäbisch-Hall, dass dort ein Brunnengeist in der Salzquelle hause, der Hallgeist genannt. Derselbe zeigt Überschwemmungen an, und man ist bestrebt, ihn bei guter Laune zu erhalten. Wenn es um den Brunnen,

so berichtet Herolds Chronik von 1541, „etwan ongeheir“ ward, umschritt man am Sonntag Rogate mit dem Heiligtum den genannten Salzbrunnen.

Der Salzbrunnen ist hier ein heiliger, verehrter Quell. Stark herabgemindert erscheint diese Verehrung, wenn man in der Eifel in einen neugegrabenen Brunnen gleich nach der Fertigstellung Salz wirft; man glaubt, dadurch halte sich das Wasser besser und sei gesunder (Schmitz, Sitten und Sagen des Eifler Volkes 1, 97). In der Umgegend von Mettmann bei Elberfeld ist derselbe Gebrauch auch heute noch in Übung, und auch nach der Reinigung eines Brunnens schüttet man Salz hinein. Letzteres geschah dort z. B. vor einigen Jahren; das Quantum, 3—4 kg, war aber etwas reichlich bemessen worden, und das Wasser blieb längere Zeit ungenießbar. Einen Grund kann man für dieses Vorgehen in Mettmann nicht mehr angeben. Man folgt lediglich den Traditionen der Väter.

In Remlingrode (und auch an anderen Orten des ehemaligen Herzogtums Berg usw.) warf man in früheren Zeiten einige Salzkörner in die Milch und glaubte sich nun sicher, dass diese nicht behext werden könnte. Auch hier hat man einen uralten Brauch beibehalten; aber zu einer Zeit, wo man vielfach unverständene Sitten und Gebräuche mit der Hexerei in Verbindung brachte, auch diese Gewohnheit in der oben angedeuteten Weise zu erklären versucht. Den tieferen Sinn erkennen wir aber, wenn wir eine kleine Anleihe in Westfalen machen. Nach Kuhn (Norddeutsche Sagen S. 470) soll, wer einen Hecktaler haben will, in der längsten Nacht des Jahres einen schwarzen Kater in einen Sack stecken und diesen fest, und zwar mit 99 Knoten, zubinden. Dann geht man dreimal um die Kirche und ruft, wenn man am Schlüsselloch vorbeigeht, den Küster. Beim dritten Male erscheint dann der Teufel, welchen man fragt, ob er einen Hasen zu kaufen wünscht, worauf man für den Kater den gewünschten Hecktaler erhält. Der Betreffende hat sich dann aber eiligst zu entfernen, um in ein Haus zu gelangen; denn holt ihn der Teufel vorher ein, nachdem er die 99 Knoten gelöst hat, so ist der Mensch verloren. Den Hecktaler wird man nur los, wenn man ihn in Salz steckt, vermöge der Heiligkeit desselben. Wenn also Salz in die Milch, in den Brunnen geworfen wird, so ist dies nichts weiter als ein Weiheakt nach germanisch - heidnischer Sitte, vollzogen durch das heilige Salz.

In Guldal in Norwegen wirft man auch (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 316ff.) Salz in die Milch, damit die Hexen der Kuh, von der die Milch kommt, nicht schaden können, denn „das Salz kommt von dem Meere, und das Meer ist geweiht“. Pfannenschmidt (Das Weihwasser) bemerkt erläuternd dazu: „Es ist längst bekannt, dass Griechen und Römer, welche den Gebrauch des Weihwassers vor dem Christentum kannten, gern Meerwasser zu Weihwasser benutzten, und dass sie, wo sie dasselbe nicht haben konnten, das Quellwasser durch einen Zusatz von Salz zu künstlichem Meerwasser umschufen, um dessen Wirksamkeit als Weihwasser dadurch

zu erhöhen. Schon Euripides hatte gesagt, dass das Meer (oder das gesalzene Wasser) alle Sünden der Menschen abwasche. Da das Salz nicht nur eine erhaltende, sondern deshalb auch eine reinigende Kraft besitzt, so wird man dem Meerwasser oder dem künstlich erzeugten Salzwasser ebenfalls eine vorzugsweis reinigende Kraft zugeschrieben haben. So wurde das mit Salz versetzte Weihwasser ein symbolisches Mittel der Reinigung.“

Gleichzeitig tritt das Salz zu einem zweiten Element, dem Feuer, in Beziehung, und zwar im Glauben der galizischen Juden, worüber B. W. Schiffer (Urquell 4, 210) folgende Mitteilung macht: „Gegen bösen Blick: Kohlenlöschchen. Wird jemand ohne sichtbare Ursache von Übelkeit befallen, so geschah dies nur infolge eines bösen Blickes. Man nehme ein mit Wasser gefülltes Glas und werfe mit einem Messer darin glühende Kohlen vom Herde, indem man zählt: eins, zwei, drei usw. bis neun; darauf spreche man: So wie über Josef den Gerechten das ‘Ain-ha-ra’ (böser Blick) nicht ‘scholet’ sein (bewältigen) konnte, so möge es von N. Sohn (Tochter) der N. (hier wird der Name des Kranken und der seiner Mutter gelispelt) schwinden, ohne ihm schaden zu können. Weiter spreche man: Gleich wie die Kohlen im Wasser zerfließen, so zerfließe das ‘Ain-ha-ra’ von N. N. Darauf werfe man neuerdings glühende Kohlen ins Glas, indem man zählt: nicht eins, nicht zwei usw. bis neun, und wiederhole dieselbe Formel. Endlich werfe man weitere neun Kohlen ins Glas und zähle rückwärts: nicht neun, nicht acht usw. bis eins, und spreche dieselbe Formel. Zum Schluss schütte man etwas Salz ins Glas auf der Spitze des Messers und spreche: Gleich wie das Salz zerfließt, so zerfließe usw. Die Formel ist jeweilig je dreimal zu wiederholen. Jetzt beobachte man, ob die Kohlen steigen oder fallen; wenn ja, rührt der böse Blick von einem Frauenzimmer, wenn nicht, von einem Manne her. Man gebe darauf dem Kranken vom Wasser zu kosten, befeuchte seine Hände und Schläfen und schütte den Rest in alle vier Ecken des Zimmers, das Glas stelle man darauf umgestürzt vor der Tür.“ B. W. Schiffer berichtet noch ein anderes Beispiel vom Volksglauben der galizischen Juden, welches hier angezogen werden muss (Urquell 4, 74): „Heftiges Prasseln des Feuers auf dem Herde bedeutet, dass Feinde böse Ränke schmieden; man muss daher eine Handvoll Salz ins Feuer schütten, was man ‘den Feinden Salz in die Augen streuen’ heisst.“ Auch bei den Nordgermanen gewinnt das Salz durch eine Verbindung mit dem Feuer. Am Weihnachtsabend wird in Norwegen ein Häufchen Salz mit einem Holzkreuz darin auf den Herd geschüttet. Am nächsten Morgen zerreibt man das durch die Wärme gehärtete Salz und gibt es den Kühen (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 320).

Zur Anwendung des Salzes in der Volksmedizin gehören noch einige Beispiele aus Litauen. So schützt Salz, welches man in den Zipfel des

Gewandes bindet oder, in ein Tuch gebunden, um den Hals trägt, gegen Ansteckung. Am Tage oder bei der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nimmt man einen Esslöffel voll Salz in die linke Hand, geht an ein fließendes Wasser, streut mit der rechten Hand das Salz ins Wasser, indem man das Gesicht nach der Mündung kehrt und spricht:

Ich streue diesen Samen
In Gottes Namen,
So dieser Same wird aufgehn,
Will ich mein Fieber wiedersehn.

(Aus Alt-Pillau bei Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 32. 52f.)
Nach Bartsch (Sagen aus Mecklenburg 2, 106) verwendet man Salz zur Heilung des Fiebers in folgender Weise: Wenn man Brot und Salz in einen Leinwandlappen bindet, drei Vaterunser darüber betet und zugleich das Zeichen des heiligen Kreuzes darüber macht und es alsdann rücklings in fließendes Wasser wirft, so vergeht das Fieber. In diesen Beispielen geht das Salz wieder eine Verbindung mit dem Wasser ein und wird dadurch erst zu einem zauberkräftigen Heilmittel. In Dänemark nimmt man morgens, ehe man etwas genossen hat, Salz und Brot und glaubt dann vor jeder Krankheit geschützt zu sein (nach mündlichen Mitteilungen).

Auch zum dritten der alten Elemente, der Erde, hat das Salz eine Art Wahlverwandtschaft, als deren Folge Heilkraft und Segen hervorgehen. So berichtet Liebrecht (Zur Volkskunde S. 316) aus Norwegen, dass dort die Sennerinnen bei der Ankunft auf der Sennerei ehemals etwas Erde vor der Tür der Sennhütte aufnahmen, diese mit Salz vermischten und dem Vieh gaben. Befanden sich mehr Sennenwirtschaften in der Nähe und waren noch nicht bezogen, so konnte die Sennin sich auch dorthin schleichen und etwas Erde fortnehmen.

Führen wir hier gleich noch verschiedene Beispiele an, in welchen gezeigt wird, wie der Mensch sein Vieh durch die dem Salz innewohnende Kraft gegen Unfall usw. zu schützen sucht. Wenn in Norwegen der Leitkuh die Glocke umgehängt werden soll, füllt man sie zuvor mit Salz und gibt das dann der Kuh (Liebrecht, Zur Volkskunde S. 320). Dürfen wir hier nicht eine Verbindung des Salzes mit der Luft als dem vierten Element annehmen? A. Tienken (oben 9, 166f.) berichtet aus den Marschen: „So legte man dem Vieh, wenn es im Frühjahr auf die Weide getrieben wurde, ein Beil vor die Schwelle. Das schützte vor Hexerei. Ein anderes Mittel bestand darin, dass das Vieh auf Stirn und Kreuz mit Salz bestreut wurde, wozu dann allerlei geheimnisvolle Sprüche gemurmelt wurden. Diese beiden Prozeduren geschahen in vielen Häusern stets, sobald das Vieh den Stall, wenn auch nur vorübergehend, verlassen musste.“ Reiterer (Hexen- und Wilderer Glaube in Steiermark, oben 5, 412) schreibt aber: „Ganz originell ist die bäuerliche Anschauung, dass Wilderer dem Wilde geweihtes Steinsalz geben, um es leichter zu bekommen. Bekanntlich ist

es auf dem Lande üblich, am Stephanstage in der Kirche Salz weihen zu lassen, das sogen. Stephanssalz, welches den Haustieren, vornehmlich dem Rinde, gegeben wird, damit allerlei Übel abgewendet werden. Deshalb finden wir es auch erklärlich, warum geglaubt wird, geweihtes Steinsalz könne auch eine Wirkung auf das Wild haben. Es wird als 'Lecksalz' auf die Berge gebracht, und das Wild wird dadurch zahmer und leichter zugänglich.“

Es ist nur eine logische Konsequenz dieses Glaubens, wenn das Salz auch zum Gedeihen des Getreides in Beziehung gebracht wird. So bindet man in der Gegend von Marggrabowa in Preussen in den Zipfel des Säelakens Salz und einen Silbergroschen, um dem Getreide Wachstum zu sichern; in manchen Ortschaften um Dönhoffstädt legt man Geld hinein, um einen hohen Preis für das Getreide zu erzielen. In Lubainen knüpft man nach den Mitteilungen Töppens (Aberglauben aus Masuren S. 92) Brot und Salz, in Hohenstein Silberstückchen, Brot, Salz und Fenchel zur Beförderung des Gedeihens in Säelaken (Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 134f.).

Diese belebende Kraft des Salzes muss sich auch (wir führten schon dafür in anderen Beziehungen Beispiele an) als Gegenmittel gegen die geheimnisvolle Wirksamkeit der Hexen bewähren, so dass hier die lebenswirkende, lebenspendende Kraft, welche dem Salz im Volksglauben inneohnt, noch potenziert erscheint. Im Patznauntale (Alpenburg, Deutsche Alpensagen S. 200f.) waren einst die Hexenweiber zum Tanz versammelt, als sich der neugierige Mann einer Teilnehmerin einfand. Das Weib bot ihm Kuchen dar; davon nahm und ass der Mann; aber er schmeckte wie Judenmatzen, war ohne Salz und Schmalz. Der Mann hatte etwas Salz in seiner Tasche; das streute er auf, ass und sagte: Das Salz ist doch eine herrliche Gottesgabe! Da krachte es um ihn als berste der Berg; Lichter und Feuer erloschen; alles verschwand, und der Mann sass allein auf einem Felsen in öder finsterner Wildnis. — Im gewöhnlichen Leben sind aber die Hexen vom Salz ebenso abhängig wie die übrigen Sterblichen, was die von Alpenburg (S. 184) mitgeteilte Sage von der Sattelhexe beweist.

Die Kraft des Salzes bewährt sich nach dem allgemein verbreiteten Glauben, dass man, wenn einer von dem anderen Milch holt, Salz hineinstreuen müsse, da sonst durch die Milch etwas angetan werden könnte (Mecklenburg: Bartsch 2, 137; im ehemaligen Herzogtum Berg: des Verf. Bergische Sagen S. 264 usw.). Frischbier (Hexenspruch S. 15) bemerkt: „Hat man auf dem Markte Milch gekauft, so tut man gut, auf dem Heimwege etwas Salz in dieselbe zu streuen: sie ist dadurch gesichert gegen den bösen Blick, das Verrufen missgünstiger Leute (Ermland).“ Am heil. Christabend treiben die Hexen namentlich ihr Wesen. Der Bauer in Preussen streut darum, um ihrem Zauber zu begegnen, gleich nach Sonnenuntergang Salz in den Stall und in die Krippen, greift aber auch noch zu

anderen Mitteln (Frischbier, Hexenspruch S. 12f.). „Leiht man noch warmes Brot weg, oder gibt man es in anderer Art aus dem Hause, so steckt man Salz hinein, dann kann man vor jedem ‘Schabernack’ sicher sein“ (Samland; Frischbier, Hexenspruch S. 123f.). Wird das Vieh mit Salz bestreut, so ist es vor Verhexung, bösen Augen usw. geschützt (Bartsch 2, 142. 144. 146). Auch als Diebeszauber wird das Salz in Mecklenburg (Bartsch 2, 339f.) angewandt, indem man drei neue Teller auf den Herd stellt, den einen mit Brot, den zweiten mit Salz und den dritten mit Schmalz füllt. Dann legt man einen Blechdeckel darüber. Auf jeden Deckel lege man ferner glühende Kohlen und spreche kaum hörbar:

Ich lege dir, N. N., Brot, Salz und Schmalz auf die Glut,
Von wegen deiner Sünd und Übermut usw.

Solches muss drei Abende nacheinander geschehen, jedesmal neunmal usw.

Befremdend ist es nach diesen Mitteilungen, dass in Preussen (Frischbier, Hexenspruch S. 8) eine Mutter, um zu erfahren, ob ihr ungetauftes Kind verrufen sei, nur mit der Zunge über seine Stirn zu fahren braucht; zeigt sich ein salziger Geschmack, so ist die Verrufung ausser Zweifel.

Auch das Wohnhaus schützt man gegen jede Einwirkung der Hexen durch Salz. Nach Montanus (Volksfeste S. 18) streut der bergische Landmann in die zur Grundmauer aufgeworfenen Gruben Salz, Asche, Getreide und Wermutblätter (auch wohl andere Kräuter); „einige sagen, um Spuk fernzuhalten, andere sagen, um der Mäuse willen.“ In diesem Brauche dürften sich verschiedene Elemente naiven Volksglaubens berühren; nicht zuletzt aber darf das Salz hier als Abwehrzauber gegen Hexen usw. aufgefasst werden. In eine neue Wohnung muss man zuerst Brot und Salz hineinbringen (Bartsch 2, 129). Dasselbe fordert der Volksglauben in Dänemark selbst in den besseren Kreisen der Hauptstadt noch heute vielfach. Oft wird auch Brot und Salz von den Leuten gegessen, die die Wohnung beziehen. In Preussen (Frischbier, Hexenspruch S. 106), wo derselbe Gebrauch herrscht, glaubt man, dass die Bewohner dann niemals Mangel leiden. Bekanntlich bieten die Halloren aus Halle, welche schon durch Sprache und Kleidung ihren wendischen Ursprung dokumentieren und noch manche altväterliche Sitte bewahrt haben, an jedem Neujahrstage dem deutschen Kaiser Brot und Salz an, wie es in Russland allgemein Sitte ist. Im ‘Dannebrog’ vom 9. Juni 1902 wurde berichtet, dass bei der Ankunft des dänischen Prinzen Christian und seiner Familie in Aarhus in Jütland, um sein Sommerschloss — ein Geschenk der jütländischen Bürger — zu beziehen, ihm vor dem Schlosstor Brot und Salz gereicht wurde, ersteres in Form eines Kuchens mit einem Loch in der Mitte, in welchem ein silbernes Salzgefäß angebracht war. Prinz, Prinzessin und Kinder assen davon, und dann erst wurde die Fahrt in den Schlosshof fortgesetzt. Auch bei den Südslawen (oben 2, 185) bietet man dem Gaste

Brot und Salz an, „denn das sind Symbole der häuslichen Wohlfahrt“. Brot und Salz haben also Bezug auf das menschliche Leben. Wenn man beim Brotkneten vergisst, dem Mehl oder Teig Salz beizumengen, so glaubt man, es wird einem jemand im Hause oder in der Verwandtschaft ferne sterben (Bosnien, Bulgarien). Dem toten Vorstand einer Hausgemeinschaft zieht man unterm Arme ein Gefäss mit Salzwasser durch oder rührt mit seiner Hand ein Salzwasser um und gibt es nach seiner Bestattung dem Hausvieh zu trinken, damit es nicht dem Hausvorstande nachsterbe (Bosnien, oben 2, 185). Bricht bei den Südslawen (Krauss, ebenda) unverhofft ein Hagelwetter ein, bevor noch die Sommerfrucht eingeheimst wurde, so trägt der Bauer und die Bäuerin schleunigst vors Haus hinaus den Speisetisch und den Dreifuss, kehrt sie auf dem Boden um, legt Löffel, Brot und Salz auf den Tisch, und eine von den Frauen aus dem Hause spricht die Beschwörung: „Wir empfangen dich als unseren teuersten Gast und Freund, so füg uns auch keinen Schaden zu!“ Dann ruft sie den Geist oder die Seele eines ihr bekannt gewesenen Verstorbenen an, der durch Ertrinken den Tod gefunden: „O Johannes (oder wie er geheissen), ich beschwöre dich mit dem Namen Gottes, wehre den Hagel von hier ab!“

Segenspendend in anderem Sinne erscheinen Salz und Brot in Waldeck. Dort legt man der Braut heimlich Brot und Salz in die Schuhe; das bringt Segen. Wird ihr hingegen Mohn in die Schuhe geschüttet, so bleibt sie kinderlos (Wuttke, Volksaberglaube § 562). Auch in der Saalgauer Gegend wird den Brautleuten am Hochzeitstage geweihtes Salz in die Schuhe und Stiefel getan, gewiss in ähnlicher Absicht (Birlinger, Aus Schwaben 1, 415). In der Mark streut sich die Mutter der Braut Dill und Salz in die Schuhe und spricht:

Dille lass nicht Wille,
Salz lass nicht nach.

Dort legen auch Bräutigam und Braut Dill und Salz in die Schuhe, weil das gegen Hexerei schützen soll (Kuhn und Schwartz, Norddeutsche Sagen S. 434). In allen diesen Fällen soll das Salz offenbar Fruchtbarkeit bei der Braut erwecken oder alles, was solche hindern könnte, abwehren. Erneuert wird die Fruchtbarkeit allem Anscheine nach durch eine ostfriesische Sitte. Geht dort nämlich eine Kindbetterin zum ersten Male zur Kirche, so streut sie Salz in ihre Schuhe, muss aber darauf achten, dass sie nicht in die Fussspuren anderer Leute tritt, denn sonst würde sie eine geschwollene Brust bekommen (Ploss, Das Kind 1, 229).

Ein Gebrauchsgegenstand des alltäglichen Lebens, dem im Volksbewusstsein solche Kräfte und Wirkungen zugeschrieben werden, wie vorstehend angedeutet, musste ganz allgemein zu grösster Wertschätzung gelangen, ja mit dem Nimbus der Heiligkeit umgeben werden (vgl. Simrock, Mythologie⁶ S. 461). Nur aus diesem Umstande erklärt sich die in Berchtes-

gaden noch übliche Salz- und Bergweihe, worüber Höfler berichtet (oben 10, 93), die in Mecklenburg übliche Probe, ob ein Schwerkranker hergestellt wird oder nicht (man nimmt Salz in die Hand und betritt damit stillschweigend das Krankenzimmer; wird das Salz feucht in der Hand, so stirbt der Kranke, bleibt es trocken, so wird er genesen. Bartsch 2, 123), und ebendort die Probe, wer im nächsten Jahre stirbt (in der Neujahrsnacht wird für jedes Glied der Familie ein Fingerhut voll Salz auf den Tisch geschüttet. Wessen Salz am nächsten Morgen verleckt ist, der stirbt in dem neuen Jahre. Bartsch 2, 237).

Diesem Glauben an die Heiligkeit des Salzes begegnen wir, wenn auch schon vielfach abgeblasst und entstellt, in manchen Anschauungen des täglichen Lebens, welche an das Salz anknüpfen. Führen wir einige Belege dafür an! Salz verschütten bedeutet Ehezwist in Schlesien (Urquell 3, 40) und anderwärts. Wenn das Salzfass verschüttet wird, gibts Streit im Haus (mündlich aus Dänemark. Bartsch 2, 137). Wenn man bei Tisch Salz verschüttet, entsteht Unglück (England: Urquell 4, 277; Wuttke, Volksaberglaube § 291, 293, 459). Salz darf man nicht verschütten, sonst gibts ein Unglück (Norwegen; Liebrecht, Zur Volkskunde S. 339). Lässt man Salz unachtsam herumliegen, so wird man arm (mündlich aus Dänemark). So viel Salzkörner man umkommen lässt, so viel Stunden muss man vor dem Himmel warten (Mecklenburg: Bartsch 2, 137). Erinnert sich das Volk in letzterem Beispiel noch des himmlischen Ursprungs des Salzes? Man darf kein Salz verschütten, sonst muss man für jedes Korn einen Tag in der Hölle sitzen (Bartsch 2, 137). Versalzene Speisen zeigen in Mecklenburg usw. eine verliebte Köchin an. Dieses Motiv behandelt auch ein Märchen der Berber (Hartmann, oben 4, 271) und wird als Liebeszauber bei den Neugriechen angewandt (oben 2, 291).

Unendlich mannigfaltig und tiefgreifend sind, wie wir sehen, die Beziehungen dieses für das Menschenleben unentbehrlichen Minerals, wohl nicht zuletzt eine Wirkung seines himmlischen Ursprungs, der noch keineswegs ganz im Volksbewusstsein verschwunden ist, und der dadurch gebotenen Heiligkeit. Alle Lebensgebiete durchdringt der Glaube an die Kraft und Heiligkeit des Salzes.

3. Nachträge.

Allgemein bekannt ist, dass namentlich in Russland die Sitte herrscht, Fürsten usw. bei feierlichen Anlässen Salz und Brot zu überreichen. Meinen daraufbezüglichen Wünschen hat Herr Eugen Becker in Bialystok durch Anfragen bei russischen Gelehrten und Schriftstellern in entgegenkommendster Weise entsprochen. Das Resultat derselben lege ich im folgenden vor:

Herr Prothierei Stanrowsky schreibt: „Salz (oder Zucker) und Brot (oder brotförmiger Kuchen) wird auf oder in Holz, Porzellan, Silber oder

Gold gereicht (ganz ad libitum). Vorgezogen wird Silber, namentlich für das Salzfass, das aber bei Konditorbrot auch aus Zucker gemacht wird. Folgt eine Adresse, so steht auf dem Teller bloss die Angabe, von wem und an wen das Geschenk gemacht wurde und wann dies geschehen ist. Wird keine Adresse überreicht, so wird in der Inschrift auch der Grund des Ereignisses möglichst kurz mit einigen Schlagworten angedeutet. Unter solchen Bedingungen kann von irgend welchen usuellen Formeln nicht die Rede sein; trotzdem finden sich zahlreiche Inschriften — wie es in Deutschland Sitte ist —, die einen Sinnspruch enthalten und jedenfalls dem Ereignis entsprechen und dem Volksmunde entnommen sind, z. B.:

Chljáb Ssol jäsch, [Brot, Salz iss,]

a Prawdu rjäsch [aber Wahrheit schneide scharf (schneiden = scharf sagen)].

Ein von Prof. Schliapkin herührendes Gutachten lautet in der Übersetzung mit unwesentlichen Änderungen folgendermassen: Eine bestimmte Formel bei der Überreichung von Brot und Salz gibt es nicht. Bei der Hochzeit wird gebeten, Brot und Salz zu essen, den weissen Schwan zu essen und sich mit guten Leuten zu unterhalten. Später dankt man für Brot und Salz, für gute Gewogenheit. Auch sagt man, man habe satt gefüttert, gut getränkt und beehrt oder segnet den weissen Mehlkalatsch (Weissbrot). Auch werden Tafellieder erwähnt. Ferner wird von zwölf silbernen Schüsseln gesprochen (Sibirien, Guljanow), weil weisser Käse auf der Schüssel oder weil ein Stück Zucker auf dem Teller liegt. Sitzt der Ehestifter am Tische, so reicht man ihm Brot und Salz und spricht: „Haben Sie uns lieb!“

Einige Sprichwörter und Redensarten, welche bei der Überreichung von Brot und Salz angewandt werden, lauten:

1. Wenn man darreicht, muss man reden können.
2. Seid willkommen!
3. Für dich ist alles vorbereitet!
4. Wir bitten um Verzeihung für ihre Bewirtung!
5. Brot und Salz sind auch im Schlafe gut.
6. Wir bitten, nicht böse zu sein für das, was Gott geschickt hat.
7. Womit sie reich sind, damit sind wir zufrieden.
8. Womit das Haus reich ist, damit begnügen wir uns.
9. Die Schale ist das Solowiekische Mein; wir trinken wacker auf die Gesundheit.
10. Ohne Brot und Salz ist schlechte Unterhaltung.
11. Iss Brot und Salz und sprich die Wahrheit.

Alle diese Sprüche und Redensarten beziehen sich ausschliesslich auf Brot und Salz, nicht auf das Gefäss, in welchem diese dargereicht werden. Auf diesem (silbern, kupfern, bleiern) findet man nur den Namen des Eigentümers verzeichnet, z. B.: Die Schüssel gehört dem Antoniuskloster,

oder dem Edelmann N. N., oder: Die Schüssel ist Eigentum des Patriarchen Joasaph von Moskau usw.

Anfänglich waren die Schüsseln gewöhnlich rund und aus Holz gefertigt; es wurde auf ihnen Fleisch, Fisch und Brot geschnitten. Später fügte man einen geschnitzten Rand hinzu, welcher allmählich höher wurde, so dass die Schüssel eine humpenartige Form annahm. In dieser Form diente sie auch für das Auftragen von Suppen und flüssigen Speisen. Auch sind weisse, rote, gelbe, seltener grüne irdene Schüsseln im Gebrauch. Diese weisen auf dem Rande grobe Zeichnungen auf. In Solowki kaufte ich eine Schüssel, auf welcher das Kloster oder eine Kirche grob gezeichnet war. Die irdenen Schüsseln scheinen die ursprünglichen gewesen zu sein; nach ihnen kamen solche aus Zinn, Silber usw. auf.

Die Geschichte erzählt von einer Schüssel der hl. Olga in der Sophienkirche zu Konstantinopel, die ein russischer Pilger, namens Antonius, im Jahre 1200 gesehen hat. Ferner weiss man von einer Schüssel, die in einem Schreiben des Fürsten Mstislaw von Nowgorod im Jahre 1130 erwähnt wird: „Wsewolod gab uns diese Silberschüssel und befahl, sie aufzutischen, wenn der Iguinen (Prior) zu Mittag isst.“

In einem russischen Wiegenlied heisst es:

Der Kaiser sitzt
Auf einer goldnen Schüssel,
Auf einem silbernen Tisch
Und schreibt mit dem Fuss.

Soweit Schliapkin. Es sei noch bemerkt, dass die Redensarten sich auf russisch meistens reimen.

Hier möchten wir noch eines Hochzeitsgebrauches gedenken, der bis heute im Lippischen geübt wird. Wird nämlich eine Braut auf den neuen Hof, in ihr künftig Heim, geleitet, so führt man sie nicht durch das Tor, sondern bricht durch den umfriedigenden Zaun oder die umgebende Mauer für sie ein Loch, welches gleich nachher wieder verschlossen wird. Sobald sie die Schwelle überschritten hat, reicht man ihr Brot und Salz, welches sie unter das Gesinde verteilt. Dann empfängt sie ein Glas Wein oder Branntwein, leert es aus und wirft es rückwärts über sich. Zerbricht das Glas, so hat sie Glück in der Ehe zu erwarten.

Bietet dieser lippische Hochzeitsbrauch nicht den Schlüssel für die russische Sitte der Überreichung von Brot und Salz?

Elberfeld.

Bildergedichte des 17. Jahrhunderts,

gesammelt von Camillus Wendeler.

(Schluss zu S. 27—45.)

7. Der Kampf des bösen Weibes mit den Teufeln.

Die unerschöpfliche Satire der mittelalterlichen Weiberfeinde verwertet öfter zur Kennzeichnung einer bösen Frau die Behauptung, dass sogar der Meister aller Bosheit, der Teufel, hinter ihr zurückstehe und vor ihr nicht nur Achtung, sondern Angst empfinde. Weitverbreitet ist die Erzählung von der Alten, die auf Geheiss des Teufels Unfrieden zwischen einem Ehepaare stiftet und der ihr Auftraggeber den bedungenen Lohn, ein Paar Schuhe, nur an einem Stecken zu überreichen wagt.¹⁾ Ein Holzrelief aus der Kirche von Corbeil²⁾ zeigt sogar, wie eine grimmige Alte den Teufel beim Ohr gepackt hat und ihm dies absägen will. In Lübeck führten die Patrizier 1462 ein Fastnachtspiel 'van dem olden wyve, de den duvel banth', auf und 1470 eins 'van eynen olden wyve unde van den duwele, de fochten tosamende umme eynen schat, de begraven was, unde dat olde wiff vorwan den duvel unde sloch en unde banth en sere'.³⁾ Dies Stück ist uns zwar nicht erhalten, wohl aber ein verwandtes süddeutsches Spiel⁴⁾, in welchem drei böse Weiber Weinzange, Harlire und Glattenkling die Teufel in die Flucht schlagen, denen sie zuvor Wein und Vieh weggenommen haben. Beide Komödien gehen vermutlich auf ein älteres Gedicht 'Von einem üblen Weibe' zurück, das in verschiedenen Fassungen überliefert ist⁵⁾ und sich durch illustrierte Flugblätter bis ins 17. Jahrhundert fortgepflanzt hat. Ehe ich eins dieser Flugblätter im Abdruck vorführe, möchte ich nur noch darauf hinweisen, dass das Drama wie die bildende Kunst des 16. Jahrhunderts wiederholt einen burlesken Kampf zwischen einer alten Hexe und einem Teufel dargestellt hat. In *Rolls Pontus* (1576) wird die intrigierende Alte schliesslich im Schubkarren zur Hölle gefahren⁶⁾, in *Thomas Schmid's Tobias* (1578)

1) Oesterley zu Kirchhofs *Wendunmut* 1, 366. R. Köhler, *Kleinere Schriften* 3, 12. Vgl. ferner den Kreis von *Macchiavellis Belfagor* (oben S. 104¹⁾).

2) Wright, *Histoire de la caricature* 1875 p. 119 = *Champfleury, Histoire de la caricature au moyen âge* p. 104.

3) Wehrmann, *Nd. Jahrbuch* 6, 4 (1880).

4) Keller, *Fastnachtspiele* 1, 483. — Auch das folgende Stück (2, 497) stellt eine Schlägerei zwischen den Teufeln und den bösen Weibern dar; doch führen schliesslich die Teufel die Hexe fort, die zwischen die Eheleute Unfrieden gesät hat.

5) Keller, *Erzählungen aus altdutschen Hss.* 1855 S. 80 (77 Verse). *Liederbuch der Hätzlerin* 1840 S. 219 (70 Verse). Geuther, *Studien zum Liederbuch der Klara Hätzlerin* 1899 S. 134 f.

6) Bolte, *Das Danziger Theater* 1895 S. 15. — Diese vom Eheufel zur Hinderung eines Ehebundes angestiftete Zauberin begegnet z. B. in *Rebhuns Hochzeit zu Kana* (1538),

verspottet und prügelt die Hexe Gabelgretta den gefesselten Teufel Asmo-
doth.¹⁾ Ein Kupferstich von Jakob Binck²⁾ v. J. 1528 zeigt einen Teufel,
auf den eine Alte mit dem Spinrocken einhaut, ein anderer von Daniel
Hopfer³⁾ drei hässliche Weiber, die den Teufel mit Wäschbleueln prügeln,
ein Holzschnitt von Hanns Weigel⁴⁾ von 1560 eine Schlägerei zwischen
einer Frau und einem bocksfüßigen Dämon. — Benutzt ist Bild und Text
unseres Blattes in der oben 8, 22 abgedruckten, um 1660 erschienenen
‘Wunderlichen Zeitung von dem neuen Wunder-Krieg und erlangten
Weiber-Sieg’ (Nürnberg, bey Paulus Fürsten Wittib. In Alexandrinern).
Ferner redet die alte deutsche Bearbeitung von Shakespeares Taming of
the shrew⁵⁾ v. J. 1672 von den ‘Margarethen, deren sieben den Teufel
auß der Hölle gebannet’; und auch in einer englischen Ballade⁶⁾ schlagen
die bösen Weiber den Teufel in die Flucht.

Vnerhörte, seltzame, auch | Wunderbarliche neue Zeitung von einem bösen Weib, |
welche sich auff einer breiten Heyd mit den Teuffeln geschlagen, gekratzt, gerissen vnd
gebissen, | vnd endlich den Sieg behalten. Darüber sich auch der Teuffel selbst verwundert,
wie doch die arme Männer bey solchen vnziffern wohnen können. | Allen bösen Weibern
zum neuen Jahr geschenckt. | [Holzschnitt aus drei Teilen zusammengesetzt, 16,2×25,4 cm:
dem von Frauen umringten Teufel entreisst ein altes Weib die Keule und schlägt ihn mit
einer Ofengabel; rechts steht die Frau mit dem Knittel dem Manne gegenüber, links rührt
ein gehörnter Teufel mit der Gabel im Feuer, darüber Basilisk und Käfer. Die Fassung
des vierspaltigen Textes erinnert an die Jobinsche. — (Braunschweig, Herzogliches
Museum).⁷⁾

Ich gieng ein mal hin über Feld,
Mein gschefft nach zu fordern gelt.
Als ich kam auff ein breite Heid,
Da hett ein böses Weib ein streit
5 Mit den Teuffeln, vnd das ist war,
Der waren gar ein grosse Schaar.

Das böse Weib flucht, murt vnd zannt,
Hatt ihre Waffen in der Hand,
Ein Ofenkruock vnd Gabel lang;
10 Grimmig sie auff vnd nider sprang.
Sie schry, als wens vnsinnig wer,
Vnd sprach: ‘Ir Teuffel, kommet her!

in Culmanns Isaak und Rebekka (1547), in P. Präterius Isaak und Rebekka (1559), in
Bircks Ehespiegel (1593), in Liebholdts Kaufmann von Padua (1596), in Mauricius Comedia
von allerley Ständen (1606).

1) Wickram, Werke 6, 187f.

2) Bartsch, Peintre-graveur 8, 280 Nr. 58.

3) Bartsch 8, 490 Nr. 71.

4) R. v. Lichtenberg, Über den Humor bei den deutschen Kupferstechern des 16. Jahr-
hunderts 1897 S. 52, Taf. 11.

5) Kunst über alle Künste hsg. von R. Köhler 1864 S. 39, 9.

6) The Roxburghe Ballads ed. by Chappell 1, 331: ‘Women the best warrier’. Vgl.
2, 366.

7) Zu diesem Blatte v. J. 1610 (A) kommen drei weitere Drucke: B) Ein vuerhörte . . .
[Holzschnitt mit dem Monogramm GL.] Gedruckt zu Rumpelskirchen im Schwaderloch,
bey Rudelöffelsteltz, sibem Meyl wegs hinder der Beltzmühl. (Erlangen. Archiv f. neuere
Spr. 102, 253). — C) Von Einem Bößen Weib . . . [Kupferstich, 18,6×27,9 cm]. Gedruckt
zu Rumpelskirchen im Schwaderloch, bey Rüde Loffelsteltz, Drey Meyl hinder der Beltz-
mühl (Wolfenbüttel). — D) Ein vnerhörte . . . Getruckt zu Augspurg, bey Mattheo Langen-
walter, ANNO 1627 (Berlin Yf 6600, Bl. 14. Weller, Annalen 2, 451. Oben 8, 24).

- Wir wöllen da einander reissn,
 Stechen, schlagen, kratzen vnd beissn.⁷ 55
 Das böse Weib voller vnfug
 15 In einem streich drey Teuffel schlug
 Vnd spisst sie an ihr Gabel an.
 Zu letzt sie auch den Sieg gewan,
 Sie erschlug da mit ihrem Leib
 20 Des Teuffels Mutter vnd sein Weib.
 Der Teuffel wurden von ihr wund
 Bei dreystausend in einer Stund;
 Eins theils flohen eylends darvon,
 Von diesem Streit musten sie lan.
 25 Sie sprachen: 'O wol vns, Gsellen
 mein,
 Daß wir dem wurm entrunnen sein!
 Hat vns das böß Weib also than,
 ' Wie geschicht denn eim frommen
 Mann,
 Der ein solches böß Weib bekommt,
 30 Die nichts thut denn murret vnd
 brommt!
 Welcher so gar mit bösen Weiben¹⁾
 Sein zeit auff Erden muß vertreiben,
 Der lebt gewieß im Jammerthal
 Vnd hat kein Frewd gantz überal.
 35 Es gschicht jm weh vnd geht jhm hart;
 Weh jhm, daß er geboren ward.
 Wil er anderst, sie wil also;
 Ist er trawrig, so ist sie fro;
 Wil er gehn, so wil sie lauffen;
 40 Wil er schlagen, sie wil rauffen;
 Wil er essen, sie wil trincken;
 Wil er tanzten, wil sie hincken;
 Wil er reiten, sie wil fahren;
 Wil er zehren, wil sie sparen;
 45 Wil er ruhen, sie wil springen;
 Wil er schweigen, wil sie singen;
 Wil er weinen, wil sie lachen;
 Wil er schlaffen, sie wil wachen;
 Wil er dieses, so wil sie das;
 50 Wil er wenig, so wil sie baß;
 Ist er nüchtern, so ist sie vol;
 Wil er übel, so wil sie wol;
 Wil er da groß, so wil sie klein;
- Saget er ja, so sagt sie nein;
 55 Wil er wenig, so wil sie viel,
 Sie helt allzeit das widerspiel.
 Trincket er Bier, so trinckt sie Wein;
 Ist er frölich, so thut sie grein;
 Wil er schwartz, so wil sie gar weis,
 60 Das machet ein bald alt vnd greis.
 Gwinnt er etwas, sie wils verthan;
 Also ist er ein armer Mann.
 Ich Teuffel sag hie ohne schertz,
 Daß ich selbst nicht mehr hett das hertz,
 65 Ein solchs Weib zu nemen ehlich;
 Ich sorgt, sie môcht gar schinden mich
 Oder aufs ringst so queln gewies,
 Daß ich für angst mich gar beschleiß.
 Drumb ists nichs, das man sagt on
 zweiff,
- 70 Nichts ärgers sey als der arm Teuffel;
 Wenn in der Höll ein solchs Weib wer,
 Ja wol es blieb kein Teuffel mehr.
 Darumb, ihr Witwer vnd Geselln,
 Alle die noch heyrathen wölln,
 75 Hütt euch vor einem bösen Weib,
 Daß sie nit peinig ewren Leib
 Vnd mache euch das lachen thewr,
 Auch sey ein ewiges Fegfeuer!
 Das Sprichwort halt in guter acht,
 80 Darneben auch gantz wol betracht:
 Der über alle Pflaster rennt
 Vnd nimbt ein Weib, die er nicht kennt,
 Der gsicht nicht wol odr ist verblent
 Vnd bleibt ein Narr biß an sein End.
 85 Dann heyrathen darff guten Rath,
 Daß nicht gerewe nach der That.
 Auff Erden ist kein schwerer pein
 Dann bey eim bösen Weib zu seyn,
 Bey Drachen ist besser zu won.²⁾
 90 Das bezeuget manch frommer Mann,
 Der solches hat erfahren wol,
 Weis oftmals nit, was er thun soll.
 Das macht sein grawsam böses Weib,
 Die also peinigt seinen Leib.
 95 Ein böß Weib macht viel Hertenleid,
 Ein fromme bringt viel tausend frewd.

1) Zu den Versen 31—62 vgl. Keller, Erzählungen 1855 S. 81, 26. Liederbuch der Hätzlerin S. 219, 33. Bahder, Germania 23, 305. Lassbergs Liedersal 2, 503, 15. Geuther, Studien 1899 S. 136f. Euling, Studien über H. Kaufinger 1900 S. 24. Schröder, Die Gedichte des Königs vom Odenwalde 1900 S. 12f. Keller, Fastnachtspiele 1, 494, 17. Englert, oben 6, 296f. und 8, 24.

2) Randnote: Syrach.

Ein böß Weib regiert jhren Mann,	105	Hierauff gib ich ein Rath fürwar:
Ein fromme ist jhm vnterthan.		Nimb dir ein Weib nur auff ein Jar!
Ein böß Weib treibt viel tausend		Gefellt sie dir, behalt sie gar;
Tück,		Ist sie böß, so nimbs bey dem Haar
100 Ein fromme ist des Mannes Glück.		Vnd wirff sie tausend Stiegen nab!
Ein böß Weib mach[e]t ein verkehrt,	110	Was gilts, sie wird nicht lachen drab.
Ein fromm ist aller Ehren werth.		Amen, das ist: es ¹⁾ werde waar.
Wenn ich diß gschlecht alls		Bösr ²⁾ Weiber ist ein gantze Schaar;
bschreiben solt,		Doch meyn ich die nicht, die allein
Ein Ochsenhaut ich brauchen wolt.		Offtmals auß noth müssen böß seyn.

Ein gantze Company vnd zusammen geschworne Gesellschaft der bösen Weiber, so auff S. nimmerstag den Teuffel gantz vnd gar auß der Höll zu vertreiben sich vnverzagt vnterstehn wöllen.³⁾

Nemlich die Fraw von Dollenstein, Oberste Befelchshaberin etc. Die Fraw von Klapperburg. Die Fraw von Zerrig. Die Fraw von Dantzenberg. Die Fraw von Hurenheim. Die von Neitberg. Die von Bubendorff. Vnd die von Schnatterberg. Die Fraw von Freßberg. Die von Haßfurt. Die von Zankenberg. Die von Buleck. Die von Hoffartstetten. Die von Rümpffnasen. Die von Seltenfrewd. Die von Koch-übel. Die Fraw von Naseweiß. Die von Schlafflang. Die von Reissenstein. Die von Spitznasen. Die von Faulburg. Die von Streitburg. Die von Murrbach. Die von Murrenstein. Die Fraw von Weschhausen. Die von Spiegelsburg. Die von Schwetzenburg. Die von Sawersehen. Die von Filtzhofen. Die von Zornperg. Die von Vbelhaussen vnd die von Trutzmann. Die von Weinsberg. Die von Flaschenburg. Die von Schleckstat. Die von Eifferberg. Die von verthun. Die von Braß als daheim, vnd vnser Fraw von Naschhausen.

Ein Jungfraw, die gern Brantwein trinckt,
 Jungen Gselln mit den Augen winckt,
 Gern mit den Füßn schart auff der Erden,
 Ists kein Hur, so wirts eine werden.
 Auß schimpff ist dieser Spruch gemacht,
 Kein fromme doch dadurch veracht.

Gedruckt zu Pormesquick, da man die krummen Arschlöcher bohrt, bey herrn Steffan Pumpernickel 1610.

8. Doktorprobe.

Der Schwank, der auf dem folgenden Bilderbogen des 17. Jahrhunderts nicht sonderlich geschickt erzählt wird, stammt aus den *Facetiae Poggios*⁴⁾ und ist zuerst von Adelphus (1535) verdeutscht worden; Hans Sachs⁵⁾ bearbeitete ihn 1546 in einem Meisterliede: 'Des esels satel'.

1) er. — 2) Böser. — 3) Vgl. zu dem folgenden Verzeichnis oben 8, 23 und 25.

4) Londini 1798 I, 113: 'Clitella'. — Weitere Fassungen sind in Montanus Schwankbüchern 1899 S. 600 zu Kap. 34 der Gartengesellschaft verzeichnet. Dazu füge ich: Das Buch ohne Nahmen (um 1700) Nr. 114. Crane, *Italian popular tales* 1885 p. 288. 378. Balladoro, *Folk-lore veronese, novelline* 1900 p. 166. Georgeakis et Pineau, *Folklore de Lesbos* 1894 p. 131. Decourdemanche, *Sottisier de Nasr-Eddin Hodja* 1878 Nr. 88. Lidzbarski, *Geschichten aus den neuararnäischen Hss.* 1896 S. 157.

5) H. Sachs, *Fabeln und Schwänke* hsg. von Goetze und Drescher 4, 59 Nr. 276.

Seltzame vnerhörte Doctor Prob, Eines zwar Armen jedoch Gelährten Medici, vnd | eines Reichen doch vngeschickten Kälber Artztes. | [Kupferstich, 13×23,1 cm gross, in zwei Abteilungen: a) Der gelehrte Arzt in seinem Studierzimmer, das ganz mit Regalen voll Apothekerbüchsen und Büchern dekoriert ist, ein Harnglas besehend; auf einem Pulte liegen Kräuter. b) Der reiche Arzt hebt einen Beutel empor; rechts steht ein kostbarer Schrank mit Blumen, links ein Tisch mit Geld. Im Hintergrunde sieht man ihn an einem Krankenbette stehen, unter dem die Eselshaut liegt.] Darunter der dreispaltige Text. Der Bogen könnte aus Paulus Fürsts Verlag stammen. — (Braunschweig, Herzogliches Museum.)

ES begibt sich zu dieser zeit
 In der gantz werthen Christenheit
 Bald nah, bald fern, bald dort, bald da
 So viel vnd manch Historia,
 5 Welche bißweiln geschehn mit fleiß
 Auff manche art vnd manche weiß.
 Bißweiln geschehn sie ohn gefehrd
 So wol bey Gschick als vngelehrt.
 Bey Hoherfahrnen Glerthen Leuten
 10 Begibt sich auch etwas zu Zeiten;
 Ob es schon scheint was lächerlich,
 Ists doch der Ehr nichts hinderlich.
 Hergegen welcher nur stoltzirt,
 Im Grobiano hat studirt,
 15 Dem geht es nicht stets glücklich
 hnauß, [drauß,
 Zu letzt wird jhm kein Ehr auch
 Wie diese Figur und Geschicht
 Kürtzlich anzeigt vnd vns bericht.
 Es ligt am Rhein ein Schöne Stadt,
 20 Darinn es zween Doctores hatt;
 Die waren Medici zuhandt,
 (Ihr beyder Nahm ist wolbekandt)
 Die Ich ietzund zu dieser [!] Ziel
 Ehrenhalben nicht nennen will.
 25 Der Eine wahr sehr hochgelärt,
 Der ander vngeschickt vnd verkehrt.
 Der Glärt war arm, desselben gleich
 War der Vnglärte mechtig reich.
 Der Glärte Doctor stets studirt,
 30 Sein Patienten recht curirt,
 Hielt sich gering in Kleidern sein,
 Gieng fein schlecht vnd gerecht herein.
 In seiner Cur Er zu der stätt
 Allzeit viel Patienten hett.
 35 Dargegen der ander wol staffirt,
 Mit gülden Ketten war geziert;
 Studiret nichts, wie man thun soll,
 Befließ sich nur des Plauderns woll
 Vnd war verschlagen zu der stund
 40 Vnd sich auch woll aufs Geld ver-
 stundt.

Der Glärt hett Tag vnd Nacht zu-
 schaffn,
 Das macht den andern gar zum Affn.
 Da solchs der Vnglärt Doctor spührt,
 Den Gelärten er Visitirt
 45 Vnd gieng zu ihm selbst in sein Hauß
 Vnd fraget ihn fein alles auß,
 Wie es doch kâm, das jederman
 Ihn in der Stadt zum Artzt wolt han,
 Was kranck war, beide groß vnd klein,
 50 Wolte von jhm curiret sein.
 Bath ihn, Er solts jhm sagen her,
 Was doch solches die vrsach wer.
 Darauff der Glärte Doctor sprach:
 'Mein Herr, Ich euch die Vrsach sag-
 55 Wen man mich holt ins Krancken
 Hauß,
 So seh ich alle Winckel aus,
 Sondrich wo ligt der Patient,
 Da seh Ich eylendt und behendt,
 Ob Ich seh Oepffl, Birn oder Nûß.
 60 Alsdann den Pulß, Schlaf vnd die Füß
 Begreiff Ich, vnd seh dann herum,
 Ob Ich was mehr zu sehn bekumm
 Von vngesunder odr frembder Speiß.
 Das merckt Ich nun mit allem Fleiß;
 65 Wenn Ich dann von Naschwerck vorab
 Etwas gsehn vnd gemercket hab,
 So sprech ich kecklich vnd vermessen:
 Ihr habt diß oder Jens gegessen;
 Da kombt Euch Ewer Kranckheit her.
 70 Alßdann verwundern Sie sich sehr,
 Gedenckn: Das ist ein Gwisser Man,
 Der, was man gessen, errathen kan.'
 Der vnglärt Doctor gieng dahin,
 Nam diese Regel wol in Sinn;
 75 Was der Gelärte jhm thet sagen,
 Vermeint es auch darauff zu wagn.
 Nach Dreyen Tagen ohn gefehrd
 Ward zu eim Krancken gfordert Er,
 Denselbigen solt Er curirn,
 80 Der Doctor thet bald sehn vnd spürn,

- Das vnterm Bett ein Eselshaut
 Da lag, welch Er ein wenig schaut.
 Er sah im Gmach sonst hin vnd her
 Vnd sah von Naschwerck doch nichts
 mehr.
- 85 Darauff sprach er zum Patienten:
 'Ewer Kranckheit soll sich bald enden;
 Dann jhr habt von eim Esel gessn,
 Welchs jhr nicht thun solln so ver-
 messn.'
- Der Kranck sprach: 'Lieber Herr
 Doctor mein,
- 90 Was müst ich für ein vnflät sein,
 Wann ich so gar mutwillger weiß
 Ein Esel solt Essen für mein speiß!
 Da behüt mich mein Gott dafür,
 Ich Eß nicht so ein gewrichs Thier.
 Auff diß mahl habt ihr nicht errathn,
 Was da thut meiner Gsundheit
 schadn.'
- Also der Doctor vngelärt
 Durch den Glärten vollends war
 bthört.
- Hett er sich bfließen auch der Kunst,
 100 So hets ihm bracht Lob, Ehr vnd
 Gunst;
- Hergegen hatt er Spott vnd Hohn
 Vnd zog mit großer Schandt darvon.
 Drumb sichstu, Lieber Leser mein,
 Alhier den Glärten Doctor fein,
 105 Welcher fleissig ist vnd studirt,
 Sein Patienten recht curirt,
 Der mit rechter Artzney umbgeht.
 Auff Edle Kreutter sich versteht,
 Der von dem Harn recht Judicirt.
 110 Durch Gottes hilff den Schmertz abfür.
 Der ander aber, so stolzziert,
 Mit Guldin Ketten ist geziert,
 Ist vngeschickt vnd vngelährt,
 Mit plaudern nur die Kunst vmbkehrt,
 115 Führt einen Seckel in der Hendt,
 Darauff sein beste Kunst Er wendt,
 Mag aber wol durch solchen schein
 Ein Rechter Kälber-Doctor sein;
 Wie dann in gleichem hin vnd her
 120 Sölcher Kűch Artzt man findet mehr.
 Für solche hüt sich manigfalt,
 Beyd Reich, Arm, Mann, Fraw, Jung
 vnd Alt.
- Hiermit ein jeder nemb in Acht
 Vnd sein Gesundheit wolbetracht:
 125 Der Glert ist durchaus nicht veracht.

ENDE.

9. Der diebische Zöllner und seine Frau.

Ein kurtzweiliger Schwank, von einem Zöllner vnd seiner Haußfrawen, Wie sie das Zollgeld vertheilen. [Kupferstich, 13,4 × 24,4 cm, mit der Jahreszahl 1618: Der Horcher in Mantel und Federhut steht auf der Gasse einer Stadt im Gespräch mit einer Magd und dann noch einmal durch einen Spalt der Wand in das nach vorn offene Zimmer des Zöllners blickend. Dieser sitzt vor einem Tisch mit Geld, während die Frau ihm den Trunk kredenzt. Weiter rechts sitzt die Frau nochmals mit der Zollbüchse auf dem Schoss; vor ihr steht der Mann auf dem Striche und wirft das Geld nach der Büchse.] Die Einfassung des vierspaltigen Textes gleicht der Jobinschen. — (Braunschweig, Herzogliches Museum.)

- EInsmahls an einem Abend spat
 Gieng ich spatziern in einer Statt.
 Eben in einer breytten Gassn,
 Durch welche gieng die recht Land-
 strassn,
- 5 Da kam ich für ein Hauß, war schön,
 Darinnen hört ich ein gethôn,
 Als wenn man einen hauffen Gelt
 Auff einen Tisch schütt vngezehlt.
 Ich meint, es wehrn eytel Kronen,
 10 Gdacht: Da wird ein Kauffmann
 wohnen,
 Das Gelt môchstu auch wol ersehn.
- In dem sah ich zu mir hergehn
 Ein Dienstmagd, die thet ich bald
 fragn, [sagn.
 Wer in dem Hauß wohnt, solts mir
 15 Sie sprach: 'Ein Zöllner wohnt darinn,
 Dem steht nach Gelt sein muth vnd
 sinn.'
- Mit dem thet sie bald von mir gehn.
 Ich aber blieb noch lenger stehn
 Vnd gucket durch ein Ritzlein klein
 20 Gar eben in die Stub hinein.
 Da ward ich auff dem Tisch gewar
 Ein grossen hauffn Geldes zwar,

- Dabey der Zöllner saß allein;
 Bald kam auch dar die Haußfraw sein.
 25 Sie sprach: 'Ist das der heutige Zoll?
 Gottlob, es hat heut geben wol.
 Wieviel tretts wol in einer Summ?
 Hastus im einnehm war genomn?'
 Er sprach: 'Nein, wir wollns jetzt
 wol zehln,
 30 An zwanzig Guld'n wird nit viel fehl'n.'
 Sie sprach: 'Wie wolln wirs aber
 machn,
 Daß wir auch rathen vnsern sacht?
 Welchs denn gar wol geschehen kan,
 Wenn du mir folgst, mein lieber
 Mann.' [denn,
 35 Der Zöllner sprach: 'Wie meinstu
 Daß wir auch mit den Herrn bestehn?'
 Sie sprach: 'Die Herrn seind reich
 genug. [fug,
 Mich deucht, es gscheh mit gutem
 Daß wir so viel theil mächt'n fein,
 40 Als vnser in dem Hause seyn.
 Eins dir, Eins mir, das deucht mich
 recht, [Knecht
 Auch eins der Magd vnd eins dem
 (Denn damit köndten wir ihn lohnen
 Vnd vnser Geldts dest bessr schonen),
 45 Auch vier theil für vnser vier Kind,
 Wiewol derselben fünffe sind.
 Denn das ich trag im Leibe mein,
 Wil auch zugleich mit Theilsmann
 seyn. [geb'n
 Das zehend theil wolln wir dann
 50 Dem Zollherrn. Ists jhm dann nit ebn,
 So schick ers vns wiedrumb anheim.
 Doch muß manns offenbahren keim,
 Daß es ja nicht fürn Herren kom.
 Alsdenn so blieben wir stets from,
 55 Weils kein berechneter Zoll ist,
 Daß man köndt mercken vnsern list.'
 Der Zöllner sprach: 'Es ist zu viel.
 Ein andern raht ich geben will;
 Das halb theil wölln wir nehmn darvon,
 60 Das ander Theil den Herren lohn.'
 Die Fraw sprach: 'Nein, was solt
 das seyn?
 Wiltu so nehrn dein Kinderlein?
 Was thun die Herren mit dem Gelt?
 Es ist vor ihr [!] in aller Welt.
 65 Das Goldt vnd gantze Thaler bhalt!
- Es ist so schöne Müntz vnd alt,
 Das ich sie nicht verlassen kan;
 Ehe wolt ich etwas anders lahn.'
 Der Zöllner sprach: 'Das schickt
 sich nicht.
 70 Die Herrn sind darauff abgericht,
 Sie wissn, daß nicht einerley Gelt
 Ein gantzes Jahr zu Zoll einfelt.
 Drumb muß es fein vermenget seyn,
 Goldgülden, Thaler vnd Pfenning klein.
 75 Doch weiß ich noch ein Rath, folg mir,
 Der ist am allerbesten schier.
 Geh hin vnd hol die Zollbüchs her,
 Die ich hab vor gebraucht mehr!
 Die wil ich stellen auff die Banck
 80 Vnd ich darfür zween schritte lang;
 Denn wil ich werffen nach dem ritz,
 Wiewol fast eng ist dran der Schlitz.
 Was nun Gott hat dem Zollherrn
 bschert,
 Dasselb ich hinein werffen werd;
 85 Was wir vns aber solln anmassn,
 Das wird vns Gott hinaussen lassn.'
 Die Fraw sprach: 'Weil dirs dann
 gefellt,
 Das also werd getheilt das Gelt,
 So ist es auch der wille mein.
 90 Doch deucht mich das noch besser seyn,
 Daß ich die Zollbüchs nem in d' Händ,
 Hielt's auff mein Schoß, so hart ich könt,
 (Denn da fiel das Gelt heimlich niedr,
 Sprüng dir auch nicht entgegen wiedr).
 95 Als wenn dus würffest auff die Bank;
 Da gebs zumahl ein hellen klang,
 Man möchts auch auff der Gassen hörn,
 Da man nachgeht den neuen Mehrn.'
 Der Zöllner sprach: 'Fraw, es ist
 wahr,
 100 Ich will dir hierinn folgen zwahr.
 Nun setz dich nieder in die Eck,
 Laß sehen, wie oft ich treff den Zweck!'
 Die Fraw war aller listen voll,
 Wie mich solches bedachte wohl.
 105 Sie sprach zum Zöllner: 'Lieber Mann,
 Ein guten trunck nim von mir an!
 Damit bracht sie jhm ein gar auß,
 Den must er auch trincken herauß.
 Ich gdacht: Das thut sie gewiß
 darumb,
 110 Daß wenig Gelt in Zollbüchs kom;

- Den Zölner sie gern truncken macht,
 Daß er deß werffens ja nicht acht.
 Da nun der Wein getruncken war, 155
 Satz sie sich in die ecken dar.
 115 Der Zöllner maß von jhrem sitz
 Zwen schritt, da macht er einen
 schmitz.
 Darüber dörrfte er nicht schreitn,
 Das hatten sie verredt bey zeitn.
 Er sprach: 'Nun halt die Büchse
 still!
 120 Die Pfeng ich erst nein werffen wil.'
 Damit fieng er zu werffen an,
 Als stünden Kegel auff dem Plan.
 Ich gdacht: Nun wiltu lenger sehn,
 Wie doch das spiel zum end wil
 gehn
 125 Vnd welchs theil da behalt den preiß.
 Nun braucht der Zöllner allen fleiß,
 Als mich bedaucht; doch war er nicht
 Wol auff das werffen abgericht.
 Denn mich daucht gleich als durch
 ein schem,
 130 Der zehnd Pfeng kaum in d'
 Büchsen kem.
 Da nun die Pfeng geworffen wahrn, 175
 Musten die Kreutzer naher fahrn
 Mit halbn vnd gantzen Batzen gut,
 Vnd was man dergleich müntzen thut.
 136 Da diese nun auch warn verslogn,
 Doch wenig in die Buchs gezogn,
 Nam er die gantze Thaler auch
 Vnd warff nach seinem alten brauch.
 So oft er aber werffen thet,
 140 Die Fraw allmahl zu zücken het
 Vnd sprach: 'Die Flöh mich stechen
 sehr,
 Daß ichs schir nicht kan leiden mehr.'
 Weil sie nun zückt so oft vnd viel,
 Als der Zöllner warff nach dem Ziel,
 145 So kam der Thaler keiner nein
 In die Büchs, da sie solten seyn.
 Der Mann aber merckt jhren list,
 Sprach zu ihr: 'Fraw, nicht recht
 das ist.
 Die Büchse mustu halten still,
 150 Sonst wird darein nicht kommen viel.'
 Sie sprach: 'Die Flöh die machens
 zwar, [Har.]
 Sonst wanckelt ich nicht vmb ein
- Nach diesem nam der Mann eylend
 Die Goldgülden auch zu der Händt
 Vnd warff darmit zur Büchsen hin.
 Die Fraw war listig in jhrm Sinn
 Vnd bald ein andern list erdacht,
 Daß sie die Gülden erhielt mit macht;
 Sie thet, als wenn jhr kām ein
 schlickn,
 160 Vnd so bald sie dann thet erblicken
 Ein Gülden, den der Mann hinwarff,
 So kluxet sie hefftig vnd scharff,
 Daß sie auch gleich darvon auffsprang.
 Damit verlohren die Gülden den Klang,
 165 Fieln allweg auff das Schürtztuch hin,
 In die Zollbüchs kam keiner hin.
 Da nun das werffem hett ein endt,
 Sprach der Zöllner: 'Ey potz elend,
 Der Schurtz deß Gelts hat viel
 bekommen,
 170 In der Büchsen ist kein groß Sumn.'
 Sie sprach: 'Ich hab gefolget dir,
 Wie du im anfang riethest mir,
 Vnd ich glaub auch bey meinen Ehrn,
 Hett Gott der Herrschafft wolln
 beschern,
 175 Was er mir hat bescheret ebn,
 So würd ers jhr wol han gegeben,
 Wie du auch vorhin hast vermeldt.
 Darumb ist vnser dieses Geldt.
 Die Zollbüchs setzt hin an ein ort,
 180 Wir wollens noch mehr brauchen fort,
 Vnd was das Glück wird allweg gebn,
 Dem wollen wir nicht wider-
 streben.' etc.
 Hiermit giengens zur Stuben hinauß
 Vnd verschlossen das Gelt im Hauß.
 185 Da gieng ich auch mein Strassen hin
 Vnd gedacht in meinem Sinn:
 Das Zollgeld ist getheilet auß,
 Vnd wo es einsmahl kem herauß,
 So würd der Zöllner vnd Zöllnerin
 190 Am Galgen werden geführet hin.
 Doch wers recht, daß man diese
 Frawn,
 Vff daß man sie dest baß mócht
 schawen,
 An Galgen höher hencken thet
 Als den Mann, weil sie oftmals het
 195 Die Zollbüchsen verrenckt mit list,
 Wie es wol noch mehr breuchlich ist.

Morale.

Drumb seyt gewarnt, ihr Zollner	Solches zu lieffern ewren Herrn!
Knecht,	Denn wo ich ewrer einen werd
Vnd handelt redlich vnd auffrecht!	Noch einsmals finden vngefehrt,
Vnd was jhr am Zoll nehmet ein,	205 So will Ichs sein Herrn zeigen ahn;
200 Das thut in [die] Zollbüchs hinein	Die werden jhn gewißlich hencken
Vnd lassets euch ja nicht beschwern,	lahn.

W. H. F. H.

Gedruckt zu Darmstatt, durch
Balthasar Hoffmann,
1619.

10. Die verkehrte Welt.

Die Vorstellung einer verkehrten Welt, in der Menschen und Tiere ihre Beschäftigungen und Beziehungen zueinander tauschen, lässt sich bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen.¹⁾ Unter den Bildern von unmöglichen Dingen und in den Lügenstücken begegnen seit dieser Zeit einzelne Züge, wie: der Hase jagt die Hunde oder den Jäger²⁾, das Schaf zerreisst den Wolf³⁾, der Frosch verschlingt den Storch⁴⁾, die Gänse braten den Koch⁵⁾, der Wagen geht vor den Rindern⁶⁾, und der Sack trägt den Esel zur Mühle⁷⁾. Auf derselben Umstellung und Verwechslung von Satzgliedern beruht des Hans Sachs Meisterlied vom verkehrten Bauern (1531): 'Ein dorf in einem pauren sas'⁸⁾ und sein Schwank von 1550 'Die hasen fangen und praten den jeger'⁹⁾. Auch das Volksbuch vom Finkenritter (1559) erzählt von einem Orte, wo das Obst die Bäume trägt, die Hasen die Hunde fangen, die Hühner und Gänse den Füchsen und Mardern nachstellen und die Mäuse die Katzen fressen. Nicht minder hat sich die bildende Kunst solcher scherzhaften Gedanken bemächtigt. Eine bemalte Tonfiese des 13. Jahrhunderts aus einem Kloster in Derby zeigt einen Hasen, der hornblasend auf einem Hunde zur Jagd reitet¹⁰⁾; auf Miniaturen des 14. Jahrhunderts wird der Hund gefesselt von mehreren Hasen zum

1) Vgl. Uhlund, Schriften 3, 225f. Müller-Fraureuth, Die deutschen Lügendichtungen 1881 S. 11f. 19. Auf antike Parallelen gehe ich nicht ein.

2) Marner (MSH. 2, 245a. Strauch, Der Marner 1876 zu XIV, 185). Keller, Fastnachtspiele 1, 298. Uhlund, Volkslieder Nr. 241, 9. Bei Reinmar von Zweter (160, 8 ed. Roethe 1887) will der Hase Wölfe jagen.

3) Marner (MSH. 2, 245a). Uhlund Nr. 241, 10.

4) Keller, Fastnachtspiele 1, 93. 299.

5) Keller 1, 94.

6) Reinmar der alte (MSH. 1, 197b). Freidank 127, 11. Uhlund Nr. 241, 8.

7) Reinmar (MSH. 1, 197b).

8) H. Sachs, Fabeln und Schwänke ed. Goetze 3, Nr. 23.

9) Ebenda 1, Nr. 128. Einen Nachtrag zur Anmerkung werde ich gelegentlich liefern.

10) L. Jewitt, The Reliquary 3, 92 Taf. 12 (1862-63) = Wright, Histoire de la caricature 1875 p. 83.

Galgen gefahren¹⁾, oder der Hase trägt den erlegten Jäger heim²⁾; auf einem Holzrelief des Klosters zu Sherborne hängen die Gänse den Fuchs³⁾; der Ochse lässt zwei Männer den Pflug ziehen⁴⁾. Im 16. Jahrhundert wird besonders die Exekution des Jägers durch die Hasen oder Hirsche wiederholt dargestellt von Cranach, Georg Glockendon, Solis und namenlosen Künstlern; auch der von Gänsen hingerichtete Fuchs⁵⁾ und die von den Mäusen begrabene oder benagte Katze⁶⁾ kehrt wieder.

Gesammelt erscheinen nun diese Einfälle auf dem unten folgenden, 24 Nummern enthaltenden Bilderbogen von der verkehrten Welt⁷⁾, der im 17. Jahrhundert mehrmals aufgelegt und bis ins 19. Jahrhundert⁸⁾ nachgeahmt worden ist. 1670 zitiert Grimmelshausen diesen Kupferstich oder einen ähnlichen Wockenbrief mit unverhohlener Anerkennung (Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender S. 108):

Dieweil ich den Abend zuvor . . . in eine Kunckelstuben zu Liecht gangen war und [an] der alleranmütigsten Dirne Kunckel ein Kupfferstück auff einem Bogen Papier gefunden, warüber ich mich eben so sehr als über die liebliche Spinnerin selbst vernarrede; dann weil ich noch kein solches Exemplar gesehen, kahme mirs auch desto [artiger] vor; und nachdem ichs mit Consens seiner Possessorin herab genommen, setzte ich darhinder und carresierte an statt der schönen Spinnerinn in [?] jhren Kunckelbrieff und lobte bey mir selbst die artliche Invention deß Authors, indem mich bedunckte, die verkehrte Welt könt sinnreicher, kürtzer und besser nicht abgemahlet werden, als sie uff selbigem Brieff entworfen [110] war. Ja, ich bildete mir die Sach so steiff ein, daß mir auch darvon träumbte; dann da kam mir vor, wie der Ochs den Metzger metzelte, daß Wild den Jäger fällete, die Fisch den Fischer frassen, der Esel den Menschen ritte, der Lay dem Pfaffen predigte, daß Pferd den Reuter tumelt, der Arm den Reichen gace [l. gabe], der Bawr kriegte und der Soldat pflügte.

Und wie Grimmelshausen anderwärts⁹⁾ das oben zitierte Meisterlied Hans Sachsens vom verkehrten Bauern kopiert, so benutzt er auch 1672

1) Wright p. 84 = The Reliquary 3, 93f. (Jewitt führt hier auch eine von der Maus verfolgte Katze auf einer Miniatur und einen vom Pferde getriebenen Kutscher an.)

2) Champollion - Figeac, Louis et Charles d'Orléans 3, 29 (1844) = Champfleury, Histoire de la caricature au moyen âge² p. 203.

3) Wright p. 84.

4) Champollion-Figeac 3, 29 = Champfleury p. 201.

5) Bredt, Zeitschrift für Bücherfreunde 6, 486. R. v. Lichtenberg, Humor bei den Kupferstechern 1897 S. 83. 85

6) Jaime, Musée de la caricature 1, pl. 162d (1838). Rovinskij, Russkija narodnija kartinki 1, 166—170 (1881) = Zeitschr. f. Bücherfreunde 5, 177.

7) Wie alt die Ausdrücke 'le monde bestorné', 'le monde renversé', 'the world turned upside down' sind, müsste noch untersucht werden.

8) Um 1850 hat der Maler Stauber auf dem bei Braun und Schneider erschienenen Münchener Bilderbogen Nr. 89 'die verkehrte Welt' dargestellt: Der Stiefel putzt die Magd, der Hase schießt den Jäger, der Rock klopft die Magd, der Esel reitet auf dem Bauern, das Kind päppelt die Mutter, der Ochse pflügt mit dem Bauern und dessen Frau, der Weidenbaum zersägt den Holzhauer, das Schwein sticht den Metzger ab, die Gans rupft die Bäuerin.

9) Teutscher Michel 1673 Cap. 8 = 2, 1100f. ed. Keller 1854.

in seinem Buche: 'Des abenteuerlichen Simplicii Verkehrte Welt'¹⁾ jenen Kupferstich zur Einleitung einer Schilderung der Hölle, in der es umgekehrt wie im gegenwärtigen Leben zugeht, da dort alle Tyrannen, Geizhalse, Neidischen, Wollüstigen usw. grausame Strafen leiden; das Titelkupfer erklärt er in folgenden Versen:

Der Hirsch den kühnen Jäger legt,
 Der Ochs manchmahl den Metzger schlägt,
 Der Arm dem Reichen Steuer trägt,
 Zur Arbeit der Soldat sich regt,
 Der Bauer in Waffen sich bewegt,
 Solch Ding die Welt zu üben pfl egt.

Deutlicher noch spüren wir in der 1683 aufgeführten Schulkomödie 'Von der verkehrten Welt' des Zittauer Rektors Chr. Weise²⁾ den Einfluss unseres Bilderbogens, wenn da der Müller genötigt wird, den Esel zu tragen, wenn der Grossvater sich vom Enkel wiegen, der Arzt sich vom Kranken Medizin geben, der Lehrer sich von den Schülern meistern lassen muss. Den Mittelpunkt der Handlung bilden die verkehrten Entscheidungen des Landrichters Alamode, der in bezeichnender Kleidung auftritt: die Hosen über die Arme und das Wams über die Beine gezogen, auf dem Kopfe einen Stiefel und den Hut am Fuss. Die ihm Widersprechenden lässt er eine Weile auf den Kopf stellen, bis sie an seine Weisheit glauben. Endlich bringt Apollos Richterspruch alles wieder ins Gleiche.³⁾ — Auch ein Lügenlied, das in einem Drucke des 18. Jahrhunderts überliefert ist⁴⁾, weist durch die Worte: 'So könnt ihr auf dem Bilde sehen' auf ähnliche Illustrationen hin, wo der Hase den Jäger erschiesst, die Henne den Fuchs packt und die Fische den Vögeln nachstellen.

1) Zuerst 1672 (Berlin Yu 5302. Das Titelbild ist reproduziert in der Zeitschrift für Bücherfreunde 2, 149. 1898).

2) Chr. Weisens Neue Jugend-Lust, d. i. drey Schauspiele, Franckfurt und Leipzig 1684 (Berlin Yq 7181). — 1686 vom Altenburger Rektor Joh. Wahll aufgeführt (Lorenz, Gymnasium in Altenburg 1789 S. 360).

3) Dagegen wird anderwärts der Ausdruck 'verkehrte Welt' nur in allgemeiner satirischer Bedeutung verwendet: Mundus inversus, Linzer Schulkomödie des 17. Jahrh. (Berlin ms. lat. qu. 420). Le Sage et d'Orneval, Le monde renversé 1718 (Le théâtre de la foire 3, 201–267. Amsterdam 1723), deutsch von J. Ulrich König, Die verkehrte Welt (1725. 1746; vgl. Creizenach, Zur Entstehungsgeschichte des neueren deutschen Lustspiels 1879 S. 3. E. Mentzel, Archiv für Frankfurts Geschichte n. F. 9, 448. 468. H. Devrient, Joh. Friedr. Schönemann 1895 S. 362) und Prätorius, Die verkehrte Welt, Opera comique, Hamburg 1728 (komponiert von Telemann; vgl. Gaedertz, Nd. Jahrb. 8, 166. Schneider, Geschichte der Oper in Berlin 1852 S. 45); holländisch von M. van Hattum (De verkeerde waereldt. Amsterdam 1742) und J. Rousseau (Amsterdam o. J.). Caspar Abel, Boileaus Satyrische Gedichte übersetzt 1, 300 (1729): 'Die verkehrte Welt, aus dem Holländischen, anonym.' Eine Robinsonade ist: Die verkehrte Welt, welche anders spricht, wie sie denkt, und anders denkt, wie sie spricht, in dem Leben eines Jünglings, aus eigener Erfahrung herausgegeben, Frankfurt und Leipzig 1769 (Berlin Yv 6991).

4) Erk-Böhme, Liederhort Nr. 1117: 'Hört an, ihr lieben Frau und Mann.'

Selbst in England und Polen hat unser Bilderbogen seine Wirkung geübt. In London erschien ein Gedicht 'The world turned upside down, or the folly of man exemplified in twelve comical relations upon uncommon subjects'¹⁾, dessen zwölf Illustrationen den Tausch zwischen Ochsen und Pflüger, Soldat und Amme, Hasen und Koch, Reiter und Pferd, Schlächter und Ochsen, Vogel und Jüngling, Esel und Müller, Pferd und Knecht, Fischen und Fischer, Gestirnen und Erde, Kind und Schulmeister darstellen. Eine Reihe grober Stiche der verkehrten Welt mit polnischem und deutschem Text (der Ochse schlachtet den Metzger, das Schaf schert den Hirten, der Mann spinnt, während das Weib Waffen trägt usw.) wurde am 6. Oktober 1896 im Berliner Verein Herold vorgelegt.²⁾

Die Verkehrte Welt hie kan | Wohl besehen Jedermann. — Querfolioblat in Kupferstich, 'Paulus Fürst Exendit' (Braunschweig, herzogliches Museum). Die 25 Abteilungen sind in fünf Reihen geordnet.³⁾

1. Eine Weltkugel, auf der alle Gebäude verkehrt stehen. Beischrift:
Die Verkehrte Welt hie kan
Wohl besehen Jedermann.
2. Der Diener zu Ross, der König zu Fuss:
Vbermütig reit der Knecht,
Vnd der Königin (!) gehet schlecht.
3. Der Diener bei Tisch sitzend, der Herr legt ihm Rechnung:
Seinem Diener alles voll
Jetzt der herr verrechnen soll.
4. Der Kranke im Bett besieht seinen Urin oder die Medizin des Arztes,
dieser steht daneben:
Ja der Kranck ihm bildet ein
Klüger als der artz zu sein.
5. Der Bauer bei Tisch sitzend, der Soldat schenkt ihm ein:
Auch dem Bauren mit vertruß
Der Soldat auffwarten muß.
6. Der Mann vom Rocken mit der Spindel spinnend, die Frau in Federhut
und Waffen daneben:
Ey wie fein doch spinnt der Mann,
Vnd das Weib trägt waffen an.
7. Ein alter Mann in der Wiege, ein Kind setzt diese in Bewegung:
Secht, das Kindt will grösser sein
Als der Alt vnd wigt in ein.
8. Der Lehrer kniet vor der Bank, der Schüler streicht ihm den blossen
Hintern mit Ruten:
Vnd der Knab den Maister streicht,
Meint, hab meher witz erreicht.

1) Ashton, Chap-books of the 18. century 1882 p. 265–272.

2) Vgl. den russischen Bilderbogen bei Rovinskij, Russkija narodnija kartinki (1881), Atlas 1, 176.

3) Ein älterer, um 1620 anzusetzender Druck des Blattes, der keine Angabe des Stechers enthält (Berlin, kgl. Bibliothek. Nürnberg, Germ. Museum) weicht in Kleinigkeiten ab.

9. Das Kind, auf dem Schosse der Mutter, päppelt diese:
Das vorwitzig Kind ohn scheu
Will der Mütter geben brey.
10. Der Arme in Lumpen gibt dem Reichen Geld von seinem Teller:
Jetzt der armen schweiß vnd blüt
Vor den reichen steuren thut.
11. Ein Stelzfuss trägt einen Ganzbeinigen:
Vnd der Lahme hart vnd schwer
Träget den Geraden her.
12. Ein aufrecht gehender Mann wird von einem Blinden am Stabe hinterhergezogen:
Oftt der Blindte führen soll
Einen, der da sihet woll.
13. Vier Pferde in einer Kutsche, welche von Frauen gezogen wird:
Weiber, die seint schön vnd zart,
Ziehen Hengst von wilder art.
14. Ziegenbock, Ochs, Schaf, Gans und Schwein bei Tische, einem Ferkel füllt ein Mann aus seinem Deckelkrug das Glas:
Auch oft manchem groben schwein
Muß der Mensch ietzt dinstbar sein.
15. Sau, Fuchs, Hirsch, Hase und Bär stürmen hinter dem mit seinem Sau-spieß entfliehenden Jäger und dessen Hund her:
Weil der Jäger ist verzagt,
Wirt er von dem wildt geiagt.
16. Der Ochs den Schlächter ausweidend:
Hier der Ochs den Metzger schlacht,
Der ihm nach den leben tracht.
17. Der Esel treibt den Mann mit der Peitsche an, der seine Säcke trägt:
Was ein Esel sonsten trägt,
Wirt dem Menschen aufgelegt.
18. Der Wolf wird von einem Schaf gefressen:
Einen Wolff das Lämlein frist,
Weil er seiner stärke vergist.
19. Der Hirt, vom Schaf geschoren:
Vnd das Schaaf dem (!) Hirten schert,
Wie er ihms zu thun begert.
20. Der Mann im Bauer auf der Stange sitzend; der Papagei, in Freiheit davor, lehrt ihn sprechen:
Ja dem Papigay die sprach
Soll der Mensch erst reden nach.
21. Hoch in den Wolken schwebt eine bastionenreiche Stadt, weit unterwärts der feste Erdboden, darunter Sonne, Mond und Sterne:
Mancher seinem Witze traut
Vnd in lüften Schlösser baut.
22. Fische im Vogelnest auf dem Baum, Vögel haschend; unten aus dem Wasser sehen Vogelköpfe hervor:
Fisch die wöllen vögel sein,
Einer greift dem andren ein.

23. Über Bergesspitzen und Täler steuert ein Schiff dahin¹⁾:

Offt ein Klügling schiffet im sinn
Vber berg vnd thaal dahin.

24. Ein Mann, der Hut und Handschuh an den Füßen, einen Stiefel auf dem Kopf und das ganze Kleid verkehrt angezogen hat, auch das Schwert mit der Spitze nach oben trägt:

Nach dem gantz verkehrten lauff
Kombt auch diese Tracht noch auff.

25. Die Henne auf dem Hahn:

Jetz die Henn will sein der han,
Das erfähret Mancher man.

11. Die widerwärtige Welt.

In ganz ähnlicher Weise wie der vorige Bilderbogen sind noch mehrere Kupferstiche komponiert, die Paul Fürst zu Nürnberg um 1650 älteren Vorlagen nachstach: die widerwärtige Welt, die törichte Welt, die widersinnige Welt und zwei Blätter 'Teutscher Sprichwörter', sämtlich auf dem herzoglichen Museum zu Braunschweig befindlich. Das dritte Blatt 'Ein Newer Kunckelbrieff Die widersinnige Welt genandt'²⁾ ist nichts anderes als das oben S. 158 erwähnte Meisterlied des Hans Sachs: 'Ein dorff in einem Bauren sass' (16 Felder mit je einem Vers und einem Bilde dazu).

Die widerwertige welt. — Querfolioblatt in Kupferstich, vermutlich von Paulus Fürst gestochen (Braunschweig). Die 30 Felder sind in fünf Reihen geordnet, in jedem steht ein Bild und eine Verszeile.³⁾

Ein zigainerin last ihr warsagen.	Die Kùhe dem Esel auff hoviert ⁵⁾ .
Der gelehrte thut den bauren fragen.	10 Der wagen hie die Ochsen fùert.
Ein alter thut wol kindisch thaten. ⁴⁾	Die Saw den Metzger sengt vnd plagt.
Das Kind dem altn gibt zurathen.	Der Esel seinen Meister zwagt ⁶⁾ .
5 Der knecht sicht zu, der herr arbeit.	Auff diessem Meer dieser hie Mäht.
Der Esel seinen Meister reitt.	Auff grüner heidt zu Fisschen geht.
Die Fraw der magdt folgt vnd serviert.	15 Der Fisch den füsscher oft erlangt.
Der baur der pflügt, der ochs regiert.	Das hün den hünerefänger fangt.

1) Ein solches über Wasser und Land fahrendes Schiff begegnet öfter im Märchen (R. Köhler, Kl. Schriften 1, 134. 191f. Kristensen 3, 215. Skattegraveren 8, 65. Steffen 2, 16. Jurkschat 1, 27). Eine holländische Eisyacht dagegen ist abgebildet auf einem Flugblatte: 'Ein wunderkünstig Schiff, welches vber die gefrohren Wasser vnnnd Landt fahret . . . in 2 stunden 7 meil.' Leyden, Christoffel von Sichern 1605 (Berlin. Wolfenbüttel).

2) Auch im kgl. Kupferstichkabinet zu Berlin und im Germanischen Museum zu Nürnberg vorhanden. Reproduziert bei H. Boesch, Kinderleben in der deutschen Vergangenheit 1900, Tafel zu S. 72.

3) Ein älterer Druck (um 1620) mit etwas abweichender Schreibung in Berlin, kgl. Bibliothek.

4) Reitet auf einem Steckenpferd und treibt ein Rädchen.

5) Die Kuh spielt Laute, der Esel schaut zum Fenster hinaus.

6) Der Meister lehnt knieend über einen Tisch, der Esel giesst ihm aus einer Schüssel Wasser über den Kopf.

Ein hauß auff dem Eyß dieser bawt.	Der Raab sich mit dem Adler Rauft.
Ein grüb er in dem waßer hawt.	25 Daß königlein Ihn auch erschreckt.
Der Han den Fuchsen vberlist.	Die Geiß den Löwen hart anbleckt.
20 Die Mauß der katze ein falstrick rüst.	Der Amboß fleugt nun vnverhofft.
Das hün hie nach dem Habicht flücht.	Der Mülstein schwimmt empor garofft. ¹⁾
Die Daube nach dem Falken steigt.	Der thurn hie in der klocken schwänckt.
Der hund vorm Haasen forchtsam laufft.	30 Der Galgen an dem diebe hängt.

12. Die törichte Welt.

Die nachfolgende Narrenreihe gehört zu der grossen Gruppe satirischer Dichtungen, die sich an Brants Narrenschiff anschliessen; vgl. Zarnckes Ausgabe 1854 S. CXXIII^f. und Wickrams Werke 5, LVI. LXXXVI.

Die Torechte weldt. — Querfolioblatt in Kupferstich, ohne Angabe des Stechers (Berlin). Die 20 Felder sind in vier Reihen geordnet.²⁾

1. Ein Narr müht sich, ein rundes Relief mit fünf Narrenköpfen durch ein Netz zu verhüllen. Beischrift: 'Stultorum plena sunt omnia'. Darunter:

Es laßen sich bergen die Narrn,
Als deckt mans mit eim Fischers garn.

2. Zwei Männer beten kniend; der eine 'bitt um Sonn', der andere 'bitt vmb Regen':

Ein Jeder Thor wil hie Gott lehren,
Wan er soll Sonn oder Regen bescheren.

3. Zwei Kavalierere reichen einander die Hand, im Hintergrunde eine Schlacht:

Nach Krieg macht friedt die thorecht weldt;
Macht sie vor friedt, sie behielt ihr gelt.

4. Midas mit Eselsohren sitzt hinter einem gedeckten Tisch:

Waß er anrürt, nach wünsch wirdt goldt,
Leidt hunger, da er essen solt.

5. Ein Geizhals giesst trotz der vielen im Keller lagernden Fässer nur den Tropfwein aus den Untersätzen in seinen Krug:

Der Geitzich hatt den Keller voll
Vnd trinckt Tropfwein, ist thorheit voll.

6. Eine nackte Dame im Bett hält einen Kavalier am Seil:

Der heldt, der da wolt teüffel fangen,
Bleibt wie ein thor an einer Metz hangen.

7. Ein Pfeifer und vier Tanzende:

Ist die Weldt nicht unsinnig gantz,
Daß sie springt wie ein aff am tantz!

8. Ein Mann schüttet aus einem Kruge Wasser in einen Ziehbrunnen. [Vgl. Brant, Narrenschiff 1494 Cap. 32 und Murner, Schelmzunft 1512 Cap. 26]:

Wasser inn brunn trägt dießer thor,
Gibt dem, der da genug hatt zuor.

1) Vgl. Müller-Fraureuth, Lügendichtungen 1881 S. 91. Meisterlieder der Kolmarer Handschrift 1862 S. 414.

2) Ein späterer Druck, wohl von Paulus Fürst, befindet sich in Braunschweig.

9. Ein Alchimist vor dem Schmelzofen:
 Sein Silber wil er zu Goldt machen,
 Verleurt allbeyd: soll man nicht lachen?
10. Ein Kavalier haut auf einen Baum los:
 Der thor rümbt sich, wie in eim streich
 Er hab gefällt ein große Eich.
11. Zwei Männer, von denen der erste eine Narrenkappe trägt, stürzen von einer Brücke herab:
 Siehstu deß Narrn fall zu vor
 Vnd folgst ihm nach, bist auch ein thor.
12. Ein Jüngling spricht einer Frau ins Ohr:
 Waß er mir sagt, ich schweigen soll,
 Vnd er schwätzt mir: ist er nicht tholl?
13. Ein Mann sitzt an einem Tische vor einem unfertigen Hause:
 Dem Narren Regnets gewiß ins tach,
 Der seinen baw nicht außführen mach.
14. Einem den Balken behauenden Zimmermanne sieht ein Mann aus seiner Haustür zu:
 Wer sorgt vnd forscht, waß andre machn,
 Versaumpt daß sein; sindt thorecht sachn.
15. Einen nach einem Vogel zielenden Armbrustschützen beißt eine Schlange in den Fuss [vgl. Hildeberts Epigramm im Archiv für neuere Sprachen 112, 268]:
 Mancher thor Jagt, waß ihn nicht beißt.
 Vnd sieht die Schlang nicht, die ihn reist.
16. Ein Büchernarr sitzt, mit einem grossen Staubwedel in der Hand, vor einem Doppelpult in seiner Bibliothek (vgl. Brant, Narrenschiff 1494 Cap. 1):
 Wo man von Künsten redet klug,
 Spricht er: Ich habs daheim im buch.
17. Ein Astrolog sitzt vor seinem Astrolabium:
 Der bleibt ein Narr arm vnd in nöthen,
 Der auff Glück wart seines Planeten.
18. Vier Leute in Fastnachtsummerei:
 Wer die Weldt nicht mit Narrn beseßen,
 Daß Faßnacht Kleidt wer längst vergeßen.
19. Ein Sarg, von vier Männern getragen:
 Ist daß nicht auch ein rechter thor,
 Der wartt auff Erbschafft vnd stirbt vor?
20. Drei Narren sitzen zechend mit Mädchen an einem Tisch:
 Ein Jeder will sein Narr im spiel,
 Weil er redt vnd thut, waß er wil.

Nachtrag zu S. 154: Vgl. die Reproduktion der 'Doctorprobe' nach einem Gothaer Exemplar bei Peters, Der Arzt und die Heilkunde in der deutschen Vergangenheit 1900 S. 72.

Grussformeln russischer Bauern im Gouvernement Smolensk.

Von Robert Croon.

Wie in alter Zeit Gastfreunde unter freundlichen Reden Gabe und Gegengabe tauschten, so erscheint später an Stelle der Wertgabe die Wortgabe, Rede und Gegenrede, Gruss und Dank. Häufig fällt dabei der Dank reicher aus als die Gabe. Schon Glaukos überreicht im 6. Buche der Ilias dem Diomedes eine goldene Rüstung für dessen eherne; und ebenso zahlt noch heute der russische Jude für den gebotenen 'Guten Tag' mit einem ganzen 'Guten Jahr'. Leicht konnte sich eine solche Wortgabe, die ja keinerlei Ungelegenheiten verursachte, ins Ungeheuerliche auswachsen und sich ein Begrüssungszeremoniell herausbilden, das mit der Zeit lästig fiel und von der fortschreitenden Kultur nach und nach wieder beseitigt ward. Schon die Anrede (*πρόσρησις*) der alten Griechen und das Salve der Römer war kurz und bündig.¹⁾ Heut aber werden sowohl die äusseren Grusszeichen wie die Grussworte und Formeln noch weiter gestutzt und verkürzt. Das Entblößen des Hauptes wird bereits gestrichen; und wenn unser Jahrhundert auch Kratzfuss und Kopfneigen fallen lassen sollte, so verbliebe als modifizierte Form des chinesischen Chin-chin lediglich ein Erheben der halbgeballten rechten Hand zur Stirn. Dass nun ein leeres und lügnerisches Formenwesen ins Grab sinkt, ist unstreitig als wertvolle Errungenschaft einzuschätzen. Sollte aber nicht den kommenden Geschlechtern ein Denkstein von den Begrüssungen berichten, die Jahrhunderte hindurch den Alvordern gedient und ihrem Gehaben einen Stempel aufgedrückt haben?

Als ich vor mehr als fünfunddreissig Jahren zum ersten Male die Smolenskischen Dörfer betrat, erhielt ich auf mein kurzes baltisches Grusswort auch nur einen knappen Bescheid; bald aber befremdete es mich, dass die Leute untereinander viel mehr Worte machten und bei

1) [Vgl. über den Gruss: O. Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde 1901 S. 309—314. Schaber, Über Sitten, Ausdrücke und Symbole des Grusses, Progr. Donau- eschingen 1857. Spencer, Principles of sociology § 383—398 (deutsche Übersetzung 3, 137. 1889: 'Verbeugungen und ähnliche Ehrenbezeugungen. Anredeformen'). O. Henne am Rhyn, Kulturgeschichtliche Skizzen 1889 S. 157—168: 'Die Art der Begrüssung bei verschiedenen Völkern'. G. Steinhausen, Kulturstudien 1893 S. 1—17: 'Der Gruss und seine Geschichte'. Becker-Göll, Charikles 1, 223f. 3, 400. E. Curtius, Die Volksgrüsse der Neugriechen, Sitzgsber. der Berl. Akademie 1887, 147. Marquardt, Privatleben der Römer 1879 S. 252f. A. Schultz, Das höfische Leben² 1, 529. Zender, Der Gruss und seine Formen in der Eifel, Ztschr. d. Ver. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 1, 293—300. 1904. An den Gruss des fremden Berufsgenossen schliesst sich ein Examen an bei den Schäfern (oben 7, 97. 210), Jägern (R. Köhler, Kl. Schriften 3, 452. Uhland, Schriften 3, 199) und Handwerkern (Schade, Weimar. Jahrbuch 4, 306f.).]

jeder abweichenden Gelegenheit etwas Abweichendes vorbrachten. Bei der Fülle des Neuen und Befremdlichen, das sich mir damals aufdrängte, verfolgte ich diese Wahrnehmung nicht weiter. Heute bedauere ich das sehr; denn die Alten sind längst heimgegangen, und das junge Volk lacht über solch 'unbrauchbares, leeres Zeug'. Nur mühsam vermag ich noch einzelnes zusammenzubringen. Besondere Mühe machte das Aufspüren des Gegengrusses, da heut meist das einfache 'Danke' an seine Stelle getreten ist. Voller klingt schon die Antwort: 'Erlöse dich Gott' oder 'Ich schenke dir Heil'. Oft hat das Streben, die Grussformeln gleich dem Sprichwort bei knappstem Zuschnitt in Versmass und Reim zu kleiden, zu Wort- und Reimbildungen geführt, die der Grammatik Hohn sprechen. Häufig wird eine Schallnachahmung eingeflochten, an der gerade die Russen besonderes Gefallen finden. Unmöglich war es mir, stets eine völlig wortgetreue Übersetzung der Grussformeln zu geben; bisweilen musste ich mich mit der Wiedergabe des Hauptgedankens begnügen.

1. Der Spinnerin: Glänzend und stark sei dein Lein!
Gegengruss: Fang dir damit den Freiersmann ein!
2. Der Weberin (beim Ordnen des Garnes):
Was ich antraf, verbleibe zum Einschlag!
Gegengruss: Zu einem Tuche ich dir's abschneiden mag.
3. Beim Weben: Was krumm ist, schicke in den Wald hinein!
Das Grade verbleibe dem Webstuhle dein.
Gegengruss: Das Grade verbleibe dem Webstuhle mein,
Auch einfach und grade die Wege dein.
4. Der Brotbäckerin: Ergiebig sei dein Backgeschirr!
Gegengruss: Hundert Rubel in den Beutel dir!
5. Beim Einmachen von Kohl: Süß wie Zucker gerate dein Kohl!
Gegengruss: Süß mein Kohl geraten muss,
Süß sei dir des Freiers Kuss.
6. Beim Schärfen von Kohl: Schmackhaft gerate dein Kohl,
Er sei nicht zu weich, auch nicht hart,
Just wie ein Jüngling ohne Bart.
Gegengruss: So schmackhaft dir des Bräutigams Art.
7. Beim Einschieben der Brote in den Backofen:
In den Ofen wie ein Sperling so klein,
Aus dem Ofen wie ein Öchselein.
Gegengruss: Zum Gastmahl lade ich dich dann ein.
8. Beim Mittagmahle: Salz und Brot gedeihe dir.
Gegengruss: Bitte um die Gnade, speise mit mir.
9. Dem unliebsamen Gaste: Salz und Brot dich wohl ergötze.
Gegengruss: Bitte zu speisen, doch fehlt der Platz, wohin ich dich setze.
10. Oder: Salz und Brot dir wohlgedeih'!
Gegengruss: Mein Gut mit dir zu teilen,
Das ist's, des ich mich freu'!

11. Der Trunkene dem Nüchternen: Eitel Gesundheit wünsche ich dir,
Ich sterbe noch am Kater hier.
Gegengruss: Um deiner Seele Heil zu wahren,
Mag ich nicht sechzig Kopeken sparen.
12. Beim Melken: Dein Eimer fülle sich zum Rand.
Gegengruss: Füllt sich mein Eimer bis zum Rand,
Einen Labetrunk bietet dir meine Hand.
13. Beim Feuermachen (wenn das Holz nicht recht brennen will):
Feuer, König ich dich nenne,
Feurige Lohe, komme und brenne,
Königin seist du!
Gegengruss: Lieblicher Jungfrau rotwangige Schöne
Komme und helfe dir! Feuer entlehne
Zündende Flammen des Freiersmanns Kuss.
14. Dem Teetrinkenden: An Tee und an Zucker gebreche es nicht.
Gegengruss: Komm und trink und gräm dich nicht!
15. Dem Diebe: Wenn du entkommst, sah's nicht der liebe Gott?
Gegenruf: Wenn ich entkomm', so half der liebe Gott.
16. Dem Säemann: Wachstum und ein reichlich Gedeihn
Gebe dem Saatkorn der liebevolle Gott!
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil!
17. Bei der Gemüseaussaat:
Rühre nicht dran und zweifle nicht dran,
Gott lässt's gedeihn, und die Frucht reift heran.
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil.
18. Bei der Kohlaussaat:
Möge sie keimen, das sei dir mein Gruss,
Fern von dir bleibe jedweder Verdruss.
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil.
19. Beim Backen von Pfannkuchen:
Im Galopp, im Galopp,
Hebe dein Kuchen sich im Galopp.
Oder: Hebe dich, hebe dich, steige auf,
Kuchen, heb dich im eiligsten Lauf.
Gegengruss: Dir bring ich den ersten, der fertig und gar,
Zum Riechen, zum Schmecken, Sattessen dir dar.
20. Dem Zimmermann: Heil dir und Gesundheit, du Zimmergesell.
Gegengruss: Bin ein Zimmermann und kein Zimmermann;
Doch das Klopfen, das Poltern und Klappern,
Das hat's mir angetan.

21. Beim Windigen von Getreide (mit der Wurfschaukel):
Gott mehre es dir!
Gegengruss: Mir mein Anteil,
Dir dein Anteil,
Jedermann sein reichlich Teil.
22. Ebenso (aus Bruchteilen zusammengestellt):
Nicht narre der Wind dich, aus allen Ecken
Fahre er nicht, um dich zu necken.
Gegengruss: Das Stirkorn werde rein von Spreu,
Goldrein dein Glück dir allzeit sei.
23. Bei der Getreideeinfuhr: Feimengross dir in die Scheune,
Was im Feld ein Schock nur war.
Gegengruss: Von meinem Erdrusch
Dir Überfluss.
24. Beim Kartenspiel: Von jedem Narr
Den Fünfer¹⁾ bar.
Gegengruss: Wo der Rubel bereit, macht die Klugheit sich breit.
Doch ohne den Rubel bist nicht gescheit.
25. Beim Glase: Trinken seinen Brantwein
Heisst nicht schon Verbrecher sein.
Gegengruss: Betrunken sein, das schafft dir Pein
Und sperrt dich in die Flohstub' ein.
26. Der Schnapsflasche: Lieb Fläschen, lieb Täubchen,
Schmuck Bürschchen, komm her,
Lieb Täubchen, schmuck Bürschchen,
Warum denn schon leer?
Erwiderung: O Lüderlich, o Saufaus,
Du Strafgericht mein,
So lauf in das Wirtshaus!
Und ich hinterdrein.
27. Dem Gläschen: Fahr wohl, Herzblättchen, Gläschen mein,
Sonst muss ich dich ertränken.
Erwiderung: Ins Krüglein, ins Fässchen,
In die Tonne hinein,
Nur so mag das Leben nicht kränken.
28. Der Mutlose fragt: Wie lebe ich's noch, wie wird es wohl noch,
Woher soll den Mut ich mir nehmen?
Antwort: Lauf in den Krug (Wirtshaus),
Ein Petak²⁾ ist genug.
29. Dem Froste: Frost, Frost, komm herbei
Und speise deinen Honigbrei³⁾.
Gegengruss: Im Sommer will ich dich verschonen
Und nicht bei deinen Feldern wohnen,
Am Feldrain will ich nimmer liegen
Und nicht der Arbeit Frucht bekriegen.

1) Fünfer = 5 Kopeken. — 2) 5 Kopeken.

3) Ungemahlener, mit Honig gekochter Weizen, eine Lieblingsspeise des Bauern zur Weihnachtszeit, wird dem Morós, dem 'alten Froste', unter obiger Anrede vor die Türe gestellt.

30. Dem Holzhacker: Zum Klawter wachse dir das Holz.
Gegengruss: Vollauf spalte ich für dich auch auf.
31. Dem Postillion: Den Berg hinauf, den Berg hinab,
Zu Schnaps der Herr noch immer gab.
Gegenruf: Einen Ganzen, — einen Halben,
Ein Viertel (25 Kopeken) gibt er,
Doch der Faustschlag in den Rücken,
Der läuft nebenher.
32. Dem Zumarktfahrenden: Friede dir auf den Weg
Und gedeihlichen Marktpreis.
Gegengruss: Zürne, Roggen, zürne mir nicht,
Wenn gering nur der Preis und schlecht das Gewicht.
Im Lenze bezahl' ich das doppelte Geld
Und hole dich heim vom Ende der Welt.
33. Der Tänzerin: Tanze nur zu, sonder Ruh,
Achte nimmer deiner Schuh!
Der Vater flicht aus Bast die Schuh,
Die Schnüre drehe ich dazu,
Und Leinwand liegt in Mutters Truh'.
Gegengruss: Tanze die Füße dir kurz bis zum Knie,
Zum Traualtare führst du mich nie.
Oder: Tanze die Sohlen dir dünn und klar,
Mich führst du nie zum Traualtar.
34. Der Angebeteten: Liebwertes Mägdlein, schwarzäugiges Kind,
Komm, o komm doch — küss mich geschwind.
Erwiderung: Einen Groschen gebe ich dir,
Nur einen Groschen wert bist mir.
35. Beim Butterschlagen: Deine Butter klumpe sich.
Gegengruss: Auch zum Butterbrot für dich.
36. Der Schnitterin: Die Garbe dehne sich zum Schock.
Gegengruss: Mit Weizen fülle ich dir den Rock.
37. Dem Kaufmanne: Vorteil dir, du Handelsmann.
Gegengruss: Zum Einkaufspreis biet ich dir's an.
38. Demselben: Handeln mögest du mit Gewinn.
Gegengruss: Auf deinen Nachteil steht nicht mein Sinn.
39. Dem Schlächter: Es wandle sich das Fleisch in Fett,
Und werde rübenweich.
Gegengruss: Von dem, was Gott mir hat gewährt,
Sei allzeit dir ein Mehr beschert.
40. Demselben: Zur Rübe das Fleisch, und den Kindern die Knochen
(vgl. auch weich wie Rüben).
Gegengruss: Von meinem Teile dir ein Mehr.
41. Dem Unbeliebten (bei dessen Abfahrt):
Glückliche Reise und kehre nie wieder
Zum Rade dir der Weg.
Gegenruf: Drehe mich wieder um und — schrumm!
Bin ich wieder da.
42. Dem Mäher: Mähe, Sense, mähe das Gras,
So lange es vom Tau noch nass.

- Gegenruf (neckend): Die Sense ist brav, die Sense ist gut,
Nur dass sie in Händen eines Dummkopfes ruht.¹⁾
43. Beim Stecken von Kartoffeln: Leistengross²⁾ gerate sie dir.
Gegengruss: Von meinem Anteil dir ein Mehr!
44. Dem Fischer: Das Pfund zum Pud, zum Berkowetz (= 10 Pud),
Nur dass nicht reisse dir das Netz.
Gegengruss: Dir biete ich den grössten Fisch,
Bestelle nur gleich einen grösseren Tisch.
Oder: Von meinem Teil dir gleich das Beste,
Lauf gleich und lade dir liebe Gäste.
45. Beim Mittagmahle: Bei steifem Brei halten Kinder zum Haus.
Gegengruss: Komm, teile mit mir so Trank wie Schmaus.
46. Dem Niesenden: Eine Serviette Euer Gnaden³⁾.
Gegengruss: Auf jedermanns Niesen 'zur Gesundheit' sagen — damit
wirst du nicht fertig.
47. Der Nähterin: Perlengleich die Nähte dein!
Gegengruss: Perlengleich die Nähte mein,
Wie Korallen am Fädchen die Kinder dein.
48. Der Kohlpflanzenden: Dein Pflänzling stehe hübsch aufrecht da!
Gegengruss: Dein Freiersmann sei dir allzeit nah.
49. Bei der Schafschur: Reiche Schur, noch reicheren Nachwuchs.
Gegengruss: Was Gott mir gegeben, dir zehnfach im Leben.
50. Vor der Kirchweih (kirmasch):
Wieviel Korallen auf deiner Schnur,
Soviel Freier dir in der Flur.
Gegengruss: Von meinem Anteile dir ein Mehr.
51. Dem Hirten (neckend)⁴⁾: Bist dem Schaf gegenüber ein ganzer Mann
(Molade).
Gegenruf: Gegenüber dem ganzen Mann
Nur ein rechtes Schaf ich dich heissen kann.
52. Dem Müller: Zum Wasser das Brot (Getreide, Hleb)
Und fern jede Not (Unfall, Tseda).
Gegengruss: Von meinem Anteil dir ein Mehr.
53. Bei schwerem Tagewerk: Hilfe dir Gott aus aller Not!
Gegengruss: Gott hilft mir schon aus aller Not,
Doch mitzuhelfen er dir gebot.

1) Massgebend ist hier die Schallnachahmung des Dangelklanges der Sense.

2) Der Leisten zum Bastschuh ist unförmlich gross und ähnelt einer amerikanischen Riesenkartoffel.

3) Die Serviette (russisch Ssalfet) ist vermutlich ein Missverständnis oder eine scherzhafte Entstellung des lateinischen Wunsches 'Salve', 'Salvete' oder 'Pro salute'. [Herr Dr. E. Thomas in Berlin erinnert an den polnischen Wunsch beim Niesen: 'Hundert Jahre!' (Sto lat), den der Niesende mit der Einladung: 'Ich bitte zum Begräbnis' (Proszę na pogrzeb) beantwortet.]

4) Hier muss bemerkt werden, dass nur ein sonst zu nichts tauglicher Mann sich als Hirt verdingt.

Kleine Mitteilungen.

Der Binder.

Langsam.

Klopfen¹⁾

1. Und i bin in mein Handwerk a Binta, drum

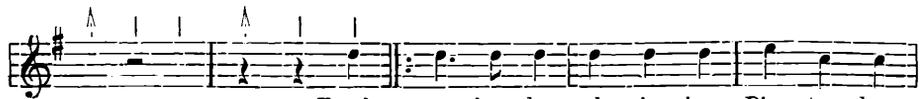


tuat mi das Bin - tn so gfreun.

Und mei Handwerk geht



Summa und Winta, drum tragt's mar a all-weil was ein.



Fruah mo - ring da geh i ins Bin - tn, den

Ei - mer da hab i an Sie - ma, wanns

Schle-gel den han i bei mir, und da nimm i ma Schnitzerl und
teu - er is, darf eahms neamd frie-ma, da bind' i 's tags nacht o - der

Zan - gan, a Roa - ferl a drei o - der vier.

Für'n

neun, und drum tuat mi das Bin - tn so

gfreun.

2.

Und wia i in d' Kuchl kumm eini,
Hoassts glei: Is der Bintabua da!
Die Köchin schreit: Zerscht bintst ma meini,
I hab dar schon zuagwart't lang gnuu.

.; Da tua i mi gar nit lang bsinna

Und bint ihrs glei her um an Siema.

's Mensch hat ma nur sechs Kreuzer gebn,

Weil i's zweni hab abintn mögn. ;:

3.

Und 's Kuahdiandl im Stall hat vanumma,
Dass heut is der Bintabua da,
Die schreit: Kimm nur grad gschwind amal
Und bint ma mein Trinkkübl a! [uma

.; Und da muass i da vurher was sagn,

Dabei muasst recht saggerisch schlag'n,

Da krieg i halt allmal glei Gall,

Mei Schlegel der hat ja koan Hall. ;:

1) Die linke Hand wird mit der Innenfläche auf den Tisch gelegt: auf den Rücken derselben schlägt man mit der rechten Faust auf (↑), wendet dann die linke Hand um den kleinen Finger als Achse, so dass der Rücken gut hörbar auf die Tischplatte auffällt (↓), und dreht endlich die linke Hand um dieselbe Achse wieder nach rechts zurück (↵) usw. An textlich bedeutsamen Stellen (gfreun, ein, Bintn usw.) schlägt man mit dem Ellenbogen auf den Tisch statt mit der Faust auf den Handrücken.

4.

Und hiaz bint i da Kellrin ihr Flaschl,
 Weils ihr alleweil rinnt beim Spund,
 Die hat a so a kloanwinziges Flaschl,
 Drum brauch i ins Bintn a Stund.
 ;: Und da derf i mir gar nit lang bsinna,
 Sunst möcht ma der Schlegel dabei sinka,
 Da bint i schön langsam, schön stad,
 Und dass 's ihr koa Daufel ausdraht. ;:

5.

Und d' Frau Wirtin war a no zun Bintn,
 Die hat man schon zuagwart't recht lang.
 Die sagt ma, i sullt nur glei kema,
 Ihr war scho ums Bintn oft bang.
 ;: I sullt ihr an Kübel aufsetzen,
 Und sullt ihr koan Daufel verletzen,
 Der Herr Wirt schlagt allweil danebn,
 Er derft eahm an Schlegel zualegn. ;:

6.

Hintern Ofen wer a no an Alte,
 Möcht a no gern abuntn sein.
 Die hat aber schon frisch an eiskalte,
 Drum tuat mi das Bintn nit gfreun.
 Hörst, Alte, halts mir nit in Übel,
 's war ja schad um mein Schlegel und
 Triebel,

Du bist ja viel z' alt und viel z' lab,
 Bei dir war ums Abintn schad.
 Hörst, Alte, halts mir nit in Übel,
 's wa ja schad um mein Schlegel und
 Triebel,
 Und mein'n Schlegel, den wagt der Stiel,
 Und an Alte kannt bintn, wer will.

Vorgesungen vom alten Holzinger in Scharfling am Mondsee (August 1904).
 Überliefert von Felix Pöschl, aufgeschrieben von Alexander Pöschl.

[Dies von Herrn Prof. Dr. Josef Pommer in Wien übermittelte recht derbe Lied geht bis ins 13. Jahrhundert zurück; vgl. Gottfried von Neifen, Lieder hrsg. von Haupt 1851 S. 44, 20: 'Es fuor ein büttenære' (5 vierzeil. Str.); eine elfstrophige Fassung von 1525 bei Schade, Handwerkslieder 1865 S. 192 = Böhme, Ad. Liederbuch Nr. 478: 'Es fur ein armer binder'. Spätere Gestaltungen bei Schade S. 194 (Es wollt ein Fassbinder reisen), Zs. f. d. Myth. 3, 86, E. Meier Nr. 84 (Es wollte ein Küferle wandern), Ditfurth 2, 258 Nr. 331, Hruschka-Toischer, Volkslieder aus Böhmen 1891 Nr. 174, Erk-Böhme, Liederhort 1, 450 Nr. 130. — Von einer niederländischen Version des 16. Jahrhunderts 'Het voer een cuyperken cuypen' ist nur der Anfang und die Melodie bekannt. — J. B.]

Das Kutschkelied.

Ende November 1904 meldete die Berliner 'Woche' (Nr. 48, S. 2154), der Dichter des berühmten Kutschkeliedes Gotthelf Hoffmann habe kürzlich sein 60. Lebensjahr vollendet, und wärmte damit eine anscheinend längst erledigte Streitfrage auf. Prüfen wir darum nochmals in aller Kürze den Tatbestand, der für die Entstehung und Verbreitungsweise von 'Volksliedern' in neuerer Zeit ein interessantes Beispiel abgibt. — Durch zahlreiche Zeugnisse¹⁾ ist festgestellt, dass die Verse 'Was kriecht denn da im Busch herum? Ich glaub, es ist Napoleon' lange vor 1870 von Studenten, Soldaten und Schülern als Bummelreime auf den ersten Napoleon nach verschiedenen Melodien²⁾ und bisweilen mit einer Fortsetzung³⁾

1) 1845 in der Provinz Sachsen (G. Stier bei H. Grieben, Das Kutschkelied vor dem Untersuchungsrichter 1872 S. 21), vor 1847 in der Lüneburger Heide (C. v. A. ebd.), 1858 in Leipzig (Magdeburger Zeitung 1895, 1. Januar = Ztschr. f. d. dtsh. Unterricht 9, 317), 1858—61 in Halle (Pastor bei Grieben S. 20), 1859 beim Jägerbataillon in Sangerhausen (Mitscher ebd. S. 26), 'vor Jahren' von mecklenburgischen Gymnasiasten (F. S., Magazin f. d. Lit. des Auslandes 79, 130. 1871).

2) 'Immer langsam voran' (Holtei bei Grieben S. 19. Stier ebd. Daheim 1871, 395), 'Druck nit so'; später 'Ich bin der Doktor Eisenbart'.

3) 'Schlagt ihn tot, Patriot, mit der Krücke ins Genicke, mit dem Stock auf den Rock, mit dem Sabel auf den Nabel, mit der Zwiefel auf die Stiefel, den Kujon Napoleon'

gesungen wurden. Was war also natürlicher, als dass mit dem Beginne des Krieges im Juli 1870 diese Verse wieder auflebten und gleichzeitig bei passendem Anlass von verschiedenen Personen, wie z. B. dem Oberprimaner Otto Weddigen¹⁾ in Minden und dem Gerichtsassessor Georg Mitscher, Reserveoffizier beim 40. Inf.-Regt.²⁾, laut zitiert wurden, die sich später wohl als 'intellektuelle Urheber' des bekannten fünfstrophigen Liedes ansahen! Dies neue Lied aber entstand nicht in Feindesland, sondern daheim, und ist durch einen gedruckten Zeitungsbericht angeregt und durch die Zeitungen verbreitet worden. Wie der Redakteur Hermann Grieben in Köln ausführlich nachgewiesen hat, sind die ersten vier Strophen am 16. August 1870 zu Malchin von dem Pastor Hermann Alexander Pistorius³⁾ verfasst und am 22. August als 'Das Kutschkelied, vom alten Sechszwanziger' in den 'Mecklenburgischen Anzeigen' Nr. 194 (Schwerin) veröffentlicht worden; die fünfte fügte der Bühnenschriftsteller Adolf Bahn im 'Rheinischen Kurier' (Wiesbaden) vom 25. August hinzu. Pistorius schöpfte den Namen Kutschke und die beiden Anfangszeilen aus einem Artikel der 'Neuen Preussischen Zeitung' vom 14. August, der auf die Tags zuvor ausgegebene Nr. 46 des 'Daheims' zurückgeht. Hier hatte ein leider ungenannter Kriegsberichterstatte⁴⁾ in Saarbrücken den 'Gesamteindruck der tüchtigen, kampfesmutigen und allzeit wohlgelaunten Füsiliere' vom 40. Regimente in einem Typus, dem er den frei erfundenen Namen Kutschke gab, zusammengefasst und diesem, 'dem Eulenspiegel des Regiments', beim Absuchen eines Gehölzes die Bemerkung in den Mund gelegt: 'Was kriecht denn da im Busch herum? Ich glaub, es ist Napoleum'. In diesem Ende Juli geschriebenen und noch vor dem 1. August in Leipzig eingetroffenen Briefe haben wir also den Keim zu der ganzen, üppig aufgesprossenen Kutschkedichtung und Kutschkeliteratur⁵⁾ vor uns. Doch erst das volkstümlich gehaltene, wenn auch poetisch nicht eben hochstehende Gedicht von Pistorius machte den Füsilier Kutschke unsterblich. Eifrig suchte man in der ganzen Armee nach diesem, um schliesslich in ihm eine

(Mitscher). 'Schlag ehn doth, Patriot, mit den Degen in den Brägen, mit de Kabel an den Snabel, mit de Krücken ins Genick, den Kujon Napolijon' (C. v. A.).

1) O. Weddigen, Aufsätze und Reden 1902 S. 55—63: 'Die Entstehung des Kutschkeliedes i. J. 1870' (geschr. 1895) und Erinnerungen aus meinem Leben 1902 S. 31—34. Vgl. Die Post 1899, 28. Mai Nr. 145.

2) Grieben S. 25—27.

3) Geb. 1811, gest. 1877. Vgl. Grieben S. 37 (nach Lipperheide, Lieder zu Schutz und Trutz 1871 4, 168. 184 und Pistorius' Privatdruck: 'Des wahrhaftigen Kutschke Lieder und Unterhaltungen aus dem deutschen Reichskriege, vom alten Sechszwanziger' 1871). Neue Preuss. Zeitung 1877, 7. Mai. Wachenhusen, Über Land und Meer 37, 790 (1895, Nr. 42).

4) Wie mir der jetzige Chefredakteur des Daheims, Herr Dr. Th. H. Pantenius in Berlin, unter dem 7. März 1905 mitteilt, lebt der Verfasser jenes Feldbriefes noch und wünscht seine Anonymität beibehalten zu sehen. Vgl. Daheim 1871, 395.

5) Napolium - Lieder von August Kutschke, Füsilier, 8. vermehrte Auflage, Bremen 1870—1871. Kutschkes Kriegs-Memoiren, Leipzig 1871. Des Füsiliers Kutschke Leben und Thaten, hrsg. von seinem Freunde Wutschke, München 1871—1873. Über die Feldpostkarten Gustav Schencks und Strebesam Holzwurms [= Joseph Steinbach zu Neuenahr] Humoristischen Briefwechsel zwischen den beiden Füsiliern Kraus und Kutschke (3. Aufl., Leipzig 1871) vgl. Grieben S. 40f. und 35. v. Ditfurth, Histor. Volkslieder des Krieges von 1870—1871 1, 44. 76. 107. 122. 142. 2, 120. 175. 212 (1871—72) usw. — Zahlreiche Übersetzungen in alle möglichen Sprachen geben Ehrenthal, Das Kutschkelied auf der Seelenwanderung (Leipzig 1871. Vgl. Revue critique 1872, 1, 286) und Pauli, Neue Forschungen über den Ursprung des Kutschkeliedes (Münden 1872).

mythische Figur zu erkennen. Pistorius nannte sich erst, nachdem im Februar 1871 der bei Sedan verwundete Grenadier Gotthelf Hoffmann (geb. 1844 zu See bei Niesky) beim Westpr. Gren.-Regt. Nr. 6 mit dem Anspruche aufgetreten war, der Erfinder des Namens Kutschke und der Dichter des Kutschkeliedes zu sein, das er in der Nacht vom 3. zum 4. August 1870 hinter Queichheim bei Landau verfasst haben wollte.¹⁾ Steht nun schon diese bestimmte Angabe mit den eben mitgeteilten Tatsachen in bedenklichem Widerspruche²⁾, so fällt eine Vergleichung des Hoffmannschen Textes mit dem von Pistorius und Bahn gelieferten ebensowenig zu seinen Gunsten aus.

(H. A. Pistorius)

1. „Was kraucht da in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium.“
Was hat er rumzukrauchen dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

2. „Dort haben sich im offenen Feld
Noch rote Hosen aufgestellt.“
Was haben die da rumzustehn?
Drauf los! die müssen wir besehn!

3. „Mit den Kanonen und Mamsell'n
Da knall'n sie, dass die Ohren gell'n.“
Was haben die rumzuknall'n?
Drauf, Kameraden, bis sie fall'n!

4. „Napolium, Napolium,
Mit deiner Sache geht es krumm!“
Mit Gott drauf los, dann ist's vorbei
Mit deiner ganzen Kaiserei!

(A. Bahn)

5. „Und die französ'sche Grossmaulchaft,
Auf ewig wird sie abgeschafft.“
Auf, nach Paris! Den richt'gen Lohn
Dort geben wir der grrrande nation.

(G. Hoffmann)

1. Was kriecht dort in dem Busch herum?
Ich glaub', es ist Napolium!
Was will der alte Louis dort?
Drauf, Kameraden, jagt ihn fort!

2. Er hat ja nichts dort 'rum zu steh'n;
Er hat nichts auf uns her zu seh'n;
Was kriecht er hier und allerort?
Darauf, Kameraden, jagt ihn fort!

3. Er will mit seinen dummen Pftoten
Noch orgeln und mit Chassepoten
Uns niedermähen auf dem Fleck.
O Louis, Louis, scheer' dich weg! —

4. Du mit den ganzen Herren Franken,
Wir kennen dich, deine Gedanken;
Jetzt aber machen wir dir klar,
Wie wacklig doch dein Standpunkt war!

5. Das Schwert in unsern mark'gen Händen,
Woll'n wir die Sache nun mal enden.
Hurrah, und drauf! und gebt den Lohn
Der übermüt'gen grande nation!

Der Gedankengang und vielfach auch der Ausdruck stimmt in beiden Fassungen trotz sonstiger Verschiedenheit (hier ein Zwiegespräch in einfachem volksmässigem Tone, dort ein Monolog in teils plumper, teils gezielter Sprache) so sehr überein, dass ein Abhängigkeitsverhältnis zwischen ihnen bestehen muss. Für die Priorität des Hoffmannschen Textes aber fehlt es durchaus an sicheren Beweisen; während des ganzen Feldzuges blieb er unbekannt, ungesungen und ungedruckt. Und wie sollte Pistorius, der die Entstehung seines Textes glaubwürdig nachgewiesen hat, und später Bahn zu den Versen gelangt sein, die Hoffmann am 4. August niedergeschrieben haben will? In den von Grieben sorgsam durchforschten Zeitungen findet sich das Lied vor dem 22. August, wo Pistorius Dichtung erschien, nirgends. Hoffmann mag am 4. August den alten Reim von Napoleon im Busch mündlich oder selbst schriftlich variiert haben; dass aber seine fünf Strophen in der vor-

1) J. Kreither, Das neue Blatt (Leipzig) 1871, Nr. 11. Dresdener Anzeiger 1872, 4. Nov. Gotthelf Hoffmann, Kutschkes ausgewählte Gedichte (Breslau 1895) S. II und 10.

2) H. Unbescheid nimmt in seinem für Hoffmanns Ansprüche eintretenden Aufsätze 'Die Kriegspoesie von 1870/71 und das Kutschkelied' (Zs. f. d. dtsh. Unterricht 9, 309—324. 1895), dem das Meyersche Konversationslexikon⁵ 10, 901 (1896) und Hoffmann-Prahl (Unsere volkstümlichen Lieder⁴ 1900 S. 252) allzu gläubig folgen, keine Rücksicht auf Griebens ausführliche Untersuchung, die ihm somit unbekannt geblieben zu sein scheint.

liegenden Gestalt ohne Kenntnis von Pistorius-Bahns Text entstanden sind, dünkt mir unmöglich. Seine Erzählung ist ebenso verdächtig wie die J. Steinbachs¹⁾, der gleichfalls behauptete, den Namen Kutschke erfunden und das Kutschkelied in ein Notizbuch geschrieben zu haben, das ihm auf der Eisenbahn abhanden kam. — Ich halte daher mit H. Grieben für gesichert, dass 1. der anonyme Berichterstatter des Daheims Ende Juli 1870 den Füsilier Kutschke frei erfunden und ihm den alten Studentenreim in den Mund gelegt hat, dass 2. Pistorius diese zwei Zeilen zu dem vierstrophigen 'Kutschkeliede' erweitert und Bahn eine fünfte Strophe hinzugetan hat, und dass 3. allen, die sich sonst an der Kutschkeliteratur nach Massgabe ihres Geistes, Witzes und Talentes beteiligt, ihr bescheidener Anteil wohl gegönnt, dagegen höheren, wider das Recht der Tatsachen streitenden Ansprüchen keinerlei Zugeständnis gemacht werden darf.

Berlin.

Johannes Bolte.

Rübezahls Wagenspuren.

Der kleine Beitrag zu den Rübezahlsagen, den ich in diesem Aufsatz geben will, verdankt seine Aufzeichnung eigentlich nur dem Zufall. Im August dieses Jahres auf einer Wanderung durch das Riesengebirge begriffen, ohne die Absicht, mich dort irgendwie wissenschaftlich zu beschäftigen, wurde ich durch die daselbst auf Schritt und Tritt begegnenden, gerade von der Kultur gepflegten Rübezahlerinnerungen, wohin ausser den Rübezahls Namen tragenden Gasthäusern und Villen besonders auch die geschnitzten Holzfiguren des Berggeistes gehören, auf den Gedanken gebracht, einmal aus dem Volksmunde selbst etwas über diesen zu hören. Ich versuchte es besonders mit alten Leuten; doch war aus diesen wenig herauszubringen. Ein alter Mann, dem ich auf dem Gebirgskamme begegnete, sagte mir, man habe sich nur „aus Jux“ Geschichten von Rübezahl erzählt, ein anderer wollte überhaupt nichts von ihm wissen. Ein 75jähriges, in Spindelmühle bedienstetes Mädchen aus Alt St. Peter antwortete mir auf meine Fragen immer nur, dass Rübezahl vor ihrer Zeit gewesen sei; nur einmal setzte sie hinzu, dass die Leute sagten, ihr Herr (der einen langen, breiten, weissen Vollbart trug) hätte einen Bart wie Rübezahl.

Etwas mehr erfuhr ich von einem Kinde, einem 13jährigen Mädchen aus einer der auf dem Gebirgskamm vor dem Fuchsberge befindlichen, in kleinen Gruppen stehenden Bauden. Dasselbe erzählte mir, dass Rübezahl einmal auf einem Pferde mit silbernem „Geriemsel“ geritten und ihm ein Reiter mit goldenem Geriemsel begegnet sei; Rübezahl habe den Reiter zum Tausche bewogen, dieser habe aber später bemerkt, dass sein Pferd ein hölzernes war. Auf meine Frage, warum denn der Reiter sein Pferd mit goldenem Riemenzeug gegen eins mit nur silbernem vertauscht habe, antwortete das Mädchen, Rübezahls Pferd sei so schön gewesen. Die Erzählung — es ist die von dem schwedischen Rittmeister in etwas anderer Gestalt (vgl. Kletke, Das Buch von Rübezahl, Breslau 1852, S. 60ff.) — wollte sie von ihrem Vater haben, der 56 Jahr alt und schon in derselben Baude wie sie selbst geboren sei; dieser habe die Geschichte wieder von seinem Grossvater gehört. Doch wusste sie von ihrem Vater weiter nichts mehr über Rübezahl, als dass dieser einmal einem reichen Müller Hafer gestohlen und einem armen Manne geschenkt habe (eine Übertragung der Geschichte von Crispin), setzte aber noch hinzu, dass auf Karten (d. h. Ansichtspostkarten) Rübezahl der Herr

¹⁾ Bei H. Grieben S. 42.

der Berge genannt werde, und wollte mir auch noch erzählen, was in ihrem Lesebuche über ihn stände. So vermischen sich bei der jungen Generation bereits die durch die erhöhte Kultur zurückgerufenen Rübezahlerinnerungen mit den durch dieselbe Kultur zurückgedrängten. Doch schied das Kind so deutlich, dass ich an der Richtigkeit seiner Angaben über den Ursprung seines Wissens über Rübezahl nicht zweifeln möchte, wenngleich es möglich ist, dass schon die Mitteilungen ihres Vaters von der Literatur oder durch Fremde beeinflusst waren. Auf meine Frage, wo denn Rübezahl wäre, antwortete das Mädchen noch, früher sei er im Riesengebirge gewesen, jetzt aber verschwunden; über den Grund und das Ziel seines Verschwindens aber wusste es nichts anzugeben.

Ausser von diesem Kinde erfuhr ich über Rübezahl nur noch etwas von einem in Spindelmühle geborenen und dort auch jetzt noch wohnenden 48jährigen Manne, der zuerst Schlosser, später Gastwirt gewesen war. Freilich verdanke ich es auch bei diesem nur seiner Gesprächigkeit, dass meinem Wunsche willfahren wurde. Denn er ganz besonders wies die Glaubwürdigkeit der Rübezahlgeschichten zurück, deren Entstehung er dadurch erklärte, dass Rübezahl vor Jahrhunderten Bergwerksbesitzer gewesen und in verschiedenen Trachten aufgetreten sei, um die Leute zu verscheuchen und die Bergwerke allein ausbeuten zu können; auch wollte er mir viel mehr gleich von den Bergwerken als von Rübezahl erzählen. Dass freilich auch er selbst noch abergläubisch war, wo nur der Aberglaube nicht zu weit ging, zeigte er durch eine kurze Erzählung von zwei Riesen, die jetzt in Arnau vor dem Rathause abgebildet wären: dieselben hätten zuerst im Gebirge gehaust, wären dann nach Arnau gezogen und hätten sich dort, ohne zu bezahlen, aus den Läden allen ihren Bedarf genommen, bis man sie endlich im Schlafe erschlagen hätte. Seine euhemeristische Erklärung Rübezahls wurde mir in ähnlicher Form auch von seinem Vater, einem 78jährigen pensionierten Revierförster, der im Alter von 18 Jahren aus der Ebene in das Riesengebirge gekommen war, gegeben: danach berichteten „uralte Chroniken“ von Hoheneibe, dass Engländer zuerst im Riesengebirge, speziell in St. Peter, Erze gegraben und die Leute verscheucht hätten. Hier liegt offenbar eine Erinnerung an den Sagenzug vor, dass sich Rübezahl einmal in England aufgehalten habe; Prätorius, Deß Rübezahls Dritter Historischer Theil, Leipzig 1673, S. 1 ff., hat ihn dort sogar zu Cromwells Präzeptor gemacht. Der allgemeine Gedanke, dass ein Mensch Rübezahl die Schätze des Riesengebirges ausgebeutet und deshalb die Bewohner verscheucht habe, ist pseudogelehrten Ursprungs, wie aus den Schlesischen Provinzialblättern, N. F. 4, 223 erhellt: „So wird z. B. behauptet, dass 1661 der Leipziger Magister Prätorius im Auftrage der deutschen und welschen Edelleute sein Buch über Rübezahl geschrieben, und dass zu der Sage von Rübezahl wahrscheinlich einer dieser Schatzgräber Anlass gab, der das meiste Ansehen genoss, die Oberleitung führte, hinlängliches Vermögen besass, ein grosser Alchymist war und Rubizzo Giovanni hiess, und zwar theils um das leichtgläubige Gebirgsvolk zu täuschen und von ähnlichen Nachgrabungen abzuhalten, theils um sich Spass zu machen und die ganze Gebirgsbevölkerung in Respekt zu halten.“ Übrigens meint auch Schranka (Rübezahl, Hoheneibe 1884, S. 132 ff.), dass Rübezahl zwar im Volksglauben seinen Ursprung habe, aber doch an historische Personen angeknüpft worden sei, indem italienische Kaufleute, die im 14. Jahrhundert im Riesengebirge Kräuter, Edelmetall und Edelsteine gesammelt, aus Geschäftsinteresse, um zahlreichen Besuch zu verhüten, die Sagen von einem daselbst hausenden Gespenst ausgesprengt hätten. Tritt doch auch in der Sage Rübezahl ganz besonders als Besitzer der Kräuter und Erze des Riesengebirges auf.

Was nun meinen Gewährsmann aus Spindelmühle betrifft, so erzählte er mir (und sein Vater bestätigte es wiederum), dass man gewisse weisse Linien, die quer über das Bett des Weisswassers gingen, für Wagenspuren Rübzahl halte, nicht ohne hinzuzusetzen, dass es nicht möglich sei, dort mit einem Wagen hinüberzufahren. Und zwar sehe man in den schmaleren Linien Spuren seiner Peitschenschläge, in den breiteren die seiner Wagenräder.

Er begleitete mich darauf noch den am Weisswasser entlang führenden Weberweg hinauf und wies mir die Spuren. Die ersten mögen etwa fünf Minuten von der Mündung des Weisswassers in die Elbe entfernt sein. Zuerst zeigt sich hier eine dünne weisse Linie, die quer über die Steine läuft, über welche das Weisswasser fliesst und die so gerade geht, als ob sie mit einem Lineal gezogen worden wäre. Wenige Schritte weiter hinauf folgt eine ebenso gerade weisse Linie von der Breite einer Wagenradspur, dann eine ebenso breite, aber nicht ganz so gerade gehende: die beiden letzteren sind wohl etwas weiter voneinander entfernt als die Räder eines gewöhnlichen Wagens. Etwa eine Viertelstunde weiter hinauf folgen wieder verschiedene dünne und breite weisse Linien, die jedoch mehr schräg gehen und auch sonst Unregelmässigkeiten zeigen: auch sie werden für Spuren von Rübzahl Wagenfahrten gehalten.

Dachte man sich den Rübzahl quer über das Weisswasser fahren, so muss er natürlich von einem Berge hinuntergefahren sein, und so ist die Vorstellung von Rübzahl Wagenspuren im Weisswasser vielleicht durch Einwirkung der Erzählung des Prätorius, Des Rübzahl's Anderer Theil 1671, S. 12 ff.: „Rübzahl fährt auff dem Schlitten“ entstanden. Diese Erzählung beginnt folgendermassen: „Für gleichsam 15 Jahren ist es geschehen, daß ihrer sechs Personen auff dem Riesengebirge gegangen, und auff einem Teiche (welcher zwischen hohen Felsen von gesamleten Regen- und Schnee Wasser erfüllet geworden) den Rübzahl lustig mit einer Schleiffen herumb fahrend gesehen haben, vom hohen Felsen herunter, da doch der Teich gantz nicht zugefrozen, und kein Eiß darauff vorhanden gewesen ist“.

Dass sich die Gebirgsbewohner die von der Natur gebildeten, über die Steine des Weisswassers laufenden weissen Linien, die in der That wie Wagenradspuren aussehen, aber von keinem Wagen eines Menschen hervorgebracht worden sein können, als von dem Wagen eines übermenschlichen Wesens herrührend gedacht haben, ist ganz natürlich. Dergleichen Erklärungen für eigentümliche Bildungen in der Natur gibt es ja unzählige; erinnert sei nur an die auf dem Berge Rosstrappe im Harz befindliche grosse Rosstrappe, die vom Hufe eines Riesenpferdes herrühren soll, und an die sich eine ganze Sage geknüpft hat. Im Riesengebirge wurden natürlich die meisten oder alle Erklärungen solcher Naturbildungen mit dem dort durchaus in der Phantasie prävalierenden Berggeist Rübzahl in Verbindung gebracht, und es wäre daher allerdings auch recht wohl möglich, dass hier die Anknüpfung an diesen auch ohne Einwirkung der von Prätorius erzählten Geschichte, die ja anderwärts spielt, entstanden wäre. Wenn die Angaben bei Schranka S. 154 auf wirklich volkstümliche Sagen zurückgehen, so kennt man dort als Szenen von Rübzahlzählungen auch einen Rübzahlsthron, einen Rübzahlskeller, eine Rübzahlstafel, eine Rübzahlskanzel, sowie Rübzahl's Fusstapfen, eine groteske Steingruppe am Kochelfalle.

An Rübzahl's Wagenspuren wusste mein Gewährsmann freilich keine weitere Erzählung zu knüpfen, ebensowenig auch an „Rübzahl's Grab“, eine eigentümliche Steinbildung, die nach seinem Berichte in der Nähe der am Mädelsteige befindlichen Peterbaude liegen soll, und von der er mir auch eine Beschreibung

gab. Von anderen nach dem Berggeist benannten Örtlichkeiten wusste er nur noch den Namen der bekanntesten „Rübezahls Garten“, ohne freilich die Stelle dieses nicht so nahe bei Spindelmühle gelegenen Bezirkes richtig angeben zu können, die indes sein Vater als bei Gross-Aupa befindlich noch kannte.

Berlin, Oktober 1904.

Richard Loewe.

Weihnachtsfeier in der ehemaligen Deutschbanater Militärgrenze.

1. Bei Beginn der Feier gehen Hausherr und Hausfrau, hinter ihnen die Kinder und Angehörigen und streuen Stroh, welches das Stroh der Krippe andeuten soll, in allen Zimmern auf, wobei hier und da gesungen wird. Hierauf wird auf einem Herde ein Feuer angezündet und in die Glut desselben ein Strauss von einem Tannenbaum gesteckt; dieser darf die Nacht hindurch nicht ganz verbrennen; auch werden in das Feuer verschiedene Feldfrüchte, gedörrte Zwetschgen, Nüsse u. a. geworfen. Sodann wird ein Kuchen, auf dem sich ein Geldstück befindet, auf ein Körbchen, in das ebenfalls Stroh und Früchte gestreut sind, gelegt und in jede Ecke des Zimmers eine Nuss geworfen und dann gesungen.

Früh am hl. Tage geht's zur Kirche, dann eiligst heim, wo gewartet wird, bis jemand einen Schuss vor der Türe abfeuert; darauf wird das Herdfeuer wieder angefacht und der Strauss ganz verbrannt. Dann wird die Türe dem Schützen geöffnet. Dieser wird nun als Bringer des Glückes (Polaschenik) ins Zimmer geführt, auf den Boden gesetzt und ihm Getreide aufs Haupt geschüttet. Hierauf erhält er ein Geldstück und einen Kuchen und nimmt als Gast den ersten Platz bei Tische ein. In der Mitte des Tisches befindet sich das früher erwähnte Körbchen, in das unterdessen auch eine brennende Wachskerze gesteckt wurde. Wenn nun die verschiedenen Speisen in einer gewissen Reihenfolge aufgetragen und verzehrt wurden, wird das Spanferkel, welches an diesem Tage in keinem Hause fehlen darf — da es nach dem Volksglauben das Glück aufwühlt — unzerschnitten auf den Tisch gebracht. Hier bleibt es, bis der Hausvater unter verschiedenen Gesängen mit Weihrauch alle Zimmer ausgeräuchert. Dann zerschneidet er den Braten, der unter Gesang verzehrt wird. Dann kommt ein Kuchen, in den ein Geldstück eingebacken ist, er wird unter Gesang vom Vater mit den Händen zerrissen und jeder nimmt ein Stück; wer das Geldstück erwischt, gilt als der Glücksvogel des Hauses für das laufende Jahr. Darauf werden einige Tropfen schwarzen Weines auf die Kerze geträufelt. Auf wessen Seite sich der Rauch der erlöschenden Kerze wendet, der stirbt im nächsten Jahre. Steigt aber der Rauch aufwärts, herrscht dafür grosser Jubel, weil es allseitige Gesundheit verkündet. Am ersten Tage geht niemand aus, das Stroh bleibt drei Tage auf dem Boden, am dritten Tage wird erst das Essgeschirr und das Zimmer gereinigt.

Diese Mitteilungen machte mir mein braver Schüler Arzt von den Serben und Rumänen der Grenze, als ich im Winter 1892/93 in Pancsova an der dortigen Realschule tätig war.

2. Der Schüler Theodorovič erzählte folgendes: Ein allgemeiner Gebrauch der Serben im Banat ist, am ersten Weihnachtstage gut acht zu geben, wer von den Fremden zuerst ins Haus kommt. Derselbe wird dann ins Zimmer hineingeführt und muss sich, wenn er jung ist, auf dem Boden niedersetzen; dann nimmt der Hausherr oder die Hausfrau ein wenig Korn mit Gerste und Hafer gemischt und wirft es dem Burschen über den Kopf; dann darf er wieder aufstehen und bekommt den Namen Polaschenik. Gewöhnlich werden dazu Kinder von einem Nachbarn zum anderen geschickt. Bei den Bauern herrscht der Aberglaube,

dass wenn ihr Polaschenik ein Glückskind ist, so werden auch sie das Jahr über glücklich sein. Der Polaschenik wird gewöhnlich am selben oder am zweiten Feiertage eingeladen, bleibt den ganzen Tag als Gast im Hause und wird erst abends heimbegleitet, meist beschenkt, oft sogar mit Musik.

3. Der Schüler Kotru endlich teilte mir aus Perlas und Umgebung mit: Zerschlägt man am ersten Weihnachtstage ein Glas oder Geschirr oder dergleichen, so wird einem dasselbe das Jahr hindurch noch öfters passieren.

Salzburg.

Richard von Strele.

Zaubersegen des 16. Jahrhunderts, aus dem Orgichtboecke im Braunschweiger Stadtarchive.

Zu einer Zauberin Namens Anna Durmeiger kam im Jahre 1565 die Meigersche, die in dem Weichbilde der Neustadt Braunschweig wohnte, und klagte ihr, ihr Mann sei weggegangen, ob sie nicht Rat wüsste, dass er wiederkäme. Sie wusste zu helfen und sagte ihr: „Gy moten mick juwen trurinck don, dar gy mith sindt to hope gegeuen, dar moth ick wat van schauen (schaben) und vor den sul strauwen, dar he is ouer gan.“ Darauf fing sie an, nannte den Namen des Mannes und sagte:

Ick se dick na
Und sende dick na
De werden hilligen drefoldicheitt,
Dat dw most lopen na dinem echten gaden,
Euen also de henne na dem brode¹⁾,
Also de visch na der flott,
Also de hengst na der stoett,
Also Maria dede na orem herte leuen kinde, do se id hangen sach am galgen
des hilligen crutzes,
Aftowenden van andern fruwen und megeden,
Und wendest dick wedder na dinem echten gaden. Des helpe dick und mick
de vader son und hilliger geist.

Solche Worte sagte sie drei Tage nacheinander, „iders dages einmal, des ersten dages, do de sunne is undergegan gewest, den andern dag, ehr de sunne is opgegan, den dridden dag also de sunne is wedder undergegan“; und jedesmal, wenn sie die Worte sagte, schabte sie etwas von dem Trauringe und streute es „vor den sul dar de man ouer geggan“. [Vgl. Nd. Jahrbuch 12, 140.]

2. Gegen das Unglück der Beckerschen wusste sie folgenden Rat: „Mescholde dre betten brodes sniden, einen in sunte Johannes namen, einen anderen in Marien namen, den dridden in Goddes namen un denne van orem tuge wath um dat hoveth gebunnen und do umb den auendt do de sunne was undergegan stilswigendes hengan und de dre betten brodes under einen alhorn (Hollunder) busch gedragen, dath se ein hund oder ein ander beest kregge und wenn se dat brot dael lechte gesecht: Hir legge ick alle min ungelücke dael im namen usw.“ (1565.)

3. Gegen die Anfechtung des Teufels befahl sie der Beckerschen, „kruth mit namen wedderdan in den hals to hängen und sunte Johannes euangelium afschriuen to laten und ock in den hals to bringen.“ Sie nahm auch einen Klumper: Erde auf und sagte: „Hir sind foetstappen fallen, nu neme ick dusse foetstappen

1) Des Reimes wegen ist wohl 'Brot' zu lesen.

in goddes namen.“ Diese Erde brannte sie auf Kohlen weiss, ging in der Beckerschen Haus und warf sie ihr heimlich „in ore rechtern foetstappen. Wenn me einem dat foetspor benemen wolle, so solle me hinder dem her gan und de erde ut dem rechtern foetspor nemen un seggen:

Hir neme ick datt foethspor up
Und legget in den rock. Im Namen usw.“ (1565.)

4. Eier vom Teufel zu erhalten. Wenn man vom Teufel etwas haben wollte, müsse man einen Stein nehmen, unter einen Haselbusch gehen, mit dem linken Fuss vor dem Busche ein hol (Loch) kratzen, den Stein in aller Teufel Namen darein werfen, dann dreimal um den Busch in aller Teufel Namen hergehen, dann ein wenig stille stehen und sagen:

Belsebueck, ick sta hir inth Westen;
Kum, bring mick hir eier in dath nest!

5. Dass eine Kuh immer Milch gäbe. Wenn man eine Kuh hätte, so müsse man auf einen Kreuzweg gehen und da Erde holen in aller tausend Namen und die Erde zum Teil in den Stall schütten, wo die Kuh stände, dann einen Stock vom Ader Tune in derselben Namen holen auf einem Donnerstage Abende, von dem Stocke ein Kreuz machen in aller Namen und unter den „sul“ (Schwelle) mit der Erde graben, und wenn man dann eine Kuh darüber triebe, so sollte man sagen: „ga hir ouer in aller Namen“ und dann die Kuh in aller Namen melken und dann der Kuh drei Haare aus dem Schwanze ziehen und das Haar „in de hoige“ über die Kuh pusten in aller Namen und sagen „fluch hen“ und sich dann unter die Kuh setzen in aller Namen und betengen (anfangen) zu melken in aller Namen und sagen:

Dat dw motest by der were bliuen und nicht vorswinden,
So lange alseme har kan an dick finden. (1560).

6. Dass man Recht kriegte vor Gericht, müsse man solche Worte sprechen:

Id is mick dussen dach gelungen,
Ick hebbe einen snakenkop [vgl. oben S, 173] gefunden.
So nemet gy den kop, und latet mick de tungen! (1565.)

Braunschweig.

Otto Schütte.

Zu den ABC-Kuchen.

Die Mitteilung von Richard Andree (oben S. 94) kann ich durch einen Hinweis ergänzen. Gudemann (Gesch. d. Erziehungs- u. Bildungswesens bei den abendländ. Juden 1, 51f. 1880) erwähnt aus dem 11. und 12. Jahrhundert als einen in Frankreich und der Rheingegend herrschenden Brauch bei der ersten Unterrichtsstunde der fünf- bis sechsjährigen Knaben: Der Lehrer nahm eine Tafel mit den vier ersten und den vier letzten Buchstaben des Alphabets sowie einigen Bibelversen. Der Schüler musste die Buchstabennamen nachsprechen und die mit Honig bestrichene Tafel ablecken, um so die Süßigkeit der Lehre zu empfinden. Ferner gab es einen Honigkuchen, der von einer Jungfrau gebacken war, mit Bibelversen (Hesekiel 3, 3. Jes. 50, 4f. Ps. 119, 9. 11f. 18. 34. 97. 130. 140), und auch ein Ei mit solchen (Ps. 119, 99f.). Der Lehrer las alles vor; nach dem ersten Unterricht ass der Knabe Kuchen und Ei, dazu noch Äpfel, denen man günstigen Einfluss auf das Fassungsvermögen zuschrieb. Der Knabe musste auch eine Zauberformel gegen Vergesslichkeit sprechen: 'Ich beschwöre dich, פורתה,

Dämon der Vergesslichkeit, das du das unkluge Herz aus mir beseitigst und entfernst und auf hohe Berge wirfst.' — In Deutschland während des 12. u. 13. Jahrhunderts sowie in Italien während des 13. und 14. waren die Einführungsfeierlichkeiten beim Beginn des Unterrichts ebenso (Güdemann 1, 117 und 2, 206f.).

[Eine Abbildung eines ABC-Kuchens gab bereits Höfler oben 10, 324.]

Mülhausen i. Els.

Heinrich Lewy.

Berichte und Bücheranzeigen.

Forschungen über volkstümlichen Wohnbau, Tracht und Bauernkunst in Deutschland im Jahre 1903.

(Schluss zu S. 107—122.)

'Das Bauernhaus und die ländlichen Gehöfte in der Grafschaft Mark' behandelt ein gewisser F. W. H.¹⁾ Der Aufsatz ist zwar in Einzelheiten der Korrektur bedürftig, aber er gibt eine ziemliche Reihe von Abbildungen und nennt auch die lokalen Bezeichnungen der Hausteile. Wir sind mit ihm wieder auf dem Gebiete des niederdeutschen Hauses angelangt.

Ebenso interessant in den Einzelheiten wie meines Erachtens verfehlt in der Hauptschlussfolgerung ist ein Aufsatz von R. Mielke, Zur Entwicklungsgeschichte der sächsischen Hausform.²⁾ Wenn der Verfasser, um diese Entwicklung zu ergründen, zunächst darauf verzichtet, die in diesem Zusammenhange sonst oft behandelten Hausurnen heranzuziehen, auf die er für die Hausforschung kein grosses Gewicht legt, weil es sich bei ihnen immer in erster Linie um die Bildung einer Urne und erst in zweiter Linie um die mehr oder minder deutliche Nachahmung eines Hauses handelt, so kann ich ihm darin nur beistimmen. Er versucht dann, den Unterschied zwischen „sächsischem“ und oberdeutschem Hause klarzulegen, und er legt dabei ein besonderes Gewicht auf „die Stellung der Herdanlage“, d. h. die lokale Anordnung des Herdes innerhalb des Hauses. In dieser für die Scheidung der Haustypen prinzipiell sehr wichtigen Frage pflichte ich Mielke nicht bei. Ich operiere gleich Bünker und Meringer mit den Begriffen Ein- und Zweifeuerhaus, aus denen sich die Verschiedenheiten der Anlage der Feuerstätten nachher von selbst ergeben, und die meines Erachtens den eigentlichen Kern der Frage enthalten. — Die lokale Anordnung des Herdes im Hause kann also zur Unterscheidung der Typen des Hauses nicht verwandt werden, wohl aber — und hierin behalten Mielkes Untersuchungen vielleicht ihre Gültigkeit — zur Trennung der Unterarten des einzelnen Typus. Mielke teilt danach das 'sächsische' Haus in folgende vier Gruppen: 1. Herd am rückwärtigen Ende der Diele; 2. Herd an der Seite; 3. Herd an der Vorderseite des Hauses; 4. Herd in der Mitte des Hauses.³⁾ — Er äussert sich darüber folgendermassen: „Es unterliegt

1) Sonntagsblatt zur Unterhaltung und Belehrung. Beilage zum Lüdenscheider Wochenblatt 5. Dez. 1902. No. 49.

2) Zeitschrift für Ethnologie 35, 509—525.

3) Es ist mir nicht recht klar geworden, ob Mielke diese Einteilung für das ganze Gebiet des niederdeutschen Haustypus gelten lassen will, oder ob er sie, wie ich eher

keinem Zweifel, dass von den drei [ersten] Gruppen die erste, welche dem Rastedter gleich ursprüngliche Häuser noch heute zahlreich in den Moor- und Heidegebieten des mittleren Hannovers besitzt, die typischere ist, von der die anderen sich erst spät — in der Mehrzahl wahrscheinlich erst im 18. Jahrhundert frühestens — getrennt haben. Fraglos ist ferner, dass bei der Verschiebung der Wohnräume nach vorn, der Übergang vom Flachland in ein bergiges Gelände mitgewirkt hat“ (S. 513). — Die vierte Gruppe liegt hauptsächlich im Kolonialgebiet östlich der Elbe. Mielke hat sich nun gerade für dieses Gebiet ein grosses Verdienst erworben, indem er dort die östliche Grenze des sächsischen Hauses festgestellt hat. Er findet diese Grenze „am Südrande der Ostsee entlang bis nach Jamund, von hier über Neustettin in den westlichen Zipfel nach Westpreussen hinein, von wo sie an der pommersch-märkischen Grenze nach Westen bis in den Pyritzer Kreis entlang verstreicht, um dann in einer Linie Küstrin-Berlin-Wittenberg - Belzig - Brandenburg - Genthin - Tangermünde - Calvörde wieder auf das Hannoversche Hauptgebiet zu stossen.“ — Das Laubenhaus, welches M. früher für eine besondere Art des „ostdeutschen“ Hauses gehalten hat, sieht er jetzt als „sächsisch“ an, denn einmal vermisst er das Verbindungsglied mit dem ostdeutschen Hause, und andererseits liegt das Laubenhaus innerhalb des Gebietes, auf dem die alten Feldsteinkirchen des 12. und 13. Jahrhunderts, die Mielke daraufhin untersucht hat, als Charakteristikum einen durch den Turm gehenden westlichen Eingang besitzen, und welches sich im übrigen völlig mit dem Ausbreitungsgebiet der märkischen Formen des sächsischen Hauses deckt. Infolgedessen fühlt M. sich berechtigt, auch das Laubenhaus zu diesen märkisch-sächsischen Formen zu zählen. — Gelegentlich bemerke ich, dass Mielke die Giebelpferdeköpfe nicht als stammesmässiges Merkmal gelten lassen will. Er hält sie überhaupt erst für eine Errungenschaft der letzten Jahrhunderte (S. 516). In diesem Punkte bin ich nicht abgeneigt, ihm beizustimmen, aber um so mehr vermisse ich eine nähere Begründung. — Ein weiteres Verdienst des Aufsatzes liegt nun noch darin, dass M. (S. 518 ff.) eine Reihe sehr interessanter primitiver Bauten publiziert, die er als „Dachhäuser“ bezeichnet, und in denen er die Ausgangsstufe des „sächsischen“ Hauses gefunden zu haben glaubt. So wie Mielke diese Auffassung vorträgt, wirkt sie einleuchtend. Aber sie bedarf doch im einzelnen der Kontrolle. Vor allem ist es dringend nötig, dass Mielkes Untersuchungen durch sprachliche Studien ergänzt werden. Es wäre daher sehr wünschenswert gewesen, dass er die volkstümlichen Benennungen der einzelnen Hausteile angegeben hätte. Leider findet sich nicht eine einzige, und dürfen wir in dieser Hinsicht wohl noch weitere Mitteilungen erwarten, zu deren Sammlung und Verarbeitung dem Verfasser ein Bündnis mit einem germanistisch geschulten Forscher zu empfehlen wäre. — Was M. nun aber mit dem „Dachhause“ anfängt, das muss ich leider für gänzlich verfehlt halten. Zunächst findet er einen „nahen Zusammenhang“ zwischen „sächsischem“ Hause und dem Schwarzwaldhause, weil sie beide ein grosses Dach haben. Schon hier muss ich widersprechen: dadurch, dass beide Häuser Einheitshäuser sind — daraus resultiert eben das grosse Dach — wird doch noch kein Zusammenhang erwiesen. Mielke verfällt hier in den Fehler Bancalaris. Er möchte aus einem einzigen gleichartigen Merkmal schon etwas Typisches herauslesen. — Jener vermeintliche „nahe Zusammenhang“ ist Mielke offenbar ein erfreulicher Fund, den er voraussichtlich auch später noch weiter ausnützen wird, denn er befindet sich

annahme, nur für das, durch ein völlig anderes Konstruktionsprinzip von dem „friesischen“ Hause unterschiedene „sächsische“ Haus in Anspruch nimmt.

auf der Suche nach dem „gemeinsamen Stammhaus aller deutschen bezw. germanischen Haustypen“. Die Annahme eines solchen „Stammhauses“ glaubt er sogar bei „allen berufenen Autoren“ bereits vorgefunden zu haben, da sich dieselben „für einen gemeinsamen Ursprung mehr oder minder bestimmt ausgesprochen“ hätten (S. 523). Ich muss dem widersprechen, denn wer heute von einem gleichartigen Ursprung der verschiedenen Haustypen redet, der meint nur, dass sie alle auf ein Stadium der Einzelligkeit zurückgehen. Dass aber diese Urformen der verschiedenen Typen auch in bezug auf die Konstruktion, auf den Baugedanken und auf das Raumgefühl der Erbauer gleichartig gewesen seien, mit anderen Worten, dass jene Urformen einander wesensgleich gewesen seien und somit ein gemeinsames Stammhaus der verschiedenen Haustypen darstellten, das ist meines Wissens nicht von allen berufenen Autoren behauptet. Und selbst wenn es behauptet wäre, so würde es nur den lebhaftesten Widerspruch verdient und sicher auch erfahren haben. — Um nun aus jenem vermeintlichen gemeinsamen Stammhause die verschiedene Entwicklung des oberdeutschen und niederdeutschen Haustypus zu begreifen, stützt sich M. auf die von ihm nachgewiesene grosse Bewegungsfreiheit des Herdes im niederdeutschen Hause, welche nach seiner Anschauung im scharfen Gegensatz zu der Gebundenheit im oberdeutschen Hause steht (S. 518). Er hält sie für ein typisches Merkmal des niederdeutschen Hauses, und er sucht die Keime dafür in einem abweichenden Konstruktionsgedanken. Die Verschiedenheiten hierin sucht er zu belegen, indem er die von ihm geschaffenen Typen „Dachhaus“ und „Wandhaus“ einander gegenüberstellt. Wie weit er sich aber mit dieser Vergleichung von allem entfernt, was die Forschung über das oberdeutsche Haus festgestellt hat, das zeigen seine eigenen Worte, wenn er auf S. 524 sagt: „In den Alpen stiessen das Dachhaus und das Wandhaus dann offenbar aufeinander; hier haben ihre Vermischung und die Abgabe der einen Eigentümlichkeit an das andere Haus jene bunte Verwirrung der Haustypen bewirkt, die für die Schweiz, Tirol und die österreichischen Berglande geradezu charakteristisch ist.“ Dem ist entgegenzuhalten, dass es sich in dem ganzen bezeichneten Gebiet bis an die Grenze des romanischen Hauses nur um einen einzigen Typus, nämlich den des oberdeutschen Hauses handelt, der dann freilich verschiedene Spezies zeigt. — Nur gelegentlich bemerke ich, dass diese letzten Worte Mielkes wieder deutlich zeigen, wie sparsam man mit der Bezeichnung „Typus“ umgehen muss. Zusammenfassend betone ich, dass Mielkes Dachhaus für mich nur einen Wert, und zwar einen bedeutenden Wert als primitive Form des niederdeutschen Hauses hat. Die weiteren daran anknüpfenden Hypothesen des Verfassers erscheinen mir durchaus verfehlt. Auch bezüglich der von M. stark betonten Bewegungsfreiheit des Herdes im niederdeutschen Hause scheint mir die ganze Fragestellung von vornherein nicht richtig gewählt. Ich sehe in jener Beweglichkeit nur etwas Sekundäres, und ich halte sie für eine Begleiterscheinung zu den Veränderungen, die mit dem niederdeutschen Hause vor sich gehen, und die in den von M. vortrefflich geschilderten Spielarten zutage treten. — Nicht um Mielkes Arbeit herabzusetzen, sondern lediglich um eine Einigung mit ihm zu erzielen, bin ich so lange auf jenen inhaltreichen Aufsatz eingegangen. Man wird daraus erkennen, welches Gewicht ich auf seine Mitarbeit lege. Nur möchte ich ihn wie alle Hausforscher dringend vor allzu weit ausschauenden Hypothesen warnen. Die Hausforschung muss vor allem erst einmal in die Tiefe arbeiten, sie muss zunächst einmal recht ausgiebig sammeln, sowohl die Formen wie auch nicht minder die lokalen Benennungen. Für spekulative Konstruktionen bleibt später immer noch Zeit. Und es ist mir nicht zweifelhaft, auch Mielke

wird vor der Hand bedeutend mehr erreichen, wenn er weniger als jetzt erreichen will. Sicher ist, dass wir mit den besten Hoffnungen auf Mielkes fernere Mitarbeit rechnen dürfen. Seine Kenntnisse, sein Eifer und nicht zum mindesten sein Sammeltalent werden der Hausforschung auch künftig gute Dienste leisten.

Die Bestätigung dafür gibt gleich ein anderer Aufsatz: R. Mielke, Die Ausbreitung des sächsischen Bauernhauses in der Mark Brandenburg¹⁾, in welchem M. die in der Provinz Brandenburg sich findenden verschiedenen Hausformen, die er als 'Sächsisches Haus', 'Märkisches Dielenhaus', 'Nute-Nieplitz-Haus', 'Laubehaus' und 'Wendisches Haus' bezeichnet, in schematischen Grundrissen vorführt, nach ihren Ausbreitungsgebieten gegeneinander abgrenzt und in der früher erwähnten Weise zum Teil mit den romanischen Kirchen mit Westeingang in Beziehung setzt.

Eine Reihe interessanter Mitteilungen, die mit den besten Abbildungen ausgestattet sind, bietet Prejawa, Erläuterungen zu dem im germanischen Nationalmuseum aufgestellten Teil eines niedersächsischen Bauernhauses.²⁾ P. knüpft dabei an das an, was ich selbst in dem gleichen Bande der „Mitteilungen“ S. 19 bis 55 über „Flet und Dönse aus der Gegend von Diepholz“ vorgetragen habe, und bietet dazu sowohl in bautechnischer Beziehung als auch in Hinsicht auf die Einzelheiten des Hausrates manche Ergänzung. Was er auf S. 134 über das Einfeuerhaus sagt, bedarf der Korrektur, denn das Wesen des Einfeuerhauses besteht nicht darin, dass es „Menschen und Vieh unter einem Dach versammelt“. P. verwechselt „Einfeuerhaus“ mit „Einheitshaus“. Bezüglich des westfälischen Bauernhauses verweise ich hier schon auf das weiter unten zu besprechende „Westfälische Trachtenbuch“ von Jostes.

Hans Leuss, Zur Volkskunde der Inselfriesen³⁾ gibt Mitteilungen über die Verhältnisse der Insel Spiekeroog, aus denen ich folgende Einzelheiten heraushebe. Der Name des Dachfirstes ist „Bock“. Der Stall wurde „Bau“ (Boo) genannt! Ausserdem finden sich Nachrichten über Schiffstypen, über zweirädrige Karren („Wuppen“) und über Hausmarken als Zeichen der Herdentiere. Ein mir sonst unbekannter Bestattungsbrauch besteht darin, dass die Bahre noch mehrere Wochen nach der Beerdigung über dem frischen Grabhügel stehen blieb. --

Was nun die Arbeiten über einzelne Hausteile angeht, so muss ich hier zuerst einen von mir selbst geschriebenen Aufsatz: Der Kachelofen in Frankfurt⁴⁾ erwähnen. Die Frage nach dem Ursprung des Kachelofens ist wichtig genug, denn wie wir sahen, bringt Meringer die Genesis des oberdeutschen Hauses unmittelbar mit ihr in Zusammenhang. Gegen Meringer habe ich dort in zwiefacher Hinsicht polemisiert, indem ich anknüpfte an einen Meringerschen Aufsatz „Zur Geschichte des Kachelofens“ (Mitt. d. anthrop. Ges. Wien 27, 225 ff.). Ich habe versucht, die von M. verfochtene Meinung, dass die deutsche Kachel unmittelbar auf den römischen Wölbtopf zurückzuführen sei, wenigstens insofern zu erschüttern, als ich einen in Heddernheim bei Frankfurt ausgegrabenen römischen Töpferofen, auf den M. sich wesentlich gestützt hat, nicht als Beweis anzuerkennen vermag. Zweitens habe ich die von M. ausgesprochene Vermutung bestritten, dass die moderne Blattkachel sich nur aus der konvexen Kachel ent-

1) Globus 84, 3—6. Mit 6 Abb. und einer Karte als Sonderbeilage.

2) Mitteilungen aus dem german. Nationalmuseum 1903, 131—152. Mit 22 Abb.

3) Globus 84, 202 ff.

4) Festschrift zur Feier des 25jährigen Bestehens des Städtischen Historischen Museums in Frankfurt a. M. 1903, S. 103—147. Mit 15 Abb.

wickelt habe, und ich suchte zu beweisen, dass auch von der Konkavkachel ein Weg zur Blattkachel geleitet hat. Was ich über die weitere künstlerische Ausgestaltung der seit der Renaissance allein im Gebrauch befindlichen Blattkachel mitgeteilt habe, ist hier nicht von Belang.

Sehr wichtig dagegen, gerade zur Beurteilung des von Meringer angenommenen römischen Ursprungs des Kachelofens, ist ein Aufsatz von J. R. Bünker, Die Hafneröfen in Stoob.¹⁾ Jene Öfen zeigen in der Tat, dass die bei den Römern übliche Technik, ein Gewölbe vermittels ineinandergesteckter Töpfe herzustellen, sich dort am Hafnerofen bis heute erhalten hat. Ob damit aber der ebenfalls ursprünglich aus Töpfen zusammengesetzte Kachelofen in unmittelbarem Zusammenhang gebracht werden darf, das bleibt, für mich wenigstens, zunächst noch eine offene Frage.

Eine Zusammenstellung von Hausmarken bietet P. Pipers, Hausmarken aus Altona, Ottensen und Umgegend²⁾, ferner desselben Schleswig-Holsteinische Hausmarken.³⁾ Eine Sammlung von 20 Haussprüchen bietet G. Züricher, Hausinschriften aus dem Berner Oberland⁴⁾, während Aug. Andrae Hausinschriften aus Dänemark mitteilt.⁵⁾

Zum Schluss des Berichtes über den Wohnbau möchte ich hier zwei Werke nennen, die eigentlich nicht nur für diese Abteilung in Betracht kommen, sondern für die Behandlung aller anderen äusseren Denkmäler in gleicher Weise von Wichtigkeit sind insofern, als sie vielfach die historischen Grundlagen der heutigen Formen erkennen lassen. Das erste ist Alwin Schultzs, Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.⁶⁾ Dieses Werk als kulturgeschichtliches Handbuch zu besprechen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein. Ich habe das in Gg. Steinhausens Archiv für Kulturgeschichte 2, 237—244 mit einiger Ausführlichkeit versucht, und ich finde in dieser Beziehung manches auszusetzen. Aber eins muss hier hervorgehoben werden, dass der durch seinen Sammeleifer auf kulturgeschichtlichem und archäologischem Gebiete bekannte Verfasser sehr viel Einzelheiten mitzuteilen weiss, die allen denjenigen, welche eine historische Volkskunde betreiben, sehr willkommen sein werden. Da sich das Buch auch durch ein umfangreiches alphabetisches Sachregister auszeichnet, so kann ich es als Nachschlagewerk nur empfehlen, und es wird in dieser Hinsicht für alle Gebiete der deutschen Privataltertümer noch lange Zeit sehr nützlich sein.

Ein Büchlein, welches für die Geschichte des Wohnbaues, des häuslichen Gerätes und der Kleidung wesentlich in Betracht kommt, ist: Hermann Duncker, Das mittelalterliche Dorfgewerbe (mit Ausschluss der Nahrungsmittelindustrie) nach den Weistumsüberlieferungen.⁷⁾ D. geht an seinen Stoff zumeist mit volkswirtschaftlichem Interesse heran, und er behandelt in diesem Sinne erst die „Verfertigung von Hilfsstoffen und Gerätschaften“ (Köhler, Aschenbrenner und Pechbohrer, Stellmacher, Drechsler, Böttcher, Tischler, Lindschleisser und Seiler,

1) Mitt. d. anthrop. Ges. Wien 39, 329—335. Mit 10 Abb. im Text.

2) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1902, 93—102. 1903, 3—24.

3) Ebenda 1903, 86—90. 97—112

4) Schweiz. Archiv f. Volksk. 7, 53—56.

5) Globus 84, 53—56.

6) G. v. Below und F. Meinecke, Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Abt. IV: Hilfswissenschaften und Altertümer. München und Berlin, R. Oldenbourg 1903. VIII, 432 S. Mit vielen Abbildungen im Text.

7) Diss. Leipzig, Osw. Schmidt 1903. XI, 137 S.

Töpfer und Schmied), sodann das Baugewerbe (Sägemüller, Zimmermann, Dachdecker, Kalkbrenner, Stein- und Lehmbeschaffung, Ziegler, Maurer), endlich das Bekleidungs-gewerbe (Gewinnung und Bereitung der Gespinnstfaser, Spinnen, Weber, Wollschläger, Walker und Bleicher, Schneider, dann Gerber, Schuhmacher, Strickenmacher, Kürschner und Handschuhmacher). Schon aus dieser Übersicht ist zu erkennen, wieviel auch wir aus den mosaikartig zusammengetragenen Darstellungen Dunckers lernen können. Das erste Auftreten und die Entwicklung der einzelnen Gewerbe ist naturgemäss auch für die Geschichte der äusseren Denkmäler von grosser Wichtigkeit, und empfehle ich daher das Buch zu reichlichem Gebrauch. D. stützt sich nur auf literarische Quellen; es ist daher unausbleiblich, dass seine Darstellung durch die Geschichte der Denkmäler in einzelnen Punkten zu ergänzen oder zu berichtigen ist; so bedarf z. B. die Angabe, dass die Töpferei auf die Wetterau beschränkt gewesen sei, ersichtlich der Korrektur (S. 35). Im übrigen möchte ich folgende Einzelheiten besonders herausheben. Wir finden erwähnt anno 1685 „jemande, so ain hilzene Kuchl oder Kemich hat“ (S. 83), ferner Nachrichten über Bedachung mit Stroh oder Schindel (S. 74 ff.), Bearbeitung des Flachses in der Badestube (S. 91—92), die Elle und den Webstuhl (S. 97—98), sodann Wagen, Karren und Ackergerät (S. 18—20, 38), hölzerne Schüsseln und Becher (S. 21, 24 ff.), Böttcherarbeiten (S. 27 ff.), Siebe (S. 29) und Möbeln (S. 31 bis 32). Von Schneidern wird in jedem Dorf stets nur einer als „der“ Schneider erwähnt. Er arbeitet meist in der Stör, hier und da finden wir freilich auch schon früh Stücklohn angesetzt, so in Brixen 1379. Neben dem Schneider erscheint die „Naterin“, wie wir denn schon im 14. Jahrhundert eine Grede Sniderin zu Attenschwiler bezeugt finden. — Die Zusammensetzung einer Brautaussteuer aus dem Enneberger Gericht führt Duncker S. 104—105 an.

II. Haus- und Wirtschaftsgerät.

Rudolf Meringer, Zur indogermanischen Altertumskunde¹⁾ behandelt im Anschluss an O. Schraders, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde eine Reihe einzelner Wörter und Sachen, die zwar nicht durchgehends Haus- oder Wirtschaftsgerät betreffen, die aber doch zum grössten Teile hierher gehören. Auf alle die vielen Einzelheiten, die M. zur Sprache bringt, kann ich hier nicht eingehen; ich durfte es aber nicht unterlassen, von den Schriften Meringers, die zur Erforschung von Wohnbau und Hausrat stets so viele, auf rastlosem Sammeleifer beruhende und auf wissenschaftlichen Fundamenten sicher begründete Mitteilungen zu machen haben, selbst diese kurze Besprechung zu erwähnen.

Nicht minder empfehle ich Rud. Meringers, Wörter und Sachen²⁾; aber auch hier bin ich in Verlegenheit, was ich aus dieser inhaltreichen Reihe einzelner kleiner Aufsätze besonders herausheben soll. Überall handelt es sich für M. in diesen Aufsätzen um die genaue Präzisierung einzelner Wortbedeutungen, die er mit Hilfe seiner ausgedehnten Sachkenntnis festzustellen sucht, und überall erweist sich diese Verbindung von Wort- und Sachforschung als sehr fruchtbringend. Die Geschichte der äusseren Denkmäler, zumal des Wohnbaues, der Bauteile, der Haus- und Ackergeräte, findet in diesen Artikeln so vielseitige Behandlung, dass es mir hier bei beschränktem Raume leider nicht möglich ist, sie auch nur in kurzen Auszügen wiederzugeben, dass ich aber um so mehr Veranlassung habe, sie allen Hausforschern angelegentlichst zu empfehlen. Mit lebhafter

1) Zeitschrift f. österr. Gymnasien 1903, 1—17.

2) Indogermanische Forschungen 16, 101—196. Mit 24 Abb. im Text.

Befürwortung möchte ich nur Meringers Aufforderung weitergeben, „Sprachwellen und Sachwellen [von denen wir oben bereits sprachen] in ihrem Verhältnisse zueinander auf demselben Sprachgebiete zu studieren, die Bewegungstendenzen, die Ausbreitungsbezirke“ (S. 139). Und im Interesse einer wissenschaftlichen Erforschung der äusseren Denkmäler lege ich grosses Gewicht darauf, hier wörtlich mitzuteilen, dass Meringer, dieser doch wohl widerspruchslos als urteilsfähig anerkannte Forscher, fortfährt: „Die Arbeitskraft des einzelnen kann hier nicht ausreichen, hier könnte bloss organisierte Arbeit etwas Erspriessliches leisten, und nur für diese hätten wir erspriesslich vorgearbeitet. Leider ist für die Sachstudien noch heute nur bei wenigen — freilich sind es eben die Letzten nicht! — Verständnis zu finden.“ —

Was sonst an Mitteilungen über einzelne Geräte mir bekannt geworden ist, kann ich verhältnismässig kurz zusammenstellen. J. Focke, Die hölzernen Milchrechnungen des Tavetschthales (Graubünden)¹⁾ behandelt eine Art von Kerbholzrechnungen. Ein Aufsatz von G. Fient, Hemd und Hosa²⁾ gibt eine mundartliche Plauderei, in welcher die Zubereitung von Hanf und Wolle und die Geräte zum Spinnen und Weben mit Abbildung und Beschreibung sowie unter Angabe ihrer lokalen Benennungen behandelt werden. Das Joch in einer primitiven Form bespricht L. Laloy, Alte Anspanngeräte.³⁾ Ebenso behandelt K. Hörmann den Schellenbogen der Herdentiere und ähnliche Holzgeräte⁴⁾ und Joh. Werner, Die Zoche, eine primitive Pflugform.⁵⁾ Im Zusammenhang mit sprachlichen Forschungen äussert sich Karl Štrelkelj, Köse, Käser, Kosch⁶⁾ über die Garbenharfe. Schliesslich ist als letztes Wirtschaftsgerät das 'Klapperbrett' zu nennen, über welches sich im Globus 83, 52. 196. 291. 323 und 84. mehrere Mitteilungen finden.

Besonders in Fluss gekommen ist in letzter Zeit die Erforschung der volkstümlichen Schiffstypen. Von zwei Seiten sind dafür sehr energische und erfolgreiche Schritte getan worden. Einmal von der deutschen anthropologischen Gesellschaft, welche unter dem Titel 'Zur Forschung über alte Schiffstypen auf den Binnengewässern und an den Küsten Deutschlands und der angrenzenden Länder' eine Reihe einschlägiger Untersuchungen veröffentlicht und mit vielen Abbildungen illustriert.⁷⁾ Sodann aber ist in dieser Beziehung rühmend die Arbeit eines einzelnen Instituts zu nennen. Das trefflich geleitete junge städtische Museum in Altona hat eine eigene Abteilung für Seefischerei von beträchtlichem Umfang in seinen Sammlungen zur Schau gestellt, die in ihren Einzelheiten zwar grösstenteils Eigentum des Deutschen Seefischerei-Vereins ist, deren Schaustellung aber das wesentliche Verdienst des Direktors Lehmann bleibt. L. hat denn auch einen sehr übersichtlichen 'Führer durch die Abteilung für Seefischerei'⁸⁾ geschrieben, den man als kurzes Handbuch der volkstümlichen Seefahrzeuge bestens empfehlen kann. Nicht nur, dass er eine grosse Reihe von Fischerfahrzeugen der Sammlung in deutlichen Abbildungen wiedergibt, er beschreibt sie auch in ihren Einzelheiten und bezeichnet sie mit den volkstümlichen Namen.

1) Schweiz. Archiv f. Volksk. 7, 36—42.

2) Ebenda 7, 81—92. Mit 15 Abb.

3) Archiv f. Anthropologie 27, 433f. Mit 2 Abb.

4) Globus 83, 7ff.

5) Zs. f. Ethnologie 35, 716—720. Mit Abbildung.

6) Zs. f. deutsche Wortforschung 5, 279—285.

7) Korrespondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1902—1904.

8) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1903, 27—78. Auch als Einzelheft erschienen.

Endlich führe ich noch eine Anzahl kleinerer äusserer Denkmäler an, die zwar nicht als Haus- oder Wirtschaftsgeräte betrachtet werden können, die aber doch hierher gehören. Über 'Kreuzsteine und Steinkreuze aus den Gerichtsbezirken Mies und Pfraumberg (Westböhmen)' handelt Gg. Schmidt.¹⁾ Ferner stellt Fr. Stolz, 'Über die Leichenbretter im Mittelpinzgau' die Verbreitung der „Leichladen“ in jener Gegend fest.²⁾ Er berichtet über ihre Ausstattung und teilt eine Anzahl der darauf befindlichen Gedächtnisverse mit. Schliesslich sind hier zu erwähnen eine Reihe neuerer Mitteilungen über Gebildbrote, denen M. Höfler wiederum seinen Sammeleifer zugewandt hat.³⁾

III. Die Bauernkunst.

Die Erforschung der Bauernkunst hat in den letzten Jahren so starken Aufschwung genommen, dass man beinahe sagen kann, sie finge an, Mode zu werden. Vorläufig kann uns das, solange wir noch der Publikation des einschlägigen Materials dringend bedürfen, nur willkommen sein. So ist denn auch für das abgelaufene Jahr gerade für dieses Gebiet von einer ziemlichen Reihe meist erfreulicher Schriften zu berichten.

Hier muss ich zuerst erwähnen, dass seit 1903 sich eine eigene Zeitschrift in den Dienst der Erforschung der äusseren volkskundlichen Denkmäler gestellt hat und dabei besonders die formale, oder wenn man so will, die künstlerische Ausstattung derselben betont: „Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München“.⁴⁾ Die Schriftleitung ruht in den Händen des rastlosen Sammlers Architekt Franz Zell, dem es denn auch gelungen ist, einen grossen Stab fleissiger Mitarbeiter um sich zu scharen und so einen reichen Inhalt des vorliegenden ersten Jahrganges darzubieten. Am besten wird davon folgender kurzer Überblick über den Inhalt unterrichten: Volkskalendarium (v. M. Höfler); Unsere Landkirchen sonst und jetzt (v. R. Berndl); Adventgebäcke (v. M. Höfler); Zum Hausbau im bayerischen Alpengebiet (v. W. M. Schmid); Die wahrhafte Länge Christi (v. F. Zell); Das Bauernhaus im nördlichen Bayern (v. R. Kempf); Die Ortsmuseen in Bayern (v. F. Zell); Löffelopferung im südlichen Schwarzwald (v. H. v. Preen); Zur Geschichte der Berchtesgadener Schnitzerei (v. A. Hartmann); Hirtenkunst [Schellenbogen] (v. K. Hörmann); Die Tölzer Leonhardifahrt; Über Nikolausbräuche (v. K. Reiser); dazu eine Reihe kleinerer Aufsätze, die die Denkmalpflege betreffen. Alle die Mitteilungen sind von einer grossen Reihe guter Abbildungen, teilweise sogar kolorierten Tafeln begleitet, so dass man sich auch in Rücksicht auf den niedrigen Preis (jährlich 2 Mk.) über das Mass des Geleisteten nur verwundern kann. Alle Freunde der Volkskunde werden daher der jungen Zeitschrift auch einen ferneren gleichmässig guten Fortgang aufrichtig wünschen.

Bezüglich der Frage nach dem, was wir unter „Volkskunst“ zu verstehen haben, verweise ich nachdrücklichst auf Hermann Obrist, „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst“⁵⁾, ein Buch, welches, von einem phantasievollen, bildenden Künstler geschrieben, in schöner Ausstattung eine Reihe sehr anregender Vorträge publiziert, deren einer im besonderen die Frage „Volkskunst?“ behandelt, während

1) Zeitschr. f. österr. Volksk. 9, 163—170.

2) Ebenda 9, 1—15. 237—239.

3) Zs. f. österr. Volksk. 9, 15—22. 185—205. Volkskunst und Volkskunde 1903, 24—26.

4) München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1903 ff.

5) Leipzig, Diederichs 1903. 168 S. Mit einer Lichtdrucktafel. 3 Mk.

einige andere sie mehrfach berühren. Eins ist mir an diesen Aufsätzen vor allem wichtig, und deshalb empfehle ich sie allen, die sich mit „Volkskunst“ und „Bauernkunst“ befassen. Das ist die Erkenntnis, dass Volkskunst und Bauernkunst nicht ein und dasselbe ist. Obrist hat das leider nirgend durchaus scharf wie in einem Lehrsatz präzisiert, er gebraucht auch das Wort „Volk“ in seinen beiden Bedeutungen mehrfach unmittelbar nebeneinander, ohne sie streng zu scheiden, aber darin ist er sich durchaus klar, dass man unter Volkskunst eine volkstümliche, d. h. eine nationale Kunst zu verstehen hat, eine Kunst, die in mancher Beziehung noch ein Zukunftstraum ist, und von der O. daher mit Recht sagt: „Unser Begriff von Volkskunst enthält versteckt den Begriff dessen, was wir [d. h. wir Künstler und Kunstfreunde] für richtig und wünschenswert halten, dass unser Volk haben soll“ (S. 86). Die Bauernkunst dagegen ist gar nicht in allen ihren Erscheinungsformen urwüchsig national, sie ist nicht etwa nur der Ausfluss einer seit der Frühzeit unseres Volkes zähe bewahrten rein germanischen Kunstbetätigung, sondern sie zeigt sich in sehr vielen Beziehungen befruchtet oder oft geradezu geleitet von der Stadtkunst, von der grossen Kunst, die im Laufe der Zeiten so oft sich fremde, ausserdeutsche Formen und Anschauungen zu eigen gemacht hat. Das ist es, was Obrist mit den Worten ausdrückt: „Was wir jetzt als Bauernkunst so schätzen, sind nur zu oft Renaissance- und Barockformen, ornamentale Bruchstücke, die sich aufs Land verirrt auf Schränke und Truhen, und die uns durch ihre Naivität und ihre unbeholfene Arbeit rühren, aber alles, nur nicht urvolkhaft sind.“ Was bei Obrist ein wenig zu kurz kommt, das ist der Hinweis darauf, dass wirklich volkstümlich deutsch an unserer Bauernkunst die Art ist, in der jene fremden Elemente in die eigene Formensprache herübergenommen, ich möchte sagen, künstlerisch und ästhetisch adaptiert worden sind.

Was nun die Pflege der Bauernkunst, was ihre Daseinsbedingungen und die Hoffnung auf ihr weiteres Bestehen, was endlich die museologische Behandlung ihrer Erzeugnisse anlangt, so findet sich wohl das beste, was ich in knapper Form überhaupt über diesen Gegenstand gelesen habe, in einem Aufsätze: Peter Jessen, „Die Kunst auf dem Lande“.¹⁾ Alle, die sich mit Bauernkunst befassen wollen, bitte ich eindringlichst, diesen auf reichen Kenntnissen beruhenden, mit verständig kühler Kritik und doch mit warmem Herzen geschriebenen Aufsatz wiederholt zu studieren. Ich schätze ihn so hoch, dass ich dringend wünsche, er möchte nochmals als Einzelheft gedruckt und so der verdienten weiten Verbreitung zugänglich gemacht werden. Einzelheiten aus dieser dicht geschlossenen Kette von klar formulierten Gedanken herauszuheben, ist nicht möglich, und es mag ein Stück persönlicher Genugtuung meinerseits darin liegen, wenn ich nur das eine betone, dass auch Jessen für die museologische Behandlung der äusseren volkskundlichen Denkmäler in Form von Freiluftmuseen eintritt mit den Worten: „Man hat gut daran getan, die ländliche Kunst zusammen mit dem ganzen Bauernhaus aufzustellen, wie in den Freiluftmuseen der nordischen Hauptstädte und in Schleswig-Holstein.“

Fassen wir nun die Einzeluntersuchungen über deutsche Bauernkunst ins Auge, so nennen wir an erster Stelle: O. Schwindrazheim, *Deutsche Bauernkunst*²⁾.

1) Vortrag in der 7. Hauptversammlung des Ausschusses für Wohlfahrtspflege auf dem Lande am 10. Februar 1903. Abgedruckt in: 'Das Land, hrsg. von H. Sohnrey' 11, Nr. 12, S. 201—206.

2) Herausgegeben im Auftrage der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung zu Hamburg. Wien, Martin Gerlach & Co. 1904. Mit vielen Abbildungen im Text und acht kolorierten Tafeln.

Ein Künstler hat dieses Buch geschrieben, ein Künstler mit warmem Herzen und mit einer glühenden Begeisterung für die Sache. Man merkt das auf jeder Seite, und so hat mir der Verfasser seine Ziele auch brieflich selbst mit den Worten ausgesprochen: „Ein gelehrtes, wissenschaftliches Buch will's gar nicht sein, nur ein anregendes Buch für Laien, die geeignet sind und Lust haben, einer guten Sache zu nützen, und ich glaube, das ist wohl einigermaßen zu hoffen. Schon die Illustrationen, die ich absichtlich sehr reichlich gab, dürften manchem, der an dem Thema bislang gleichgültig vorbeilief, doch ein wenig aufmerksam machen.“ Nach alledem kann man mit Gewissheit sagen, dass Sch. sein Ziel durchaus erreicht hat. Aus dem Formenschatze bäuerlicher Kunstbetätigung hat er mit rastlosem Eifer eine erstaunliche Menge künstlerischer Motive gesammelt und reproduziert. Dass Niederdeutschland dabei im Vordergrund steht, ist durch den Wohnsitz des Verfassers selbstverständlich bedingt. In den Abbildungen liegt der Hauptwert des Buches, und in dieser Beziehung haben wir bislang nichts, was mit ihm auch nur annähernd konkurrieren kann. So bietet das Buch einen aus der bäuerlichen Kultur Deutschlands geschöpften reichen Quellschatz künstlerischer Motive. Als solcher ist es auch deshalb bequem zu benutzen, weil der Text in seinem grössten Kapitel in Anlehnung an die Abbildungen die einzelnen Erzeugnisse der Bauernkunst nacheinander, also geordnet nach Hausteilen, einzelnen Möbeln usw. behandelt. Zwei Abschnitte: „Zur Geschichte der deutschen Bauernkunst“ und „Unsere Bauernkunst in ihren Eigenschaften“ gehen voraus. Leider aber hält der Text nicht völlig gleichen Schritt mit dem Wert der Abbildungen, denn wenn wir dort mit Freuden den Künstler an der Arbeit sahen, so würden wir hier lieber mehr den Gelehrten wirken sehen. Trotz aller Anerkennung für die Leistungen, die Sch. als Sammler zuwege gebracht hat, können wir doch nicht verschweigen, dass er der wissenschaftlichen Verarbeitung an historischer Methode und kritischer Schulung nicht völlig gewachsen war. Auch ist er durch seine Disposition, die jede Einzelheit in ihren verschiedenen Formen auf dem ganzen Gebiete deutscher Bauernkunst bespricht, dazu verleitet, Dinge zu verallgemeinern, die nur ihre lokale Bedeutung haben. Hätte er die Bauernkunst der verschiedenen deutschen Gegenden nacheinander, jede für sich behandelt, so wäre er von diesem Irrtum verschont, so hätte er rechtzeitig bemerkt, dass es auch auf dem Gebiete der künstlerischen Ausstattung Wellenbewegungen gibt, die nicht über ganz Deutschland, sondern nur über gewisse Gegenden hinschwingen. Nachher hat Sch. das selbst erkannt, wie ich mit Vergnügen aus einem seiner Briefe entnehme. Aber da war es leider zu spät. Trotz alledem aber bleibt das Buch eine sehr tüchtige und erfreuliche Leistung, und wer einmal die grosse Fülle künstlerischer Formen und technischer Lösungen, die Sch. mitzuteilen weiss, kennen gelernt, oder wer seine zahlreichen Mitteilungen über bäuerliches Gerät und seine Ausstattung studiert hat, der wird dem Verfasser seine Anerkennung nicht versagen. Dazu ist das Buch mit vortrefflichen Verzeichnissen ausgestattet, die seine Benutzbarkeit wesentlich erhöhen. —

Das Bauernhaus als Träger der Bauernkunst bildet das Thema für Rudolf Kempf, 'Dorfwanderungen. Die interessantesten Bauernhaustypen Süddeutschlands. In Aufnahmen nach der Natur'.¹⁾ Verfasser ist der auf unserem Gebiete längst bekannte Direktor des Technikums in Aschaffenburg, und so ist er in rein künstlerischem Interesse an sein Werk gegangen. Auf das Bildmässige, das Malerische kommt es ihm an. Die für die Hausforschung am meisten wichtigen, primitiven

1) Frankfurt a. M., H. Keller 1904. 100 Tafeln mit 12 Seiten Text.

Bauernhäuser interessieren ihn nicht so sehr als diejenigen, die möglichst viel Kunstbetätigung zeigen. In dieser Rücksicht ist sogar das eine oder andere Haus aufgenommen, welches kaum mehr den Namen Bauernhaus verdient, wie denn z. B. das auf Bl. 12 dargestellte Bauernhaus im Schweinfurter Gau schon eher als Gutshaus bezeichnet werden muss. In manchen Fällen sind nicht einzelne Bauernhäuser, sondern ganze Strassenpartien aufgenommen. Die Aufnahmen verteilen sich ziemlich gleichmässig über das ganze südliche Deutschland. Besonders zahlreich sind die Abbildungen von Häusern des bayerischen Vorgebirges und des Hochlandes (Taf. 31—37) sowie des Ammer- und Lechtales (Taf. 39—45). Die Aufnahmen sind durchweg gut und wohl gelungen in der Reproduktion, und es ist geradezu erstaunlich, welche Fülle von Bagedanken und dekorativen Motiven sich in den Blättern finden. Kempf hat sie mit feinem Sinne für die künstlerische Wirkung aufgenommen, und so erfüllt uns das Durchblättern des Werkes mit wahrem Entzücken. Der Text gibt kaum mehr als eine kurze Beschreibung, er erfreut aber durch einige Grundrisse, deren Zahl — sechs — ich freilich gern noch etwas reicher gesehen hätte. Auf den Tafeln wäre für die Hausforschung eine genaue Angabe des betreffenden Dorfes erwünscht gewesen. Die von Kempf gewählten Ortsbezeichnungen sind leider nicht immer ganz hinreichend; z. B. bei Taf. 17 u. 18 mit Darstellungen von Blockhäusern genügt die Bezeichnung „In der fränkischen Schweiz“ nicht, weil die Blockhausgrenze die fränkische Schweiz von Norden nach Süden etwa in der Gegend von Pottenstein mitten durchschneidet. Eine genaue Ortsangabe wäre daher bei den betreffenden Blättern sehr erwünscht gewesen. Im übrigen verdient diese schöne Publikation die wärmste Empfehlung.

Das gleiche lobende Urteil muss in vollem Masse gesendet werden dem Werke von O. Gruner, 'Die Dorfkirche im Königreich Sachsen. Eine Darstellung ihrer Entstehung, Entwicklung und baulichen Eigenart'.¹⁾ Der Verfasser hat sich um die Erforschung des bäuerlichen Wohnhauses in Sachsen schon wesentliche Verdienste erworben, und so war von vornherein auch in diesem Werke von ihm nur das Beste zu erwarten. Er hat unsere Hoffnung nicht getäuscht. Mit einem reifen Verständnis für die äusseren Einflüsse, denen die Bauformen in ihrer Entstehung unterworfen sind, tritt er an seine Aufgabe heran. Er sagt: „Die echte Dorfkirche will kein von aussen imponantes Gebäude sein; unter den bescheidenen und selbst neben stattlichen Bauernhäusern bedarf es keines grossen Aufwandes an Masse und Kunstformen, um sich auszuzeichnen. Die Höhenentwicklungen, auch des Turmes, sind zumeist so mässige, dass sie sich friedlich und harmonisch in die Dorfsilhouette und in das Landschaftsbild eingliedern; das Streben der verschiedenen Gemeinden einer Stadt, sich durch Grösse und Pracht ihrer Gotteshäuser zu überbieten oder deren Erscheinung neben den mächtigen Stadthäusern zur Geltung zu bringen, ist auf dem Dorfe gegenstandslos; der Innenraum ist bei einer Dorfkirche die Hauptsorge des Erbauers, nächst dem eine charakteristische Endigung des Turmes; das übrige des Äusseren ergibt sich von selbst, ungewollt, wenn nicht 'stilvoll', doch ganz gewiss malerisch und anmutend.“ Die Kirche als gemeinsame Andachtstätte ist zugleich ein Ausdruck des christlichen Gemeinschaftslebens, des kirchlichen Wesens auf dem Dorfe.

Gruner bespricht die Einflüsse der Lokalgeschichte auf die Entwicklung der Kirchenbauten, die Christianisierung, die Stammesgeschichte, die Hussiten- und

1) Im Auftrage und mit Beihilfe des Vereins für Sächsische Volkskunde und des Sächsischen Ingenieur- und Architektenvereins bearbeitet. Leipzig, Arw. Strauch 1904. 69 S. mit 43 Tafeln und 4 Lichtdruckbeilagen.

Bauernkriege (Defensivrückichten bei Wahl des Platzes und im Aufbau!), die Reformation mit den Kirchenvisitationen, den dreissigjährigen Krieg, die böhmische Einwanderung. Er bringt sodann die Entwicklung des Grundrisses und der äusseren Formen der Kirche und ihrer Teile bis auf ihre Ausstattung an Schmuck, Gerät und Möbeln. Vor allen Dingen aber erschliesst er uns in den Abbildungen einen unendlichen köstlichen Schatz von Formen, in dem die entzückenden äusseren Erscheinungen wie die im Laufe der Zeit harmonisch zusammengewachsenen Innenräume der alten Dorfkirchen Sachsens mit gleicher Liebe zur Darstellung gebracht sind. Unsere Anerkennung für den Verfasser verbindet sich mit dem Dank an die beiden Vereine, die diese schöne Veröffentlichung angeregt und unterstützt haben. Ganz besonders gilt es hier das Verdienst des Vereins für Sächsische Volkskunde hervorzuheben, der hier, durch ein — leider noch nicht gewöhnliches — Verständnis für die Aufgaben der äusseren Volkskunde in vorbildlicher Weise sich ausgezeichnet hat. —

Ein Werk, dessen drei erste Lieferungen ich bereits im vorjährigen Berichte anzeigte, hat im abgelaufenen Jahre seine Vollendung gefunden: Franz Zell, 'Volkskunst im Allgäu¹⁾, und die warme Empfehlung, welche ich damals ausgesprochen habe, muss auch dem abgeschlossenen Werke wiederum zuteil werden. Die Tafeln mit ihrem vortrefflichen, zum Teil farbig ausgeführten Abbildungsmaterial sind auf 36 vermehrt worden, und die in den Text eingestreuten deutlichen und grossen Bilder sind bis auf 56 gestiegen. In den letzten Kapiteln behandelt Zell die Schnitzereien von Oberammergau und Berchtesgaden, die Krippenfiguren, Spielwaren (Puppenküchen) und Massstäbe, sodann die Gläser, als Glasflaschen mit 'Eingricht', Glasbilder usw., und das Wachs und die Wachsstöcke. Untersuchungen über Bauerngeschirr, Tracht und Schmuck, über verschiedene Geräte (Schlitten, Körbe, Bauernzunftschild, Zither, Beleuchtungsgeräte), endlich über Amulette, Haussegen und Reliquien (auch heilkräftige Steine und Kräuter) bilden den Abschluss. Überall bewährt sich Zell als trefflicher Kenner der lokalen bäuerlichen Kultur. Er schöpft hier so sehr aus dem Vollen, dass er für manche Gebiete (z. B. für Oberammergauer Schnitzereien, für Glasbilder usw.) besondere monographische Darstellungen in Aussicht stellen kann. Durch gute Namens-, Orts- und Gegenstandsverzeichnisse ist das Werk leicht benutzbar gemacht, und so gebührt dem Herausgeber für seinen Eifer und seine Kenntnisse, den verlegenden Kunstanstalten für die reiche und schöne illustrative Ausstattung des Werkes uneingeschränktes Lob. Das Buch kann als Muster für alle ähnlichen Monographien bestens empfohlen werden.

Als eine wenn auch vorläufig nur kurze, aber auf ausgedehnter Sachkenntnis beruhende sehr empfehlenswerte Behandlung der schleswig-holsteinischen Bauernkunst ist zu nennen: Heinrich Sauer mann, „Führer durch das Kunstgewerbemuseum der Stadt Flensburg“.²⁾ S. bespricht dort alle Teile seines Museums mit gleicher Liebe. Für uns kommt hier nur in Betracht, was er über die reichen Sammlungen der lokalen bäuerlichen Arbeiten, Trachten, Stickereien, Hausgeräte und ganzer Bauernstuben mitteilt, wozu auf eine schöne Serie von Ansichtspostkarten: '10 Aufnahmen von alten Bauernstuben usw. aus der Zeit um 1500 bis 1793'³⁾ zu verweisen ist. Es wäre dringend zu wünschen, dass S. uns noch weiterhin eine eingehende und gut illustrierte Arbeit über die schleswig-holsteinische

1) Kaufbeuren und München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G., 1903. Lfg. 4—6. *

2) Flensburg, Emil Schmidt 1903. XV, 148 S. 1 Mk.

3) Flensburg, Aug. Westphalen.

Bauernkunst an der Hand seiner Museumssammlungen und der im Lande verstreuten Denkmäler schenken möchte. Viel mehr als eine Erweiterung der betreffenden Abteilungen des Führers wäre dazu kaum erforderlich. Neu hinzukommen müsste nur eine Behandlung des Bauernhauses selbst, die sich an Meiborgs bekannte Darstellung anlehnen würde, von der aber z. B. genauere Forschungen oder Mitteilungen über die Entstehung von Stube und Pesel sehr erwünscht wären. — Überraschen muss nach jenem Führer nur die Tatsache, dass das Museum den Namen „Kunstgewerbe-Museum“ führt. Eine Sammlung, welche prähistorische Denkmäler, Strafaltertümer, Flensburgensien, eine Schifffahrtsabteilung, Trachten, ferner an Hausaltertümern die vielen mehr kulturgeschichtlich als kunstgewerblich interessanten Stuben enthält, und die auch sonst in allen ihren Abteilen einen vor allem lokal. schleswig-holsteinischen Charakter trägt, sollte doch lieber mit dem ihr allein zukommenden Namen als „Historisches Museum“ bezeichnet werden.

Von kleineren auf die Bauernkunst bezüglichen Arbeiten sind mir folgende bekannt geworden. (Lehmann,) „Das Vierländer Zimmer“¹⁾ behandelt an der Hand einer deutlichen Abbildung und unter Hervorhebung des wesentlich Charakteristischen eine typische Vierländer Stube, welche vor kurzem in das Altonaer Museum gelangt ist. R. Mielke, „Verzierungen in dem Lehmfachwerk von Bauernhäusern“²⁾ bespricht die auch sonst gelegentlich schon behandelten, meist geometrischen, teilweise auch pflanzlichen Ornamente, von denen er einige Abbildungen gibt und deren Herstellung vermittelt eines gleichfalls abgebildeten hölzernen Spachtels er erklärt. J. R. v. Grienberger, „Lungauer Kornspeicher“³⁾, untersucht unter Beigabe von Abbildungen die an den Speichern des Lungau (Salzburg) sich findende Freskobemalung, deren Entstehung immer auf die Wende des 17. Jahrhunderts anzusetzen ist. Ludwig Mlynek, Die Salzschnitzereien der Wieliczkaer Bergarbeiter⁴⁾, berichtet — leider ohne Abbildungen — über die Salzschnitzereien, die der Verfasser dem Museum für österreichische Volkskunde zum Geschenk gemacht hat. Der Aufsatz von Marie Luise Becker, Ungarische Volkskunst⁵⁾, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Auch hier hätte ich gern zwischen den Begriffen Volkskunst und Bauernkunst deutlich unterschieden gesehen. So aber muss der Leser aus der Art, mit der die Verfasserin nebeneinander von „Volkskunst“, „bäuerlichem Kunstgewerbe“, „Kunst des Landvolkes“, „Hausindustrie“, „Bauernkunst“, „ländliche Kunst“, „Schönheitssprache der einen oder anderen Rasse“ redet, auf den Gedanken kommen, dass alle jene verschiedene Ausdrücke im Grunde ein und dasselbe bezeichneten.

IV. Die Tracht.

Wenn von allen Denkmälern der äusseren Volkskunde zu sagen ist, dass sie ohne ein Zurückgehen auf die historischen Formen niemals genügend behandelt werden können, so muss man das ganz besonders stark bei der Tracht betonen. Nicht etwa, weil es bei ihr in höherem Masse als bei den übrigen Denkmälern notwendig wäre, sondern lediglich deshalb, weil es gerade bei Trachtenstudien heute noch am meisten zu vermissen ist. Leider stehen auch hier noch die wenigsten Autoren mit voller Schärfe auf dem Standpunkte, dass sie in den

1) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1903, S. 83—85.

2) Zeitschr. f. Ethnologie 35, 435—437.

3) Zeitschr. f. österr. Volkskunde 9, 22—27.

4) Ebenda 9, 160—163.

5) Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde 13, 39—49. Mit zwei Abbildungstafeln.

Bauertrachten fast durchgehends nichts anderes als umgemodelte Formen der allgemeinen Mode vor sich haben. Die Behandlung einer lokalen Bauertracht gewinnt aber nur dann einen wissenschaftlichen Wert, wenn sie sich nicht auf blosser Abbildung und Beschreibung beschränkt, sondern den historischen Vorbildern der einzelnen Elemente nachgeht und daneben die äusseren Einflüsse aufdeckt, unter deren Wirkung die volkstümliche Kleidung jener bestimmten Gegend sich entwickelt hat. Stoff, Schnitt und Farbe der Tracht sind zu untersuchen und auf die Vorbilder der Vergangenheit zurückzuführen. Aber auch hier ist das Typische immer scharf von den persönlichen Zutaten zu trennen. Die letzteren sind für die historische Trachtenforschung eigentlich nur nebensächlich. Die typische Farbe z. B. dient dazu, bestimmte Stände und Ämter, Frauen und Jungfrauen, Fest- und Trauerzeiten usw. voneinander zu unterscheiden. Ihrem Zwange fügt sich jeder einzelne Mensch gewohnheitsmässig. Was er aber in bezug auf Zusammenstellung und Gruppierung der Farben zum Zwecke des Schmuckes hinzutut, das ist zum Teil etwas rein Persönliches, zum Teil hält es sich in typischen Formen, deren Betrachtung in das Gebiet der Bauernkunst gehört. Wenn man sich allgemein gewöhnen wollte, in dieser Weise Kleidertypen und Schmucktypen streng zu scheiden, so würden wir meines Erachtens mit der Trachtenforschung ein gutes Stück vorwärts gekommen sein.

Auf die Erkennung der Typen und des Wandels, dem dieselben im Laufe eines bestimmten Zeitabschnittes unterworfen waren, zielt mit grosser Schärfe das vortreffliche Buch von Moriz Heyne, *Körperpflege und Kleidung bei den Deutschen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert*¹⁾. Die Geschichte der deutschen Tracht ist, wie aus dem Titel ersichtlich, zwar nur bis in die Zeit hineingeführt, von welcher ab die lokalen Bauertrachten in Deutschland anfangen, für unser Auge erkennbar zu werden, aber H. gibt in vorzüglicher Weise, die Sachkenntnis und Sprachkenntnis gleichmässig vereint, die historischen Grundlagen, auf denen die Bauertrachten erwachsen sind. Das ist diejenige Seite des Buches, die hier am meisten betont werden muss, und die es auch für die Erforschung der Bauertracht zum unentbehrlichen Hand- und Nachschlagebuche empfiehlt. Daneben aber ist es als musterhaftes Vorbild für alle einschlägigen Arbeiten zu rühmen wegen der Forschungsmethode des Verfassers, der sich nicht auf die Beschreibung der äusseren Denkmäler beschränkt, sondern daneben auch in unserem Sprachschatze eine bislang noch viel zu wenig erschöpfte Quelle zur Kenntnis derselben reichlich ausnutzt. Dass eine wissenschaftliche, historische Trachtenforschung ohne Sprachstudien und germanistische Schulung unmöglich ist, das lehrt dieses Buch auf jeder Seite.

In unserem Zusammenhange kann ich leider nur nebenbei betonen, dass die Geschichte der Kleidung eigentlich nur die kleinere Hälfte des Buches einnimmt. Den ersten grösseren Teil bildet die Darstellung der Körperpflege, welche nacheinander die äussere Erscheinung, die Sorge für die Gesundheit, Reinlichkeit und Zierlichkeit und endlich die Krankheiten und deren Heilung behandelt. Auch dieser Abschnitt ist für die Volkskunde von allergrösster Wichtigkeit, da er nicht etwa die Geschichte der medizinischen Wissenschaft, sondern lediglich die volkstümliche Körperpflege behandelt, und er verdient deshalb noch um so mehr unsere Anerkennung, als der Verfasser sich dabei fast überhaupt auf keine Vorarbeiten

1) Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. Ein Lehrbuch. Bd. 3. Leipzig, Hirzel 1903. 373 S. Mit 96 Abbildungen.

stützen konnte. Das Buch ist mit seinen beiden Vorgängern eine der glänzendsten Erscheinungen, die die archäologische Literatur der letzten Jahre zu verzeichnen hat.

Eine andere kleinere Arbeit, welche auch für die Geschichte der Tracht allgemeine Bedeutung hat, ist das Buch: Walther Gloth, „Das Spiel von den sieben Farben“¹⁾. Dasselbe ist in dieser Zeitschrift 13, 108 ff. bereits eingehend besprochen, ich kann also auf jene Anzeige kurz verweisen, möchte das Buch aber als einen Beitrag zur Geschichte der Farbensprache hier nicht unerwähnt lassen. —

Über die lokalen Formen der Bauertracht liegen zunächst einige kleinere Arbeiten aus der Schweiz vor. P. Furrer, „Wie man in Ursern gegen die Kleidermode kämpfte“²⁾, berichtet vor allem über das im Jahre 1732 erfolgte Vorgehen des Pfarrers von Ursern gegen die fremden Kleidermoden, die nach der Eröffnung des Gotthardpasses eindringen. Der Aufsatz liefert einen interessanten Beitrag zur Geschichte des historischen Wachsens und Wandels der Bauertrachten. — Zwei inhaltlich zusammengehörende Arbeiten sind: K., „Josef Steiner in Russwyl als Brautführer seiner Patin (d. i. Patenkind) Katharina Wolf“³⁾ und „Niklaus Emmenegger von Wichy (richtiger Agy) und Anna Maria geb. Wicht seine Frau“⁴⁾. Dieselben schliessen sich an zwei im historischen Museum zu Bern befindliche Bilder von Jos. Reinhart aus den Jahren 1789 und 1791 an, welche beide in einem Vierfarbendruck reproduziert sind. Das erste Bild ist ein Beleg für die Tracht in Russwyl, Kt. Luzern. Die Braut trägt die Brautkrone, den fein gefalteten, grossen, runden Brautkragen (in gleicher Weise auch in Guggisberg üblich), den Brautgürtel und das Brautstrüsschen. Das zweite Bild zeigt die Tracht eines wohlhabenden Bauernhepaares. Sie hat einen mehr städtischen Charakter, zeigt aber noch Elemente, die in der eigentlichen Modetracht von 1791 schon antiquiert waren, und sie gibt so zugleich ein typisches Beispiel für das Eindringen und Einrosten der städtischen Tracht in der sogenannten „Volkstracht“.

In diesem Zusammenhange nenne ich auch die nicht eigentlich in das Gebiet der Bauertrachten, sondern mehr in dasjenige der kirchlichen Altertümer gehörenden Mitteilungen von E. A. Stückelberg, „Translationskostüme“⁵⁾. Die feierlichen Prozessionen bei Reliquienübertragungen fanden durch Ehrenbogen, Festzugswagen usw. und kostümierte Figuren, besonders Engel, ihren äusseren Schmuck. Stückelberg beschreibt nun und bildet ein paar, aus dem Besitze seines Vaters stammende Engelskostüme ab, welche vermutlich einer solchen Translation des 18. Jahrhunderts ihren Ursprung verdanken.

Als vortreffliches Quellenwerk zur Geschichte der oberbayerischen Tracht ist zu schätzen: Franz Zell, „Bauertrachten aus dem bayerischen Hochland“⁶⁾. Rein theoretisch lehrt dieses Werk wieder recht deutlich, welche verschiedenartige Stellung man dem ganzen Trachtenwesen gegenüber einnehmen kann, und wenn sich die Forschung bereits gewöhnt hätte, in der Weise, wie ich es eingangs andeutete, zwischen Kleidertypen und Schmucktypen streng zu scheiden, so würde ich keinen Augenblick im Zweifel gewesen sein, Zells vortrefflich ausgestattetes Werk mit unter dem Kapitel „Bauernkunst“ aufzuführen. Die ästhetische Wirkung dieser Trachten, das Malerische ihrer bunten Farben, die meist so gut zu der

1) Teutonia, Arbeiten z. germ. Phil. Hrsg. Willh. Uhl. H. 1. Königsberg i. Pr. 1902.

2) Schweiz. Archiv f. Volkskunde 6, 57f.

3) Ebenda 5, 214ff.

4) Ebenda 6, 64—65.

5) Ebenda 6, 304f.

6) München, Vereinigte Kunstanstalten A.-G. 1903. Folio. 30 Tafeln mit 4 Seiten Text.

umgebenden Landschaft gestimmt sind, das ist es, was die glühende Begeisterung des Verfassers erweckt hat, und so sagt er auch selbst, dass das Werk, welches als eine Fortsetzung der „Bauernhäuser im bayerischen Hochland“ und der „Bauernmöbel im bayerischen Hochland“ gedacht ist, dazu dienen sollte, die „Kenntnis der Heimatkunst und des Kulturlebens des bayerischen Hochlandes“ zu fördern. Auf dem Worte „Heimatkunst“ liegt dabei durchaus der Nachdruck, und in dieser Hinsicht sind vor allem die auf dreissig prächtigen Tafeln reproduzierten, vielfach farbigen Trachtenbilder zu beurteilen. Dass dieselben daneben auch für die Trachtenforschung ein vortreffliches Bildermaterial darbieten, versteht sich dabei von selbst, gerade so wie ein Werk über die Bauernkunst am Hause auch für die wissenschaftliche Hausforschung manche interessante Einzelheiten darzubieten pflegt. Wie sehr aber der Verfasser bestrebt war, vor allem das künstlerische Element der Bauerntrachten zu Worte kommen zu lassen, das beweist am besten der Text. Zell sagt, derselbe solle nur eine Erläuterung zu den Tafeln bieten, und so beschränkt er sich denn auch fast lediglich darauf, die bisherige Literatur zusammenzustellen. Über diese gibt er einen guten Überblick, und er hat sie selbst auch beim Sammeln der reichen Abbildungen vielfach benutzt. Auf die Interessen der wissenschaftlichen Trachtenforschung ist er dabei freilich, wie es scheint absichtlich, nicht eingegangen, und so bleiben die Entwicklung der Trachten, ihr Verhältnis zueinander und zu der städtischen Mode, die verschiedenen Einflüsse, die in den einzelnen Gegenden verschieden oder zu verschiedenen Zeiten gewirkt haben, endlich Stoff, Schnitt und Namen der einzelnen Kleidungsstücke im Text völlig unberührt. Wenn des Verfassers Absichten nicht auf die historisch-kritische Behandlung dieser Fragen gerichtet waren, so kann man ihm das nicht zum Vorwurf machen, höchstens wäre zu wünschen gewesen, dass er seinen Standpunkt schon auf dem Titel zum Ausdruck gebracht hätte, indem er etwa die Bemerkung: „Ein Buch zur Kenntnis bayerischer Heimatkunst“ hinzugefügt hätte. — Die Ausführung der Tafeln wie auch die Ausstattung des Textes ist eine ganz vorzügliche, und sie gereicht den herausgebenden Kunstanstalten durchaus zur Ehre.

Den gleichen Standpunkt wie das vorgenannte Werk nimmt auch die von F. Zell geleitete kleine Zeitschrift 'Unsre Volkstrachten'¹⁾ ein. Auch hier sucht der Verfasser „für eine Wiederbelebung der Volkstrachten einzutreten, wenn auch in veränderter Form und den Bedürfnissen der Neuzeit Rechnung tragend“. Der erste Jahrgang 1903 liegt mit fünf Heftchen vor, aus denen vor allem einige interessante Abbildungen zu erwähnen sind.

Nach dem Kuhländchen führt uns Alex. Hausotter, „Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens. III. Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche im Kuhländchen vor 100 Jahren“²⁾. Die dortselbst auf S. 230—234 besprochene Tracht der Kuhländler hat im Laufe des verflossenen Jahrhunderts die mannigfaltigsten Umwandlungen erfahren. Heute sind nur noch spärliche Reste davon vorhanden. Hausotter unterscheidet die Hochzeits-, die Sonntags- und die Alltagstracht. In der Hochzeitstracht erscheint der Bräutigam mit einem mit Rosen, Bändern und Messingflimmer gezierten Gehänge über den Schultern; dazu mit Degen und Stock. Die Braut wie auch die Kranzeljungfer tragen eine messingene übersilberte Krone, „Bärtel“ genannt. Beim Kirchgang trägt die Braut einen Rosmarinkranz, die Kranzeljungfer einen Flitterkranz mit buntem Glase verziert. Beide wie auch das

1) Verkündigungsblatt der oberbayerischen Gebirgstrachten-Erhaltungsvereine. München, Süddeutsche Verlagsanstalt.

2) Ztschr. f. österr. Volkskunde 9, 151—160. 226—234.

Brutweib waren ausserdem mit der 'Schauw' angetan, einem pelzgefütterten, schwarzen Zeugmantel, der vorn mit einer Blechschnalle geschlossen wurde. Von der weiblichen Kleidung hebt Hausotter besonders die Hemden hervor, von denen er sagt: „Sie bestanden aus zwei Stücken; aus einem bis an die Hüften reichenden, etwas feineren und vorn offenen Oberhemd und aus einem gröberen, eng anschliessenden, gleichweiten Unterhemd, das den übrigen Körper bedeckte und durch die Rockbefestigung festgehalten wurde. Das Oberhemd war mit einem ausgenähten oder gestickten Halskragen, der 'Koller' hiess, besetzt.“ Am Unterarm befanden sich ein Zug und Spitzenmanschetten, sogen. 'Kragelen'. Die Alltagshemden hatten enganschliessende, kurze Ärmel, sogen. 'Schlumpärmel'. Leider fehlen dieser Beschreibung die Abbildungen. Es wäre zu wünschen, dass diese interessanten Hemden in Abbildung und Schnittmuster publiziert und auf ihre Herkunft und Verbreitung untersucht würden.

Für die Tracht in der Gegend von Braunau sind wieder mehrere Aufsätze in Langers „Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen“ Jahrg. 3 zu nennen. Auf S. 39 ff. entnimmt L. dem „Neuen Nationalkalender für die gesamte österreichische Monarchie 1816“ die Beschreibung des Anzuges einer reichen Bauernbraut auf der Herrschaft Braunau. Danach trug dieselbe ein Brautkränzchen aus frischen Myrten, Immergrün und Rosmarin. Ausserdem hat sie „um die Stirn einen schwarz samtnen, mit feinen schwarzen Spitzen besetzten und mit rotem Taffet gefütterten, handbreiten Streifen gebunden“. Derselbe bildete im Genick eine Masche, unter der dann noch eine aus den buntseidenen Bändern der Halschnüre bestehende zweite Masche lag. L. gibt an der Hand der in seinem Privatbesitz befindlichen Sammlungen Braunauer Volksaltertümer Erläuterungen und Richtigstellungen zu jener Beschreibung. So bestand nach ihm das Brautkränzchen meist lediglich aus Rosmarin. Auf S. 46 wird unter Bezugnahme auf zwei Kostümgruppenbilder die „ältere Kopfbedeckung der Frauen im Braunauer Ländchen“ und auf S. 49 der „Anzug eines Braunauer Bräutigams älterer Zeit“ beschrieben, wobei auf die ältere Männertracht überhaupt Bezug genommen wird. S. 85 ff. findet sich ein Aufsatz „Zwei Braunauer Brautpaare bei der Königskrönung Ferdinand I. und seiner Gemahlin Maria Anna im Jahre 1836 zu Prag“. L. druckt die Beschreibung dieses böhmischen Volksfestes ab, die für die Trachtenkunde durch viele bezügliche Mitteilungen wertvoll ist, und an der Hand einer Abbildung, auf der die beiden Brautpaare mit ihrer 'Züchtfrau' dargestellt sind, gibt L. eine eingehende Detailbeschreibung, aus der ich besonders die Bemerkung hervorhebe, dass das Hochzeitsgewand bei einem Todesfalle von den nächsten Angehörigen als Trauergewand angezogen wurde. Ein auf S. 177 ff. mitgeteiltes Programm des Krönungsfestes gibt dann einige Berichtigungen. Da zehn verschiedene Brautpaare an der Feier teilnahmen, so ist die Beschreibung auch für die Geschichte der bräutlichen Tracht in den übrigen Teilen Böhmens von Wichtigkeit, ebenso für Hochzeitszug, Kammerwagen und sonstige Hochzeitsbräuche. Schliesslich bietet L. in einem Aufsätze „Hochzeitsgebräuche und Gespräche der deutschen Sprachinsel Stecken-Iglau (Nachtrag)“ (S. 191 ff.) das Bild eines Brautpaares mit genauer Beschreibung, aus der hervorgeht, dass seit dem Krönungsfeste von 1836 bereits wesentliche Veränderungen in der Tracht sich vollzogen haben, jedoch nicht etwa in der Weise, dass die städtische Tracht eingeführt worden wäre.

Für die Geschichte der Bauertracht in Sachsen erwähne ich aus dem mir vorliegenden ersten Hefte von Fr. Bernh. Störzner, „Was die Heimat erzählt!“¹⁾

1) Leipzig, Arwed Strauch (1903 ff.).

eine Abbildungstafel mit farbiger Darstellung von Lausitzer Trachten, die von dem auf diesem Gebiete auch sonst mehrfach verdienten Prof. O. Seyffert gezeichnet ist. Aus dieser ersten Lieferung des in populärer Form zur Erweckung der Heimatliebe geschriebenen Buches ist sodann noch eine Schilderung des Todsauertreibens in Radeberg (S. 28—30) hervorzuheben.

Bezüglich der nordthüringischen Tracht ist auf das bereits erwähnte Buch: F. Loose, „Aus Grossmühlingens Vergangenheit“ zurückzugreifen, wo auf S. 44 bis 46 unter Beigabe eines weiblichen Kostümbildes von 1822 die Männertracht und die Frauentracht nacheinander mit einiger Genauigkeit beschrieben werden.

Von dem schon mehrfach rühmlichst genannten Werke: Ferdinand Justi, „Hessisches Trachtenbuch“¹⁾ ist die dritte Lieferung erschienen. Dieselbe bietet ebenso wie ihre beiden Vorgänger zunächst wieder acht farbige Trachtentafeln, welche das beste Lob verdienen. Man sieht diesen Bildern sofort an, dass sie mit dem nötigen Verständnis für das Wesentliche der Sache gemacht worden sind, und wenn gegenüber dem zeichnerisch Richtigen das Malerische ein wenig — aber auch nur ein wenig! — in den Hintergrund tritt, so bewegen sich damit schon die Abbildungen mit Bewusstsein in der Richtung, die auch den Text charakterisiert. Der Verfasser betont vor allem die historischen Momente in den jetzigen Bauerntrachten, und es kann nicht genug hervorgehoben werden, mit welcher oft geradezu erstaunlichen Kenntnis von Literatur und Denkmälern die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge nachgewiesen werden. Den Einzelheiten und Einzelercheinungen der Kleidung kommen diese Forschungen wesentlich zugute. Der Text setzt das Kapitel 2 ‘Tracht westlich der Lahn’ fort und gibt ihm mit der Besprechung der dahingehörenden Kleidung im Kreise Biedenkopf den Abschluss. In einem dritten und vierten Kapitel werden die ‘Tracht von Battenberg’ und ‘Tracht der katholischen Dörfer’ behandelt, worauf ein sehr umfangreiches und noch nicht abgeschlossenes Kapitel 5 die ‘Tracht bei Marburg’ bespricht. Das ganze Buch strotzt von volks- und landeskundlichen Nachrichten, aus denen in dieser kurzen Anzeige Einzelheiten nicht herausgehoben werden können. Eins nur muss ich besonders rühmend an dem Text erwähnen. Das sind die mehrfach dargebotenen Schnittmuster, und ich wünsche, dass auch in dieser Hinsicht das vorliegende Werk sich nützlich erweisen wird, indem es hilft, die grundsätzliche Anschauung zu verbreiten, dass nur an der Hand von Schnittmustern eine wissenschaftliche Trachtenkunde zu gesicherten Resultaten gelangen kann. Nur die Schnittmuster lassen das Typische deutlich erkennen, nur sie bringen das Wesentliche, ohne durch Nebensächliches zu beirren, und nur sie lassen eine ruhige, entwicklungsgeschichtliche Vergleichung zu. Ich kann nach alledem nur betonen, dass Justis Werk auf dem Gebiete der lokalen historischen Trachtenforschung weitaus das beste ist, was ich in dieser Hinsicht kenne. Es muss für alle folgenden Arbeiten als Muster empfohlen werden, zumal da der Verfasser über dem Entwicklungsgeschichtlichen das Interesse für die an der Tracht hervortretenden Äusserungen der Bauernkunst nie vergisst, wie die sorgfältigen Schilderungen des Ornaments in Stickereien usw., und wie unter den Tafeln auch jetzt wieder besonders die vorzüglichen Abbildungen dekorativer Einzelheiten an Ärmel, Schürze und Haube beweisen. — Da das Buch sich mehr und mehr seinem Abschluss nähert, so bitte ich schon jetzt, ein recht sorgfältiges Register nicht zu vergessen.

1) Marburg, Elwert 1903. 6 Mk.

Mit Justis vortrefflichem Werke will nun freilich das, was die Mitarbeiter von Hessler's oben genannter „Hessischer Landes- und Volkskunde“ mitzuteilen haben, in keiner Weise konkurrieren. Immerhin wird auch hier für die verschiedenen Landesteile manche gute Nachricht über die Bauertracht gegeben. Ein Versuch, die einzelnen Formen historisch zu erklären, findet sich allerdings nirgends, aber während ich das sonst an wissenschaftlichen Werken immer nachdrücklichst fordere, so berührt mich der Verzicht darauf bei dem vorliegenden Buche in Rücksicht auf seinen allgemeinen Charakter sogar in gewissem Sinne angenehm. Wenn die Verfasser sich bei all den anderen Kapiteln die gleiche Beschränkung auferlegt und lediglich das Tatsächliche gegeben hätten, so würde das ganze Buch wesentlich gewonnen haben. So findet sich denn unter den lokal geordneten Kapiteln je ein Absatz, der der Kleidung gewidmet ist, und in dem das Wesen der Tracht, so wie es für verschiedenes Alter und Gelegenheit (Feste usw.) charakteristisch ist, mit mehr oder minder grosser Ausführlichkeit geschildert wird. Die dazu gebotenen Abbildungen geben leider sämtlich nur einen schwachen Begriff und sind daher unzulänglich. Einzelstücke der Tracht sind überhaupt nicht wiedergegeben. Dass der Herausgeber nicht daran glaubt, den Verfall der Trachten aufhalten zu können, hebe ich ausdrücklich hervor.

Ein prächtiges Werk, mit dem wir uns eingehend beschäftigen müssen, ist: Franz Jostes, „Westfälisches Trachtenbuch. Die jetzigen und ehemaligen westfälischen und schauburgischen Gebiete umfassend“¹⁾. Schon die äussere Geschichte des Buches ist hervorzuheben; denn sein Ursprung knüpft direkt an die Worte Sr. Majestät des Kaisers an, mit denen er 1896 in Oeynhausen seine Freude über das Festhalten der bäuerlichen Bevölkerung an ihrer Tracht zum Ausdruck gebracht hatte, und wenn wir jetzt an der Spitze des vorliegenden Werkes den Kaiser und die Kaiserin sowie das Fürstenpaar von Schaumburg-Lippe als Protektoren genannt sehen, so erfüllt uns das mit hoher Befriedigung in dem Sinne, dass wir daraus auch ferner für unsere Bestrebungen von massgebender Seite tatkräftige Förderung erhoffen dürfen. So hat die vorliegende Publikation selbst schon eine staatliche Unterstützung gefunden, und da sich mit derselben eine anerkennenswerte Uneigennützigkeit des Verlegers verband, der durch die trefflichste Ausstattung des Buches seinem Verlage ein sehr ehrenvolles Zeugnis ausgestellt hat, so halten wir hier ein Werk in Händen, welches an äusserem Schmuck von keinem seinesgleichen in Deutschland übertroffen wird. Ausser den in vortrefflichen Reproduktionen wiedergegebenen, künstlerisch ausgeführten farbigen Tafeln mit Trachtenbildern finden sich noch 256 klare und hinreichend grosse Abbildungen in den Text verstreut, so dass damit ein sehr reiches und hochwillkommenes Anschauungsmaterial dargeboten ist.

Was den Text anlangt, so hat sich der Verfasser mit gutem Recht nicht auf die jetzige Provinz Westfalen beschränkt, sondern er hat die Bezeichnung Westfalen im althistorischen Sinne genommen. Aber auch sonst hat er mit seiner Darstellung weit über das hinausgegriffen, was man nach dem Titel des Buches erwartet, denn nur die zweite, und zwar die kleinere Hälfte des Werkes ist der Besprechung der Tracht gewidmet. Die erste Hälfte umfasst alle die Denkmäler, die ausser der Tracht noch das Forschungsgebiet der äusseren Volkskunde ausmachen, ja darüber hinaus werden auch noch viele Fragen der lokalen Geschichte,

1) Mit 24 Tafeln in Farbendruck nach Originalzeichnungen von Johs. Gehrts, zahlreichen Textabbildungen und einer historischen Übersichtskarte. Bielefeld, Berlin und Leipzig, Velhagen & Klasing 1904. 203 S. 4^o. Geb. 30 Mk.

der Stammeskunde und der inneren Volkskunde besprochen. So beginnt Jostes mit dem Namen und der Geschichte von Westfalen, er bespricht die Besiedelungsverhältnisse, Ackerbau und Viehzucht und schildert dann das Bauernhaus samt Möbeln und Gerät. Nach einer Einzelbehandlung von Viehzucht und Fleischpreisen folgen Fischerei, Jagd und Bienen, Nahrungswesen und Getränk, das Bauernleben während der Woche (u. a. die Spinnergeräte), das kirchliche Jahr, die Ernte und endlich die Hochzeit und andere Familienfeste. Eine Zusammenstellung der Urteile über Land und Leute Westfalens schliesst diesen ersten Hauptteil, in dem die umfassende Kenntnis des Verfassers sich trefflich bewährt. Ein paar Einzelheiten hebe ich besonders heraus. Bezüglich des westfälischen Bauernhauses meint Jostes, dass dasselbe auf das Langzelt zurückzuführen sei, eine Anschauung, für die er kaum allgemeinen Beifall gewinnen wird. Mit besserem Recht scheint er mir der Anschauung entgegenzutreten, dass die Kübungen sekundäre Anlagen seien. Ebenso betont er mit Recht, dass das Bürger- und Bauernhaus keineswegs in einem prinzipiellen Gegensatz steht (S. 30). Den Giebelschmuck hält er für die Stammeskunde für bedeutungslos. Auch darin möchte ich ihm zustimmen, ohne jedoch auf eine genauere Untersuchung dieser Frage verzichten zu wollen. Sehr erfreulich ist, dass J. überall die volkstümlichen Bezeichnungen angibt und damit für weitere Untersuchungen auch vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus die Möglichkeit gewährt. Wieviel gerade für das niederdeutsche Bauernhaus noch zu erforschen bleibt, erkennt man aus des Verfassers Schilderungen sehr deutlich. — Bezüglich der übrigen Einzelheiten des ersten Hauptteiles bemerke ich, dass auch Jostes bei der Besprechung der Pferdezucht sich auf die Heliandverse 386ff. bezieht mit den Worten: „Im Heliand werden die Hirten, welche in der Nacht der Geburt des Herrn auf den Fluren Bethlehems ihre Herden hüteten, als „êhuscalcôs“, d. h. „Pferdeknechte“, bezeichnet. Die Pferdehirten scheinen demnach bei den alten Sachsen die gewöhnlichsten Hirten und Pferde das gewöhnlichste Herdenvieh gewesen zu sein, während man die übrigen Tiere frei herumlaufen liess.“ Diese Anschauung wird, soviel ich sehe, von allen Erklärern der betreffenden Stelle vertreten, wie mir scheint mit Unrecht. Ich glaube, das Gewicht ist darauf zu legen, dass es die Nachtzeit ist, in welcher jene Hirten ihre Tiere bewachen, und des Nachts hatten in Deutschland eben nur die Pferdehirten zu wachen, auch noch im späteren Mittelalter, denn Schmeller zitiert an einer mir leider nicht erinnerlichen Stelle eine Bestimmung aus der Gegend von Würzburg, nach welcher die Pferdehirten solange bei ihren Tieren wachen sollen, bis sie im Morgengrauen das Gepräge eines Geldstückes erkennen können. — Auf S. 68 weiss J. den „gronen Pannkoken“ nicht zu deuten. Ich glaube mich aus meiner Göttinger Heimat zu erinnern, dass es sich dabei um einen mit Grün, wohl mit Schnittlauch, bestreuten Pfannekuchen handelt.

Der zweite Teil des Werkes, von S. 129ff., ist der Behandlung der Tracht gewidmet. Die Stellung, die Jostes derselben gegenüber einnimmt, wird von ihm selbst verschiedentlich präzisiert. Er gibt „sehr enge Beziehungen zwischen der städtischen und ländlichen Tracht“ zu (S. 129), aber er hält es für durchaus unrichtig, die ländliche Tracht in Bausch und Bogen als stehengebliebene städtische Tracht zu bezeichnen. Nach ihm „kann man von der Männertracht allerdings wohl sagen, dass sie eine stehengebliebene städtische sei, allein von den Frauen-trachten gilt das nicht ohne weiteres ebenso: hier ist vielmehr örtlicher Geschmack und Erfindungsgeist in nicht unerheblichem Masse zur Geltung gekommen“ (S. 130). Wenn ich demnach des Verfassers Meinung richtig verstehe, so kann ich sie in meiner Ausdrucksweise so umschreiben, dass die ländliche Tracht in bezug auf

die Kleidertypen in unmittelbare Beziehung zu den historischen Formen der städtischen Tracht zu setzen ist, dass sie aber in bezug auf die Schmucktypen manches Eigene enthält und zum Formenschatz der Bauernkunst neue Motive beige-steuert hat. Ich halte diese Anschauung für durchaus richtig, ebenso auch ein paar weitere gelegentliche Bemerkungen, so wenn J. auf S. 143 sagt: „Es hat keine Zeit gegeben, in welcher nicht eine ‘alte’ Tracht am Aussterben und eine neue im Vordringen war, wenn auch manches einzelne Trachtenstück dabei ein hohes Alter erreicht hat“, oder wenn er S. 148 schreibt: „Ohne jeden Standesunterschied in der Tracht ist diese nicht mehr existenzfähig.“ Ferner stimme ich Jostes darin bei, dass „auch unter den Bauern Geschmack und Mode durch einzelne Persönlichkeiten bestimmt oder wenigstens stark beeinflusst werden“ (S. 153), und ich halte gleich ihm dafür, dass die Unterschiede zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung ihrem Ursprung nach mit der konfessionellen Verschiedenheit an sich nichts zu tun haben, „sondern sie haben denselben Grund wie die Unterschiede zwischen den verschiedenen Gemeinden derselben Konfession“ (S. 153/4). Wenn ich schliesslich, um das teilweise sehr junge Alter gewisser Trachtenstücke hervorzuheben, darauf hinweise, dass nach des Verfassers Mitteilungen die Bückeburger Flügelhaube ganz jungen Datums, nämlich erst in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden ist (S. 189), und wenn ich noch hervorhebe, dass auch Jostes dafür hält, dass „das letzte Stündlein der Bauerntrachten nicht mehr fern sein kann“ (S. 203), so geht aus alledem hervor, dass ich in allen wesentlichen grundsätzlichen Punkten mit dem Verfasser völlig übereinstimme. Auf eine Besprechung dessen, was J. über die Trachten der einzelnen Gegenden vorbringt (S. 158ff.), kann ich daher um so eher verzichten, und ich empfehle das nach Text und Ausstattung gleich vortreffliche Werk aufs wärmste. Was ich an dem Buche auszusetzen habe, besteht darin, dass es keine der höchst wichtigen Schnittmuster bringt, und dass es ohne jede äussere Kapiteleinteilung und leider auch ohne ein Sachregister ist. Ein sorgfältiges Verzeichnis der Abbildungen entschädigt nur einigermassen dafür.

Eine kleine lokale kostümgeschichtliche Darbietung ist: E. Clemens, „Die Blankeneser Trachten“¹⁾. Der Verfasser versucht zwar nicht, der Geschichte der Trachtenstücke im einzelnen nachzugehen oder eine Deutung der volkstümlichen Bezeichnungen zu geben. Er beschränkt sich darauf, die einzelnen Teile zu beschreiben und ihre Namen zu nennen. Danach konnte man in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch zweierlei Trachten unterscheiden: die Bauertracht und die Fischertracht. Diese ist die ältere, ursprünglichere, während die Bauertracht erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingedrungen ist. Jetzt sind beide ganz im Aussterben. Vor der Fischertracht lag nach Clemens wahrscheinlich noch eine ältere, die auffallend mit der Helgoländer Tracht übereinstimmt. Der Aufsatz ist von einer Farbentafel mit drei weiblichen Trachtenbildern begleitet, welche die Fischertracht aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, die Fischerfesttracht um 1820 und endlich die Bauertracht um 1840 illustrieren.

Damit sind die mir bekannt gewordenen Trachtenstudien des letzten Jahres erschöpft, und es bleibt mir nur noch übrig, gewissermassen anhangsweise auf ein paar grosse landeskundliche Werke hinzuweisen, deren eines ich bereits im vorigen Jahre, wenigstens in bezug auf seine erste Hälfte, angezeigt habe: L. Neumann und Fr. Doelker, „Der Schwarzwald in Wort und Bild“²⁾ und Th. Lorentzen,

1) Mitteilungen aus dem Altonaer Museum 1 (Heft 6), 87—90. Mit einer Dreifarben-drucktafel.

2) Stuttgart, J. Weise. Lfg. 16—30. — 4. Aufl. Mit vielen Abbildungen.

„Der Odenwald in Wort und Bild“¹⁾. Von Neumann-Doelkers Werke ist auch jetzt wieder hervorzuheben, dass neben den sorgfältigen landschaftlichen Schilderungen, die von Lokalsagen untermischt sind, gerade auch die im Schwarzwalde vielfach noch lebendigen Trachten des öfteren besprochen werden. So hören wir S. 139, dass Hausen der erste markgräflerische oder altbadische Ort des Wiesentals ist und die Tracht ebenso wie Dialekt und Konfession scharf gegen die oberhalb gelegenen breisgauischen Orte scheidet, so ferner, dass im Wiesental von Thennenbronn (S. 175) und auf den Höhen zwischen Nagold- und Enzthal in den kleinen Walddörfern Oberlengenhart, Schöneberg, Maisenbach, Zainen u. a. (S. 221) alte Tracht und Sitte sich zähe erhalten haben, wie auch von der Grafschaft Hauenstein berichtet wird, dass sie seit alters nach der „Hotze“, der Pumphose der Männertracht, der „Hotzenwald“ genannt wird. Von den Abbildungen hebe ich ein Hotzenhaus in Bergalingen (S. 145), eine Trachtenskizze aus Gutach (S. 171) sowie eine Tafel: Mädchen aus Gutach nach Zeichnung von F. Reiss hervor.

Wenden wir uns dem genannten Odenwaldwerke zu, so bemerkt Lorentzen schon in der Einleitung (S. XI), dass der Odenwald nach der Seite der Volkskunde eine unerschöpfliche Fundgrube in Sitte, Sagen und Liedern, in Scherz und Ernst bildet, und wie er im Laufe der Darstellung eine grosse Reihe von Sagen, besonders bei der Behandlung der Burgen, darbietet, so macht er auch sonst manche volkscundlich interessante Mitteilung. So sehen wir, wie an Lätare in Heidelberg der „Sommertag“ gefeiert wird und Burschen und Mädchen aus der Umgegend des Felsberges zu der dortigen Riesensäule ziehen, um „den Sommer zu holen“ (S. 18). Dem Quellenkult begegnen wir bei Neunkirchen, der Leonhardskapelle, Hesselbach, Schöllnbach, Amorbach (S. 23 u. 105). — Von den uns hier zumeist interessierenden äusseren volkscundlichen Denkmälern fehlen die Mitteilungen über die Tracht gänzlich, um so mehr spricht L. von den Siedlungsverhältnissen und dem Hausbau. So schildert er S. 12 den fränkischen Bauernhof des oberen Modautales, von dem auch die zugehörigen drei Waldenserdörfer Rohrbach, Wembach und Hahn nicht abweichen (S. 13). Im Gersprenzthal und auch hier und da in anderen Teilen des Odenwaldes finden sich Einzelhöfe (S. 43). Im Mossautale bestehen die beiden Orte Ober- und Untermossau ganz aus Einzelhöfen und grossen zugehörigen Bauerngütern. Diese Art ist hier aber nicht alt, denn die im dreissigjährigen Kriege verwüstete Gegend ist erst nachträglich wieder neu besiedelt worden (S. 50). Über die im „Baulande“ sich findende Anlage der Höhendörfer und Taldörfer spricht L. im Anschluss an die „Bavaria“ auf S. 108/9. Die Ansiedlungen auf dem Plateau oberhalb Mosbach (S. 198) tragen meistens den Charakter hochgelegener Gebirgsdörfer: überall finden sich dort die niederen Häuser mit den jetzt mehr und mehr verschwindenden dicken, geflochtenen, tief herabreichenden Strohdächern gedeckt, die im Sommer die Hitze, im Winter die Kälte abhalten und dem Sturme leicht trotzen. Was der Verfasser sonst über den volkstümlichen Wohnbau mitteilt, liegt meist auf dem Gebiete der Bauernkunst. So hebt er in der kleinen Stadt Hering am Otzberg die vielen interessanten altertümlichen Holzbauten mit vorspringenden Stockwerken, Erkern usw. hervor (S. 46) und gibt er auch eine ganze Reihe von Abbildungen, in denen die Holzbauten mit reichem Fachwerk zur Geltung kommen (vgl. S. 69. 133. 176. 182. 196. 289. 297. 309). Endlich sind — gleichfalls nach der Seite der Bauernkunst — die vielen Dorfbilder mit Ansichten von Bauernhäusern und malerischen Kirchenbauten

1) Stuttgart, J. Weise. 316 S. 4^o. Mit vielen Abbildungen auf Lichtdrucktafeln und im Text.

zu erwähnen. Gerade das reichlich dargebotene Abbildungsmaterial und die sonstige Ausstattung der beiden Werke erweckt in uns den Wunsch, dass die Verlagsbuchhandlung der Herausgabe eines badischen und württembergischen Trachtenbuches ähnlich dem oben besprochenen Werke von Jostes näher treten möchte. Es würden zu einem solchen Unternehmen manche der hier benutzten Klischees ohne weiteres übernommen werden können. —

Damit schliesst mein diesjähriger Bericht. Wenn er auch diesmal wieder fast über Gebühr angeschwollen ist, so liegt das lediglich an dem reichlich zufließenden Stoffe, der die wissenschaftliche Behandlung der äusseren volkskundlichen Denkmäler in steter Zunahme zeigt, und der auch für die Folgezeit zu guten Hoffnungen berechtigt.

Frankfurt a. M.

Otto Lauffer.

Neuere Arbeiten zur slawischen Volkskunde (1904).

I. Polnisch und Böhmisches.

Unvergesslich wird das Jahr 1904 bleiben, das so vieles begraben und so vieles zu neuem Leben gerufen hat: so sprengte es auch die Fesseln, die bisher das geistige und nationale Leben der Litauer in Russland, dem Hauptsitz des Völkchens, einschnürten; das Verbot nämlich des lateinischen Alphabetes für litauische Drucke ist endlich aufgehoben worden. Da der Litauer das russische Alphabet für seine Sprache zurückwies, war er durch volle vierzig Jahre auf den Schmuggel litauischer Bücher aus Ostpreussen (Tilsit usw.) angewiesen. Erst nach Beseitigung dieses grausamen und zwecklosen Verbotes lebt die Nation auf; es erscheinen litauische Zeitschriften in Wilno, Publikationen ethnographischen Materials werden jetzt erst systematisch in die Wege geleitet, und der freundlich empfangene Sammler wird nicht mehr mit dem grössten Argwohn betrachtet werden, sowie er nach alten Drucken fragen sollte. Die Folgen dieser Neuerung nehmen wir sofort in der Warschauer Wisła wahr: gleich das Juliheft 1904 brachte, was ja bisher streng verpönt war, litauische Volkslieder aus der Gegend von Poniewież in phonetischer Aufzeichnung (die beigegebene Übersetzung ist stellenweise etwas frei); ein Lied ist des Vergleiches halber auch ins Schriftlitauische umgesetzt.

Für die Publikationen der Petersburger Akademie der Wissenschaften hatte das Verbot nicht gegolten; sie erschienen in lateinischer Schrift, so die zahlreichen Textausgaben und ethnographischen Mitteilungen ihres Bibliothekars Eduard Wolter, welche unser Wissen vom alten und neuen Treiben, Dichten, Sagen des Litauers ordentlich erweiterten. Wolter ist jetzt mit einer litauischen Chrestomathie auf dem Plan erschienen: *Lietuviška Chrestomatija* (herausgegeben von der hist.-phil. Fakultät der Petersburger Universität); das erste Heft (248 Spalten) war bereits 1901 herausgegeben; 1904 folgte das zweite, Spalten 249—490. Es ist überreich an dialektischen Aufzeichnungen; erst jetzt bekommt man eine Übersicht über die Fülle mundartlicher Varianten; die Texte sind Volkslieder, Märchen und Sagen, Bräuche und Aberglauben, charakteristisch ausgewählt; die Auswahl erstreckt sich auf die ältere Literatur (seit 1547 und dessen erstem Katechismus) wie auf die moderne; auch Lettisches ist berücksichtigt, z. B. Stücke aus der Übersetzung der Jahreszeiten des Donaleitis. Für den Philologen und Folkloristen, der sich mit Litauisch beschäftigt, ist dies eine Publikation von schier unerschöpflicher Belehrung, das beste, was uns überhaupt dargeboten werden konnte. Ein Schlussheft

wird Anmerkungen und Glossar bringen. Herausgeber (und Fakultät) verdienen unseren wärmsten Dank. Ich verzichte darauf, aufzuzählen, welche alten Texte und modernen Dialekte erscheinen und mit was für Proben sie bedacht worden sind, und erwähne nur, dass Wolter (und Akademiker Fortunatov) das umfangreichste Werk der alten 'samogitischen' Literatur, die Übersetzung der polnischen Postille des Jesuiten Wujek durch Dauksza vom Jahre 1599, die durch ihre Sprache das interessanteste Denkmal dieser alten Literatur ist, in einem Neudruck weiterer Forschung zugänglich machen (Postilla Catholica usw. 1. Heft. XX u. 208 S., Titel und Vorrede russisch wie auch in der 'Chrestomathie').

Die Warschauer Wisła, deren wir oben gedachten, hat ihren 18. Jahrgang beendet, 570 S., wozu 379 S. hinzutreten, in denen Leben und Werke des 1903 verstorbenen, unvergesslichen Forschers J. von Karłowicz, des früheren Herausgebers der Wisła, von einer Anzahl von Fachleuten besprochen wurden. Unter den originalen Beiträgen (denn es werden auch Referate und Auszüge fremder Arbeiten gebracht, die ich übergehe) ragen hervor die eingehenden Schilderungen zweier Ortschaften, Żabno im Osten des Landes durch Frau Stanisława Dąbrowska, die in ihren äusserst zuverlässigen Mitteilungen fortfahrend die Trachten, Bräuche (Hochzeit usw.) und Glauben des Volkes bespricht, sowie Mnichow im Westen, durch einen Studiosus W. J. Jaskłowski knapper (ohne den Ballast von Märchen u. dgl.) beschrieben. Auch in den Mitteilungen von J. Kibort, Mythische Wesen in Samogitien, ist jetzt die wörtliche Einflechtung litauischer Texte infolge der Aufhebung jenes Verbotes reicher ausgefallen. Kleinere Mitteilungen (Spiele, Reime, Fabeln u. dgl.) seien hier übergangen. Der Herausgeber selbst, Erazm Majewski, fasst zusammen, was alles die Wisła in den sechs Jahren seiner Redaktion gebracht hat, und belehrt uns ausserdem in einem besonderen Artikel über den Wert, d. i. Unwert der mittelalterlichen Geographie bei ihrer sklavischen Abhängigkeit von der alten, längst durch die neuen Fakta überholten Tradition, was er an einzelnen Beispielen erörtert. Klinger ergreift das Wort zu einem Streite über Quellen und Wesen des Märchens, der durch den Krakauer Romanisten Kawczyński entfacht war; Kawczyński suchte die Bedeutung der mündlichen Tradition zugunsten der literarischen völlig zurückzusetzen, leitete möglichst viele Verwandlungsgeschichten auf Apulejus als Hauptquelle zurück und wollte auch auf anderen Gebieten (Faustthema, Werwölfen usw.) die Abhängigkeit von der Antike zum Axiom erheben; er war hierzu von seinen Studien über Apulejus sowohl wie über den Parténopeus de Blois u. a. gelangt; mit Recht warnt Klinger vor der Einseitigkeit dieser Auffassung. Besonders sei verwiesen auf den Aufsatz von B. Malewski, Ubiory ludowe (Volkstrachten, es sind nur polnische gemeint), S. 284—322 und 439—469, der, auf eine äusserst reichhaltige Quellensammlung (328 Nummern) gestützt, die Verschiedenheiten nach den einzelnen Gegenden und die historische Entwicklung bis in die ältesten erreichbaren Nachrichten zurück verfolgt und zu weiteren Arbeiten dringend auffordert, da auch noch die heute vorhandenen Eigenheiten sich rasch zu verlieren drohen. So erhält sich die Wisła auf der einmal erreichten Höhe, bietet in bunter Abwechslung Altes und Neues, Fremdes und Eigenes, Abhandlungen und Notizen, Texte und Melodien, und wir können ihr nur einen grösseren Abnehmerkreis wünschen, damit ihre materielle Basis verstärkt werde.

Monographien einzelner Ortschaften, in denen auch das ethnographische Moment zur Geltung kommt, wie M. Rawita-Witanowski, Kłodawa (und Umgebung, mit Originalzeichnungen, Warschau 1905, 286 S.), oder M. Baruch, Pabianice (mit Nachbarorten, Warschau 1903, X u. 362 S., eine besonders sorgfältige Studie),

muss ich übergehen. Von Warschauer Publikationen sei noch erwähnt ein Sammelband, *Myśl* (Gedanke, Warschau 1904, II u. 476 S.; der Reinerlös ist zu wohltätigen Zwecken bestimmt), wegen mehrerer in unser Gebiet einschlagenden Beiträge. Der unermüdliche Sammler, Ethnograph und Lokalhistoriker H. Łopaciński lieferte einen Aufsatz unter dem Titel 'Spuren der Hochfluten in unserer Geschichte, Archäologie, Sprache, Sprichwort, Überlieferung, Schrifttum und Kunst', ein bei den diesjährigen Stürmen leider sehr aktuelles Thema. Der treffliche Ethnologe L. Krzywicki behandelte in lehrreicher Weise eine äusserst strittige Frage: man ist geneigt, das alte polnische Staatswesen mit der Privilegienfülle des ursprünglich ohne eigenen Bodenbesitz lebenden Adels und mit der Hörigkeit der alten Bodenbesitzer aus einer Invasion herzuleiten; Krzywicki beweist nun durch Analogien, sogar von den Südseeinseln her, wie ein derartiges Staatsgebilde auch ohne Invasion entstehen kann; auch diese Analogie, obwohl sie noch kein Beweis ist, führt unwillkürlich zu einer neuen Revision jener Annahme.

Das Organ der polnischen Gesellschaft für Volkskunde (*Lud*) ist mit dem zehnten Bande nach Krakau übergesiedelt; der neunte (unter der Redaktion von Prof. A. Kalina, Lemberg 1903, 428 S.) brachte neben einer Fülle kleinerer Beiträge ein ausführliches Studium über Land und Leute in Husow (Galizien) von W. Badura; einen vergleichenden Aufsatz über Brauch und Aberglauben beim Bauen (das Einmauern des Bauopfers wird als den Slawen fremd erwiesen) von St. Polaczek und eine zu lebhaftem Widerspruch reizende Erörterung eines literarischen Denkmals von E. Swieżawski unter dem Titel: Aus der Vergangenheit des polnischen Folklore. In der Polenchronik des magister Vincencius wird nämlich aus Anlass des jähen Todes des geliebten Herrschers (Kasimir des Gerechten, 1192) eine allegorische Szene eingeschoben, in der der plötzlich einbrechende Moeror die vorläufig noch ihres Amtes waltende Jocunditas zu einem Ehebunde zwingen möchte; die Interpretation des äusserst verschnörkelten Dialoges bietet stellenweise Schwierigkeiten. Swieżawski sucht nun jede Wendung durch Beziehungen, Herübernahme oder Anspielungen auf einheimischen, womöglich noch heidnischen Hochzeits- und Bestattungsritus zu erklären; auf Grund sehr eingehender Kunde alter und neuer Bräuche bei Slawen gelingt ihm namentlich für den modernen Ritus oder Lied manch schöne Deutung, aber gegen die Anwendung des Gewonnenen auf den Dialog bei Vincencius müssen wir protestieren; der Dialog ist eine höchst gesuchte Allegorie, ganz im Geschmack der Zeit eines Hildebertus oder Alanus, prunkend mit Schul- und Rechtswissen, mit Antithesen und Wortspielereien gespickt und allem Volkstümlichen, Einheimischen fremd; der Verfasser muss auch zu sehr entlegenen Parallelen greifen, die wohl für die Waräger (Nordleute) in Russland, nicht für die polnischen Piasten passen. Der zehnte Band (*Lud*, d. i. Volk, unter der Redaktion von Prof. K. Potkański und S. Udziela, Krakau 1904) bringt eine Beendigung dieser Abhandlung wie über Husow; ausserdem die Fortsetzung von Sammlungen galizischer Orts- und Flurnamen mit ihren volkstümlichen Deutungen von Dr. K. Mátyás; Krippenspiele aus verschiedenen Gegenden mit vollständigem Texte auf Grund eigener Aufzeichnungen der Krippenspieler, Hochzeitsbräuche usw. Besonderen Wert beanspruchen zwei Skizzen: Prof. St. Estreicher bespricht das bekannte Losbitten von der Todesstrafe (vgl. ausser Grimm und Liebrecht besonders Osenbrüggen, Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte); in der Schweiz und wohl überhaupt in Deutschland erscheint der letzte Fall solcher Gnadenbitte 1725, in Polen 1747 und 1769; das späte Aufkommen dieser Sitte (oder Unsitte) und ihre Gründe werden lichtvoll erörtert. Prof. T. Wierzbowski hatte in seiner Bibliothek älterer Inedita oder

Unica eine Sammlung von Broschüren polnischer Volks- und Liebeslyrik des 17. Jahrhunderts veröffentlicht; Prof. St. Windakiewicz weist nun nach, was davon noch heute beim Volke anzutreffen ist, die Frage nach dem Verhältnis zwischen volkstümlicher und künstlicher Lyrik anscheinend. Wegen des Zusammenstreffens mit einem Aufsatz von Prof. Zibr̃t über die Alraunwurzeln Kaiser Rudolf II. sei ein einschlägiger Aufsatz von Prof. Br. Gustawicz über Zauberwurzeln in der Volksmedizin ebenfalls erwähnt. Zu den Lemberger Rubriken des Lud tritt jetzt eine neue hinzu: Angaben aus Akten über Zauberei und kulturhistorisch erwähnenswerte Prozessualien. Von der Herausgabe alter, für die Volkskunde interessanter Texte sei eben die jährlich drei Hefte (aus Zensurrücksichten) bringende Bibliothek des Prof. Wierzbowski in Warschau genannt: sie brachte u. a.: *Zwrocenie Matyasza z Podola* (wie ein Ritter von der traurigen Gestalt aus dem Feldzuge heimkehrt, mit konfessionellen Spitzen, Dialog von 1617); *Unterredung des Magisters Janus Knutel von 1642* (Misère der Dorfschullehrer und Handwerker; satirisch); *Kiermasz wieśniacki* (Bauernkirmess, um 1615; Dialog, dazu Volkslieder und Schwänke voll prächtigen Humors; einzelne Lieder sind heute noch nicht völlig verklungen); *Komedja rybałowska* von 1615 (Ribaldenkomödie, Züchtigung eines frechen Ritters durch Bauern und fahrende Schüler, köstlich ausgeführt; dazu noch zwei mattere Intermedien des 16. Jahrh.); endlich jene drei Liedersammlungen (die eine von 1614, die beiden anderen nach der Mitte des Jahrhunderts). Von der Krakauer Biblioteka Pisarzow Polskich, welche die Akademie herausgibt, erschien 1904 als Nr. 49 des P. Baryka höfische Komödie von 1637, *Z chłopu krol* (Bauer als König, nur diese Ausgabe ist bekannt, Ausgaben mit anderen Namen, Gawiński, und Daten, Danzig 1638, sind unkontrollierbar oder erfunden); der Herausgeber Lud. Bernacki gibt in der Vorrede (S. 3—11) nur einen gedrängten Auszug seiner eingehenden Forschungen über Verbreitung und Verzweigung des Stoffes in der alten und neueren polnischen dramatischen Literatur. — Unter den Publikationen der 'Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften' in Lemberg seien zwei rechtshistorische Arbeiten von Dr. P. Dąbkowski genannt, über Bestätigung von Verträgen durch Androhung des 'Schelmenscheltens' im mittelalterlichen polnischen Rechte (Lemberg 1903, 75 S.) und über 'Bürgerschaft' in demselben Recht (*Rękojemstwo*, Lemberg 1904, 254 S.); das Schelmenschelten war jedoch im polnischen Recht weniger entwickelt (es vegetierte nur durch zwei Jahrhunderte, ist nur zu Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger anzutreffen) als im deutschen; die Bürgerschaft, mit allen Abzweigungen, Einlager usw. wird mit steter Vergleichung böhmischer und deutscher, auch französischer mittelalterlicher Quellen behandelt; von demselben Verfasser rührt auch eine „Skizze der Postverhältnisse im alten Polen“ her (Krakau 1903, 93 S.), hauptsächlich eine Erläuterung einschlägiger Urkunden und Taxen. Da wir so schon bedenklich in das Gebiet der Geschichte hineingeraten sind, sei auch noch das Werk von H. Sadowski genannt, *Orden und Ehrenzeichen in Polen* (1. Teil, Warschau 1904, 92 S. 4^o mit zahlreichen Illustrationen). Näher unseren eigentlichen Aufgaben liegt das Sammelwerk: *Opis ziem zamieszkanych przez Polakow* usw. (Beschreibung der von Polen bewohnten Länder in geographischer, ethnographischer, historischer, künstlerischer, gewerblicher und statistischer Hinsicht), wovon der erste Band (Polen in Preussen, Warschau 1904, IV und 520 S., mit zahlreichen Illustrationen und Karten) erschienen ist.

Wir gehen zu Publikationen der Krakauer Akademie über. Von ihren „Anthropologisch-archäologischen und ethnographischen Materialien“ ist Band 7 (Krakau 1904, XI, 160 und 194 S.) erschienen. Der ethnographische Teil enthält eine

Sammlung ethnographischen Materials aus Westgalizien von Dr. W. Kosiński, hauptsächlich Volksmedizin und allerlei Aberglauben betreffend; anderes aus Dorf Borowa, interessant, weil hauptsächlich auf Aufzeichnungen eines jungen Bauern beruhend; von Frau Regina Lilientalowa, die auch die 'Wisła' und den 'Lud' mit verwandtem Material stets bedenkt, Aufzeichnungen über das jüdische Kind, seine Spiele usw. Aus dem ersten Teil sei besonders hervorgehoben die kurze aber treffende Analyse der berühmten, 1848 im Zbrucz (Ostgalizien) gefundenen Bildsäule, die Swiatowid = Zwantewit deus terre Rugianorum benannt zu werden pflegt, durch den Archäologen Dr. K. Hadaczek; der fachkundige Referent beseitigt die Zweifel an der Echtheit durch den Nachweis von Momenten, die 1848 völlig unbekannt oder unbeachtet, erst durch die spätere Forschung erkannt wurden; zeigt die Abhängigkeit (d. i. Vergrößerung) von antiken Cybelehermen und bestärkt mich nur in der Vermutung, dass es sich um kein slawisches, sondern eher um ein skythisch-sarmatisches Denkmal aus nachchristlicher Zeit handeln kann. Der Arzt und Anthropolog J. Talko-Hryncewicz bespricht zum ersten Male den anthropologischen Typus der sogenannten Karaimen oder Karaiten in Troki, ihrem litauischen Hauptsitz, wohin dieser Judenstamm (Nichttrabiniten) von Grossfürst Witowt zu Ende des 14. Jahrhunderts aus der Krim verpflanzt worden war: der Stamm hat sich völlig unvermischt erhalten, ist vor der Arisierung strenger als andere Juden bewahrt geblieben und zeigt gar nicht den bekannten jüdischen Gesichtstypus; er ist im Aussterben begriffen — der Verfasser zählte im Sommer 1902 in der Gemeinde Troki (woher der berühmte Isaak von Troki stammt, aus dessen Werke von 1593 die Encyklopädisten ihre giftigsten Pfeile gegen das Christentum schnitzten), nur noch 650 verarmende Leute; sie treiben nämlich keinen Handel, sind hauptsächlich Gärtner. Desselben Verfassers Ausmessungen der angeblichen Kriwiczenschädel sowie anderer Angaben über Höhlenfunde (bei Ojcow in der Engschlucht Korytania) und deren Ergebnisse liegen uns bereits zu weit ab. Aus dem Nachlass von Jan Karłowicz ist der dritte Band des dialektischen Wörterbuches herausgegeben worden (Słownik gwar polskich III, L bis O, Krakau 1903, 502 S.); auch die Herausgabe des Restes ist gesichert, trotzdem ein Unstern über der Publikation waltet, denn der eine der beiden neuen Redaktoren, der Sprachforscher Wł. Taczanowski, ist in der Mandchurei gefallen; über die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit des Materials dieses ersten grossen Wörterbuches haben wir uns bereits früher geäußert. Da wir bei Dialekten sind, gedenken wir einer besonderen Aufgabe, die sich jetzt die wissenschaftliche Forschung gestellt hat.

Das Kaschubische ist ein altpolnischer Dialekt, d. h. vielfach auf einer Stufe stehen geblieben, welche das moderne, namentlich das Schriftpolnisch bereits überwunden und aufgegeben hat; dieses Kaschubische, namentlich in seinen spärlichen pommerschen Enklaven, ist im raschesten Aussterben begriffen, etwa wie im 16. und 17. Jahrhundert das 'Wendische' im Lüneburgischen, mit dem es sich am nächsten unter den übrigen Slawinen berührt (dem sogen. Polabischen). Es ist nun die Aufgabe Krakauer, Petersburger und deutscher Gelehrten, vom kaszubischen aufzuzeichnen, was noch erreichbar ist, sowie das polabische, was im Wort- und Namenschatz (zumal in den zahlreichen alten Flurnamen der Lüneburger Ortschaften) erhalten ist, einer Revision und Deutung zu unterwerfen. So verdanken wir dem Eifer von Dr. Friedrich Lorentz und den materiellen Mitteln der Petersburger Akademie eine 'Slowinzische Grammatik' (Petersburg 1903, V u. 392 S. in deutscher Sprache). Das Slowinzische ist die Sprache der slawischen Bevölkerung von Garde und Schmolsin im Kreise Stolp (Pommern); von S. 351 ab

bespricht Lorenz andere kaschubische Dialekte, namentlich das Kabatkische (von etwa 250 Personen noch gesprochen in Glowitz und Zezenow, Kr. Stolp, Pommern). Unter den Krakauern ist es namentlich Kaz. Nitsch, der kaschubische Texte veröffentlicht und über die Stellung des Kaschubischen handelt, so zuletzt in den 'Materiały i Prace' der linguistischen Kommission der Krakauer Akademie (III, 1903, 57 S.). Ebendasselbst teilte Dr. E. Mucke das Ergebnis seiner Forschungen im 'Wendlande' mit, sich auf Orts- und Personennamen beschränkend. Über die Orts-, d. i. namentlich Flurnamen hatte bereits R. Kühnel in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte Niedersachsens 1901 ff. gehandelt; Mucke bearbeitete dasselbe Material und nahm zuletzt auf Kühnel Rücksicht; Muckes Deutungen sind öfters vorzuziehen, sie verraten ein sichereres Sprachgefühl. Damit sind aber diese Arbeiten noch nicht erschöpft, noch von drei anderen Seiten haben wir erschöpfendere Publikationen oder kritische Revisionen des ganzen einschlägigen Materials zu erwarten, die zum Teil sich schon im Drucke befinden.

Da wir im äussersten Westen des Sprachgebietes uns befinden, seien angeknüpft die Publikationen der (polnischen) Thorner wissenschaftlichen Gesellschaft für 1904; Band 8 der 'Fontes' enthält S. 403—594 die Fortsetzung der Visitation des Kulmer Bistums von 1667—1672, herausgegeben von dem Pöpliner Professor Br. Czapla: das Protokoll belehrt uns über die geringsten Einzelheiten; es werden z. B. bei jeder Kirche alle ihre Bücher (Handschriften finden sich nur vereinzelt) aufgezählt, mag auch die 'Bibliothek' bereits durch das lecke Dach oder durch Russ äusserst mitgenommen sein; für Statistik und Ethnographie des alten Kulmer Landes, abgesehen von seiner Kirchengeschichte, ist dies eine Quelle ersten Ranges; sie ist natürlich lateinisch verfasst, fügt aber auch einzelne polnische Verschreibungen und Urkunden ein. Die 'Jahrbücher' (Bd. 11, 265 S., Thorn 1904) enthalten ausser einer sorgfältigen 'westpreussischen' Bibliographie eine Reihe von Abhandlungen; von Pfarrer St. Kujot, Wer gründete die Pfarreien der Kulmer Diözese? (Fortsetzung, mit einem wichtigen Exkurs über den ersten Preussenbischof, den Cisterzienser Christian); über Gräberfunde im Karthäuser Kreis; das Inventar der Schlochauer Starosteie von 1748 u. a.

Das Jahr 1904 war für die Polen als Katholiken ein Marienjahr und rief eine ganze Reihe marianischer Publikationen hervor. Ich sehe von den zwei stattlichen Bänden ab, die in Lemberg im Anschluss an das Jubiläum herausgegeben wurden (mit einer vollständigen polnischen Bibliographia Mariana, Tausende von Nummern umfassend, Abhandlungen über Einzelheiten des Marienkultus usw.) und erwähne nur, bei der Bedeutung, welche der Marienkult im Volksglauben und Volksleben besitzt, das Werk des Jesuiten Al. Fridrich (Historje cudownych obrazow usw., Geschichte der wunderthätigen Marienbilder in Polen I, Krakau 1904): der erste Band enthält die Gnadenbilder der preussischen Diözesen (Posen, Kulm, Ermland), alle Bilder in Reproduktionen, die Angaben aus der gedruckten Literatur wie aus den Kirchenbüchern geschöpft. Als Gegenstück sei noch genannt die schöne Arbeit von Prof. J. Tretiak, Najświętsza Panna w poezji polskiej (Maria in der polnischen Poesie), Krakau 1904, 119 S.

Die Besprechung der böhmischen Publikationen beginnen wir diesmal statt mit dem Lid mit der Neuauflage eines längst als verschollen geltenden interessanten Denkmals. Ich war ihm in Petersburg auf die Spur gekommen; jetzt hat es der unermüdete Prof. Č. Zibrť herausgegeben: eine böhmische Schelmenzunft nach dem einzigen (leider defekten) Exemplar des Nürnberger Druckes von 1518. Das Werk ist eine Originalarbeit, nur in den eingeflochtenen Schwänken ist der Verf.

hauptsächlich von Bebels Facetien abhängig gewesen; es betitelt sich 'Frantove Prava' (Rechte der Fanten oder Schelme) und erfreute sich ausserordentlicher Beliebtheit; es wird durch ein volles Jahrhundert zitiert, ist ins Polnische frühzeitig übersetzt (bisher ist kein Exemplar des polnischen Volksbuches bekannt geworden) und der Name seines Helden, des Zunftmeisters, ist bis nach Russland eingedrungen; der Kaschube nennt noch heute das weltliche, lose Lied eine frantowka: der Name stammt nicht von (Sebastian) Brant noch von Freund, sondern ist aus Fant und Franz kontaminiert; vgl. poln. fryc, frycować, hänseln aus Fritz). In der gediegenen Einleitung (S. VI—XXXIV) bespricht Zibrť die Narrenliteratur überhaupt, dann die Trinkliteratur, die grobianische, welche sich alle mit dem 'Fantenrecht' berühren; hierauf das Buch selbst (ich vermisze eine Angabe über den älteren Besitzer; ist es nicht als Kriegsbeute aus Polen nach Petersburg gekommen?) und den Verfasser, den nachmaligen angesehenen Prager Bürger Jan Mantuan (Fencł), der 1518—1520 in Nürnberg druckte (z. B. einen böhmischen Hortulus animae) und sein 'Fantenrecht' dem Pilsener Bürger Jan Jílek widmete, da er selbst aus Pilsen stammte; zuletzt über das Verhältnis zu Bebel. Ich hätte nur eine schärfere Betonung der Originalität des Böhmen und der Verfasserschaft des Mantuan erwartet; denn auch die Bebelschen Schwänke gibt er so frei wieder, dass sie förmlich sein geistiges Eigentum werden, und gerade bei dem überwuchernden Übersetzungscharakter der gleichzeitigen böhmischen Literatur (1510 bis 1550) bildet das Fantenrecht eine wohlthuende Ausnahme. Bestimmt ist es für die Leute, die ihre Sache auf nichts gestellt haben, keine eigentlichen Spieler, Säufer oder Prasser, sondern die des Spruches von den Lilien auf dem Felde und den Vögeln des Himmels eingedenk, Gott und die lieben Nachbarn für ihr Fortkommen sorgen lassen, deren Faulheit, Frechheit, aber auch Genügsamkeit, Zufriedenheit und Sorglosigkeit der pedantischen Engherzigkeit und Ängstlichkeit der anständigen Leute, der Spiessbürger und ihrer Moral, wirksam entgegengestellt wird. Diese Fante sind im Grunde nur Eulenspiegel, eine böhmische Art des norddeutschen Typus. Der Herausgeber meint, dass die gleiche Erwähnung Neidharts in der Vorrede zur Murnerschen Schelmenzunft (1512) wie im Brief des Franta nicht auf Zufall beruhen kann; allein bei der Verbreitung dieses Typus und Namen unter den Böhmen (vgl. ebenso die weite Verbreitung des 'Meier Helmbrecht', sogar mit weiblichen Ableitungen, unter ihnen) leugne ich jeden Zusammenhang mit Murner. Worauf beruht die Annahme Zibrťs: „Das Buch war aus einer Handschrift gedruckt, die am ehesten Abschrift einer anderen, älteren Vorlage war“? Nach meiner Überzeugung ist Mantuan Verfasser und Herausgeber in einer Person. Der Leser entschuldige, dass wir so lange bei dieser Schrift verweilen; aber sie ist kultur- wie literarhistorisch, durch Alter, Ton, Humor so eigenartig und interessant und bedeutet eine solche ungeahnte Bereicherung unseres literarischen Wissens, dass wir nur ungern auf die Anführung von Textproben selbst verzichten. Aber Zibrť hat es nicht dabei bewenden lassen; er regaliert uns aus seinen erstaunlich reichen Sammlungen mit einer stattlichen Fülle von Beilagen. Zuerst druckt er ab den Brief der Teufelsstände an die Trinker auf der Welt, aus der sonst weniger interessanten Übersetzung von Schwarzenbergs 'Büchle wider das Zutrincken' (1534; böhmische Übersetzung 1538; ebenso ist Seb. Franks Schrift von 1531 'Von dem gewlichen Laster der Trunkenheit' 1537 wörtlich von Jan Petřík übersetzt). Es folgen zwei Lieder von den 'Trunkenbolden', 1561 von Aleš Knobloch von Pirnsdorf verfasst (der gleichzeitig ein 'Regiment der Schafzucht' druckte, das Zibrť im Lid 14, 293—297 wegen seiner Praktiken bespricht); dann ein zwischen 1563 und 1577 gedrucktes Edikt des Herrn 'Unglück' an die

Diener seines Hofes in Hungersdorf und Umgebung, oder die es werden wollen; die Einkleidung erinnert mich an den Druck des 'Pán Rady' von 1505 und gehört wohl weniger in diesen Zusammenhang (Allegorie von Glück und Elend). Als Nr. 5 folgt der Dedekindsche Grobianus in einer freien Bearbeitung in Reimen nach Texten des 18. u. 19. Jahrhunderts (zahlreicher sind die Ausgaben seit etwa 1740; noch heute wird es als Volksbuch gedruckt); zugrunde liegt nicht das lateinische Original, sondern die deutschen Bearbeitungen von Hellbach und Kienheckel. So ist dieses bisher völlig brachliegende Kapitel der böhmischen Literaturgeschichte, aus dem man bisher nur die ungenauen Titel kannte, mit einem Male durch den Fleiß und die Umsicht des hochverdienten Herausgebers der Forschung zugänglich gemacht, wengleich nur das 'Fantenrecht' selbst durch seine Frische und sein frühes Erscheinen eine wesentliche Bereicherung der Literatur darstellt.

Angeschlossen sei der 'Časopis Musea Kr. Č.' (böhmische Musealzeitschrift), den seit 1905 Č. Zíbrt als alleiniger Redakteur herausgibt. Aus dem 78. Jahrgange (Prag 1904, 488 S.) sei hervorgehoben ein Lied aus dem 15. Jahrhundert, ein Vorgänger der Schelmzunft und des Fantenrechts, das seinerzeit J. Feifalik nach einer sehr schlechten Abschrift abgedruckt hat; von Z. Winter, dem trefflichen Erforscher und musterhaften Schilderer böhmischer Städte und Schulen des 14.—17. Jahrhunderts, eine Studie über die ersten Handwerkerzünfte in Böhmen. Beiträge zur Stadtgeschichte (Polička), literarische und biographische Studien (Hauptteil der Zeitschrift) übergehen wir. Das erste Heft des neuen (79.) Jahrganges (1905, 208 S.) zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. Dr. Klier handelt über das böhmische Steuerwesen im Jagellonischen Zeitalter (d. i. bis 1526); der bekannte Philolog und Verfasser einer reich illustrierten böhmischen Literaturgeschichte V. Flajšhans über die Prager Theologen um 1400, um den Nachweis zu liefern, dass nach Zahl und Qualität die fremden Kräfte von den einheimischen übertroffen wurden; zwei böhmische Wandkalender, der eine von 1491 (Fragment, wahrscheinlich zu Pilsen gedruckt), der andere von 1517 (Fragment, gedruckt durch Mantuan in Nürnberg); zwei Übersetzungen deutscher Schriften: von Luthers Traktat gegen die Bauern (Proti mordéřské . . . roté sedlákú, 1546) und Nic. Hermans Mandat Jesu Christi an alle seyne getrewen Christen usw. 1524 (acht Ausgaben, vgl. Wolkan, Böhmens Anteil an der deutschen Literatur 1, 6, Nr. 22) in einer Übersetzung von 1546; beides Petersburger Unika, wie ich annehmen muss, polnischer Provenienz.

Von den prächtigen, die Originale bis in die Holzschnitte völlig ersetzenden Textausgaben der Akademie der Wissenschaften haben wir bereits vom 'Fantenrecht' oben gehandelt; von besonderer Wichtigkeit ist der neue, vollständige Abdruck des Miszellenbandes aus der Bibliothek des Grafen Baworowski in Lemberg vom Jahre 1472. Ich hatte daraus seinerzeit im Archiv f. slaw. Philologie den gereimten Äsop, den Herzog Ernst und den Dietrich von Bern (Laurin) schlecht und recht abgedruckt; jetzt ist die ganze Handschrift in mustergültiger Weise veröffentlicht von Jan Loriš (Prag 1903, 476 S.). Auf eine ausführliche Einleitung über Orthographie und eine knappere über den Inhalt der Handschrift folgt der Text (S. 25—429), hierauf ein Glossar. Sie beginnt mit dem prosaischen 'Brunčwik' (bekannt aus anderen Handschriften und Drucken, zu einem Volksbuch geworden, das besonders auch in Russland verbreitet ist), d. i. die Geschichte vom Löwenritter, wie sie Michael Wyssenhere in seinem Heinrich dem Löwen bearbeitet hat, erweitert im böhmischen Text um Episoden und patriotische Tendenzen, die den deutschen Vorlagen völlig fremd sind. Es folgt der gereimte Äsop des Anonymus (60 Fabeln); das Lied vom Herzog Ernst, das sich fast wörtlich an die

Fassung D bei Bartsch anlehnt und um etwa 400 Verse länger ist, weil Reimnot den Böhmen zu Erweiterungen des Textes zwang; der Herausgeber verlegt diese Bearbeitung in das zweite Viertel des 14. Jahrh. (den 'Äsop', den er in die zweite Hälfte des 14. Jahrh. setzt, möchte ich lieber dem ersten Viertel zuweisen). Es folgt des Pleiers Tandaros und Flordibel in einer Bearbeitung des 14. Jahrh., die den deutschen Text erheblich kürzt; die Lemberger Abschrift steht ihrem Werte wie der Zeit nach an der zweiten Stelle. Hierauf der Kleine Rosengarten oder Laurin aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh.; der Böhme nennt ihn 'Dietrich von Bern' und hält sich ziemlich genau an die Redaktion B. Zum Schlusse der (unvollendete) Prosaroman vom Apollonius, übersetzt aus einer lateinischen Vorlage, auf der auch die mitteldeutsche Übersetzung (Apollonius ed. K. Schröder 1873) beruht. Der Äsop (3242 Verse), Ernst (5967 Verse) und Laurin (2052 Verse) sind nur in der Handschrift des Grafen Baworowski uns erhalten worden; der Apollonius ist aus dem Böhmisches ins Polnische und Russische übergegangen; der Brunckwicz mit dem Sztifrid sind Volksbücher geworden.

Noch sei besonders erwähnt die Ausgabe der drei Bücher vom h. Hieronymus durch A. Patera (Prag 1903, XV u. 179 S.). Kaiser Karl IV. war ein besonderer Verehrer des h. Hieronymus, der ihm wie den Zeitgenossen für einen Slawen galt; nach der Errichtung des slawischen Hieronymusklosters in Prag 1347 überreichte ihm sein Kanzler Johannes (Bischof von Olmütz) die angeblichen Epistolae der heil. Eusebius, Augustinus und Cyrillus über den Heiligen, ein Machwerk des 13. Jahrhunderts mit Spitzeln gegen Geistlichkeit und Mönchstum und übersetzte es selbst ins Deutsche um 1376 für Markgräfin (von Mähren) Elisabeth. Die böhmische Übersetzung, die Patera nach der ältesten Handschrift (Pergament, etwa 1370; drei andere böhmische Handschriften gehören dem 15. Jahrhundert an) herausgibt, ist der deutschen vorausgegangen.

Der 'Český Lid' ist in seinem 14. Jahrgang (von Oktober zu Oktober, monatlich ausser im August und September erscheinend) eingetreten, immer vieles und vielerlei bringend, illustriert, populär im besten Sinne des Wortes. Aus den letzten Heften sei hervorgehoben der Streit um den Bauerrichter Kubata, welcher 1581 als Verteidiger des Gemeinderechts (an Wiesen) gegen die Herren (als Rebell, sagen seine Verunglimpfer) hingerichtet wurde, und dem man jetzt ein Denkmal als einem Märtyrer des Volkes und Rechtes gestiftet hat. Klarheit über den Rhythmus des Volksliedes zu schaffen, der weder streng nach dem Akzente noch nach der Quantität sich aufbaut, versucht J. Letošník; er hält sich hierbei an die mährischen als die am sorgfältigsten und zahlreichsten aufgezeichneten Lieder und bespricht vorläufig die trochäischen und daktylischen Verse. Uns interessieren besonders Proben der alten Volksliteratur; ihrem bewährtesten Erforscher Č. Zíbrt verdanken wir wieder neue Beiträge. Zuerst stellt er in Band 13, S. 228—234. 243—250 zusammen die sehr freie, nationalisierte Übersetzung des 'Gespräches von Petrus und dem Herrn' und ihre deutsche Vorlage (die angeblich von Konrad Has herrührt, jedoch erst über dreissig Jahre nach dessen Tode im Anschluss an dessen 'Ursach aller Handel' usw. herausgegeben wurde); den böhmischen Text von 1584 selbst hatte Zíbrt schon in der böhmischen Universalbibliothek herausgegeben, hier folgen die Parallelen und einzelne Erklärungen. Wichtiger ist der Abdruck (13, 337—354. 390—405) eines satirischmoralisierenden Gedichtes des Tob. Mouřenín 'Menschenalter' von 1604 (nach der Ausgabe von 1723), das frei nach Gengenbachs und Wickrams 'Zehen Altern' bearbeitet ist; nicht mit Unrecht weist Zíbrt auf eine etwaige Anregung auch des polnischböhmischen Schriftstellers Paprocki und dessen dreizehn Bilder des menschlichen Alters von 1601; Mouřenín

erweitert das Original und schwächt dessen konfessionelle Auslassungen ab. A. Podlaha veröffentlicht ein Zwischenspiel des V. Kozmanek (1645) aus der Strahover Handschrift; es handelt von dem dummen Bauern, der aus Käse Kälber auszubrüten versucht, nachdem er in Abwesenheit seiner Frau das Vieh hat verhungern lassen. Andere Beiträge (Kinderspiele, Volksküche, dialektische Texte, Tänze usw.) mit zahlreichen Illustrationen müssen wir hier übergehen; erwähnt seien noch besonders die reichhaltigen bibliographischen Rubriken, obwohl sie fast nur böhmische und deutschböhmische Literatur erschöpfen. Da soviel böhmische Übersetzungen aus dem Deutschen genannt sind, sei auch das umgekehrte erwähnt. Die Streiche Jan Palečeks des 'Narren' oder eher Rates des Königs Georg von Podiebrad (seine Narrheit bestand hauptsächlich in Befolgen der Schrift und hingebungsvollem Eifer für alle Arme und Unglücklichen) sind schon im 15. Jahrhundert gesammelt und im 16. u. 17. gedruckt worden; Zíbrt fand nun in einem Zittauer Sammelbande des 16. Jahrh. eine deutsche, nach 1551 geschriebene Übersetzung der 'Historien und etliche Artickull, welche Bruder Hans Paleczek geübt, der do gewesen ist bey dem behmischen Könige Girgen' (der Titel stimmt überein mit dem böhmischen einer Görlitzer Handschrift) und druckte diesen deutschen Text in der Weihnachtsbeilage der Politik (Prag, 25. Dez. 1904) ab.

Was soll ich noch von Zíbrts Bibliographie der böhmischen Geschichte sagen? Es hiesse Eulen nach Athen tragen, wenn ich die Vorzüge dieser monumentalen Kulturleistung noch einmal hervorheben wollte. Es ist jetzt vom dritten Teil das erste Heft erschienen (240 u. VII doppelspaltige S.), die Nrn. 1—5208, die politische, literarische (polemische) usw. Geschichte des bewegtesten böhmischen Jahrhunderts, 1419—1526, umfassend; die Fülle, Ausführlichkeit und Genauigkeit der Angaben, die ungeahnte Menge der Literatur lässt uns immer wieder die Raschheit und Präzision, mit der Zíbrt arbeitet, anstaunen. Man schlage einen beliebigen Artikel auf, z. B. die Hussiten vor Naumburg und das Kirschenfest, in den Nrn. 2417—2438, oder der Brief der Jungfrau von Orleans an die Hussiten (Nr. 2392—2399) oder die Žižkatrommel, zu der sogar Voltaires Verse an Friedrich II. und die Spenersche Zeitung vom 24. 9. 1743 zitiert werden, die reiche Gelehrten-geschichte der Zeit, d. i. die hussitische und antihussitische Literatur, alle hussitischen Kämpfer (alphabetisch aufgeführt) usw. Von diesem Werke kann man immer nur in Superlativen der Anerkennung sprechen.

Da wir bei „Geschichte“ angelangt sind, so sei erwähnt, dass von der neuen grossen slawischen Altertumskunde von Prof. L. Niederle der erste Band abgeschlossen ist: Slované Starožitnosti (Prag 1902—1904, VIII u. 528 S.), eine Revision der Ergebnisse der modernen Philologie, Archäologie und Anthropologie. Der Verfasser war von Haus aus Archäolog und Anthropolog, arbeitete sich in die alte Geographie mit staunenswertem Fleiss und Verständnis ein — nur in der Philologie ist er nicht immer zum besten beraten, entfernt sich hier am wenigsten von den alten šafaríkschen Bahnen. Seinen Etymologien vermag ich nicht immer zu folgen, dafür mache ich aufmerksam auf das letzte (11.) Kapitel über die archäologische Entwicklung Transkarpathiens (der slawischen Urheimat) seit dem Neolith bis zur Römerzeit — der starke Band reicht ja nur bis an den Anfang der Völkerwanderung, an das Ende des 2. Jahrh. (schliesst mit den Angaben des Ptolemeus). Wie vorsichtig wägt Niederle ab, was unsere Archäologen, die ja bekanntlich das Gras wachsen hören, an kühnen Hypothesen (zum Glücke für den Unbeteiligten wirft immer die eine die andere um, und man braucht daher keiner zu glauben) sich geleistet haben (S. 435—511)! Oder man vergleiche, was der Anthropologe über den physischen Ursprung der Slawen, ihre Rassenmerkmale zu

sagen weiss (S. 80—110). Die Beherrschung der Literatur ist eine ganz stupende; was in den Anmerkungen an Zitaten aus aller Herren Ländern (beherrscht doch Niederle die ganze russische und polnische Literatur neben den anderen) geleistet wird, erinnert uns fortwährend an die böhmische nationale Eigentümlichkeit, die zähe Ausdauer, den Bienenfleiss, die methodische und systematische Arbeitsleistung, an das 'Gutta cavat lapidem'. In den Aufstellungen über die Urheimat ist Niederle äusserst vorsichtig, meines Erachtens nach respektiert er sogar allzu sehr die Weichsel als Westgrenze; an der Weichsel und Oder waren die Deutschen vielleicht ebensowenig die Ureinwohner wie am schwarzen Meer oder in der Lombardei — Beweis, die Namen, die erst bei den Inseln wie Rügen, bei Havel und Elbe deutsch sind; Weichsel, Warthe, Oder, Ucker usw. sind urslawisch, ebenso die Spree; Müllenhoffs Versuche deutscher Deutungen von Oder oder Spree sind irrig gewesen. Die Berührung der Slawen mit den Deutschen (Beweis, die uralten germanischen Lehnworte im Slawischen) beginnt eben zwischen Oder und Weichsel, nicht erst als die Goten nach dem Süden abgezogen waren. Wir werden dem Werke und dem Verfasser hoffentlich bald wieder begegnen.

Prof. H. Schreuer versuchte die Echtheit der böhmischen Sagen von Krok, Libuša usw. zu retten, die ich als Erfindungen des Cosmas (aus etymologischen Spielereien, den Metamorphosen und der Bibel) erwiesen hatte: 'Zur altböhmischen Verfassungsgeschichte' (Mitteilungen d. Instituts f. österr. Geschichtsforschung 25, 385—413). Gewiss bestreite ich nicht Recht und Pflicht des Juristen, auch Sagen daraufhin zu prüfen, was sie für Rechtsanschauungen und Rechtsüberzeugungen eines Volkes bieten können; doch Grundbedingung ist, dass die Sage echt sei, d. h. nicht erst am Schreibtisch erklügelt und erkünstelt. Und Cosmas gibt bloss Klügelei, aufgebaut auf sehr dürftigem echten Material, das nur den Premysl und dessen Ackerbau und die erste Stadtgründung (Prag) kannte, dem Krok, die Töchter, der Rechtsstreit völlig unbekannt waren: für Krok, Töchter und Rechtsstreit (und das ist der Kern der Cosmasschen Erfindungen) kann Schreuer auch nicht den Schein irgend einer Begründung anführen, und seine Mühe ist von vornherein aussichtslos für den, der die Stellung des Weibes bei den Slawen wie die Durchsichtigkeit der slawischen Ortsnamen, die zu Geschichtchen herausfordert, kennt. Meine Ausführungen können gar nicht erschüttert werden. Die Zusammenstellung, Premysl = Samo, ist so phantastisch, dass sie keinerlei Widerlegung bedarf, ebensogut könnte Piast = Samo sein; Premysl und Piast sind Bauern, und das ist das entscheidende und wichtige, eine slawische Ursache. Auf dieser beruht auch das bekannte Zeremoniell bei der Installation des kärntnerischen Herzogs; die Ausführungen von E. Goldmann (Die Einführung der deutschen Herzogsgeschlechter Kärntens in den slowenischen Stammverband, 1903) haben mich durchaus nicht eines besseren belehrt. Für die Volkskunde ist der ganze Stoff von ausserordentlicher Wichtigkeit, doch ist er nicht im Rahmen dieser Besprechung zu erschöpfen.

Zum Schlusse sei das ausgezeichnete Werk von Dr. Zdeněk Nejedlý, *Dějiny předhusitského zpěvu v Čechách* (Prag 1904, X, 359 S.) genannt. Diese 'Geschichte des (böhmischen) vorhussitischen (Kirchen-) Gesanges' ist nur die Einleitung zu einer Geschichte der Lieder der Hussiten, der Brüdergemeinden und anderer Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts, die ja auch für die lutherischen bekanntlich von Bedeutung sind. Die Wichtigkeit der neuen Darstellung beruht darauf, dass der Verfasser von musikhistorischem Standpunkte ausgeht, den lateinischen Kirchengesang stetig berücksichtigt und die Verhältnisse bei den Germanen und Romanen zur Vergleichung heranzieht, während man sich bisher mit einer philologischen Erläuterung der böhmischen Texte begnügte. Er kommt daher zu völlig neuen

Ergebnissen, vor allem zu Neudatierungen, rückt die Entstehungszeit der nationalen Gesänge sehr erheblich herunter und lässt sie erst im 13. beginnen und sich in den mässigsten Grenzen halten. Es fallen auch Streiflichter auf die Entstehung und Pflege des polnischen Kirchengesanges.

Wegen der Spärlichkeit des uns vorliegenden Materials heben wir die kleinrussischen Publikationen für den nächsten Bericht auf.

Berlin.

Alexander Brückner.

2. Südslawisch und Russisch.

Von der grossangelegten Sammlung slowenischer Volkslieder, die unter der Redaktion des Prof. Dr. K. Štrekelj die Slovenska Matica in Laibach herausgibt, ist nun nach einer nicht vom Redakteur verschuldeten Verzögerung mit dem 7. Heft (S. 593—900) der zweite Band zum Abschluss gebracht worden. Dieses Heft enthält eine grosse Sammlung vierzeiliger Tanzliedchen (Nr. 2417—4729), die mit den Schnadahüpfn der alpenländischen Deutschen eng verwandt sind und im Rhythmus und Reim mit ihnen ganz übereinstimmen, wie Prof. Štrekelj in der Einleitung S. V ausdrücklich bemerkt. Ja er hat daselbst wie auch in seiner Sammlung zu einzelnen Nummern auf ähnliche deutsche Liedchen direkt hingewiesen. Nichtsdestoweniger nimmt er Stellung gegen diejenigen, die etwa diese slowenische Liedchen einen blossen Abklatsch deutscher Volkspoesie schelten wollten, und stellt dagegen seine Überzeugung, dass diese ursprünglich fremde Form auf slowenischem Boden ganz heimisch geworden ist und sich nationalisiert hat. Wie in der deutschen Literatur, hat auch in der slowenischen diese Liedform einen eigenen, ziemlich glücklichen Pfleger gefunden in dem Dichter und Journalisten Filip Haderlap, und einige seiner Liedchen sind volkstümlich geworden.

Aus der Vorrede des Herausgebers entnehmen wir, dass noch immer reiche Beiträge zu seiner Sammlung aus allen Kreisen des Volkes, sogar aus den Reihen der Bauern- und Arbeiterbevölkerung zufließen, welche die schon herausgegebenen Bände seiner Sammlung stark vermehren und auch qualitativ bereichern. Wir hegen den herzlichsten Wunsch, Prof. Štrekelj möge diese nicht hoch genug zu schätzende Arbeit sobald als möglich glücklich zu Ende führen und weiterhin Entgegenkommen bei seinem Verleger, dem Laibacher literarischen Verein 'Matica Slovenska', finden, ohne weiter mit Hindernissen kämpfen zu müssen, die aus einer in seiner Vorrede (S. X) recht glücklich abgefertigten Prüderie fliessen.

Zur slowenischen Volkskunde wäre ausserdem noch zu erwähnen, dass neuestens eine eigene Zeitschrift für Geschichte und Volkskunde (Časopis za zgodovino in narodopisje) in Marburg in Südsteiermark gegründet wurde. In dem vorliegenden ersten Jahrgange derselben (S. 224) finden wir leider noch keinen Beitrag zur Volkskunde. Zu erwähnen wäre der Aufsatz von Prof. Štrekelj, 'Beiträge zur Erklärung der geographischen Nomenklatur in der deutschen Steiermark' (S. 70ff.), obzwar er allerdings ausser dem Rahmen der 'Volkskunde' fällt; es wird der slawische Ursprung einiger Namen, wie Admont, Andritz, Aussee, Grundelsee (noch 1386 Krangelsee) u. a., nachgewiesen. Ausserdem wurde noch in dem Agramer 'Sammelband für Volksleben und Gebräuche der Südslawen' ⁹, 145ff. ein Volksbrauch am St. Florianstag aus der Umgebung von Luttenberg in der südlichen Steiermark beschrieben. Eine Bibliographie der slowenischen Volkskunde für die Jahre 1898—1904 bringt neuerdings die Zeitschrift für österreichische Volkskunde 10, 243f.

Von der von der südslawischen Akademie herausgegebenen Publikation zur Volkskunde der Südslawen erschienen das 2. Heft des 8. Bandes und das 1. Heft des 9. Bandes. Das erste bringt einen Kommentar zu dem zweiten Bande der von R. Strohal gesammelten kroatischen Märchen (VIII, S. 161—182); der 9. Band (S. 1—22) 'Kleinere Beiträge' von Ivan Milčetić; unter anderem werden aus einer kroatischen glagolitisch geschriebenen Handschrift aus dem Jahre 1558 und einigen anderen Werken die bekannte Legende von dem verückten Mönche, der dem Gesange eines Vogels ein bis zwei Stunden gelauscht zu haben wähnte, währenddem 340 Jahre verflossen (Köhler, Kl. Schriften 2, 239f. 427), weiter über ein Trinklied, interessante Bemerkungen zu dem Liede von der Heirat Dušans bei Vuk St. Karadžić 2, Nr. 29, Einmauern von Kindern in den Grundstein von Neubauten, Belege, dass dieser Glauben sich noch jetzt erhalten hat (S. 21f.). Die zweite Abteilung dieses Sammelbandes, welcher Materialien gewidmet ist, bringt eine sehr ausführliche Beschreibung der Landschaft Poljica (8, 183—336. 9, 23—144) in Dalmatien und deren Bevölkerung: äussere Beschreibung der Leute, Sprache, Geheimsprache (S. 249), Dorf, Haus und Hof, Küche, Tracht, Volksmedizin, Jagd, Ackerbau, Hausindustrie, Fischfang, Viehzucht u. a. — R. Strohal gab den 3. Band seiner kroatischen Volksmärchen heraus (Hrvatskih narodnih pripovijedaka kn. 3, Karlstadt 1904, im Selbstverlag, 328 S.). Die sehr reichhaltige Sammlung zählt über 150 Nummern, die in fünf Orten des südlichen Kroatiens, in Fiume und anderen Orten aufgezeichnet wurden, und zwar treu im Lokaldialekt. Mit Ausnahme von Fiume ist bei jeder Nummer der Erzähler angegeben, und in den Einleitungen, die recht willkommene Berichte zur Geschichte der Besiedelung der betreffenden Ortschaften bringen, sind nähere Mitteilungen über die Gewährsmänner des Sammlers angebracht. Es sind natürlich fast durchweg Varianten bekannter Märchenstoffe, z. B. S. 13f. Nr. 2 zum 'tapferen Schneiderlein'; S. 39 Nr. 20 Abderitengeschichtchen; S. 42 Nr. 22 'Froschprinzessin'; S. 45 Nr. 24 König Midas Ohren; S. 46 Nr. 25 König Lear; S. 51 Nr. 29 und S. 101 Nr. 11 Lenore; S. 69 Nr. 1 'Cymbeline'; S. 115 Nr. 20 'Sieben Raben'; S. 117 Nr. 21 Aschenbrödel; S. 137 Nr. 1 'Hans mein Igel'; S. 141 Nr. 3 Ali Baba und die Räuber; S. 157 Nr. 11 Von der wiedererwachten Scheintoten, vgl. diese Zeitschrift 13, 410ff.; S. 169 Nr. 17 Die Tiere im Räuberhaus; S. 249 Nr. 12 zur Legende vom Königssohn im Paradiese (Köhler, Kl. Schr. 2, 224f.); S. 255 Nr. 18 Mann, Schlange und Fuchs u. a. mehr. Zur vergleichenden Märchenkunde liefert diese Sammlung sehr viel und mannigfaltigen Stoff. — Im 'Glasnik' des Landesmuseums für Bosnien und die Herzegowina 16, 1—32. 195—224 finden wir einen auf Grund eines grossen Materials zusammengestellten Beitrag zur Volksmedizin der Serben von Prof. M. Medić, ausserdem (S. 285—303) über Rechtsgebräuche in der Herzegowina (auch über Blutrache u. ä.), Volksgebräuche auf der Insel Lesina in Dalmatien (S. 303—306): Begräbnis, Volksmedizin, Prognostika, Aberglauben. — Einen kleinen Beitrag zur Geschichte der südslawischen Volksepik veröffentlichte Andra Gavrilović im 153. Bande des 'Rad' der südslawischen Akademie (S. 209—226); er sucht da zu beweisen, dass vor dem 15. Jahrh. historische Ereignisse in kurzen lyrischepischen Gedichten besungen wurden; seit Anfang des 16. Jahrhundert erscheint sie umgewandelt in eine rein epische Poesie; die alte Poesie hat sich teilweise in Rudimenten erhalten, denen die mazedonischen Lieder ähneln; teilweise wurde sie vergessen, teilweise zu neuen epischen Liedern umgearbeitet. Ihr Versmass war verschieden, mit der Zeit nahm der fünfzehnsilbige Vers und der zehnsilbige überhand, der erstere ward in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ganz vom Zehnsilbler verdrängt.

In Fortsetzung der von Prof. Jovan Cvijić geleiteten anthropogeographischen Erforschungen der serbischen Länder (vgl. oben 14, 340) erschien von dessen fleissigstem Schüler Rista T. Nikolić eine neue Arbeit 'Poljanica i Klisura. Antropogeografska proučavanja' (Belgrad, Akademie 1904, 244 S. und 10 Beilagen, Karten, Dorf- und Hausansichten) als Sonderdruck aus dem noch nicht erschienenen 6. Band des 'Srpski Etnografski Zbornik'. Treu dem Programm werden Land, Ortschaften und Bewohner in einem Landstrich des südwestlichen Serbiens beschrieben; bis zur Annexion durch Serbien im Jahre 1878, und teilweise noch heut haben Albanesen einige Dörfer inne; ausser diesen Besiedelungsverhältnissen wird auch auf Tracht und Dialekt der Bevölkerung eingegangen. — Ein grosses Interesse weckt das aus dem Nachlasse des heldenhaften montenegrinischen Wojwoden Marko Miljanov von Lj. Kovačević herausgegebene Buch 'Der Volksstamm Kući in der Erzählung und im Liede des Volkes' (Pleme Kući u narodnoj priči i pjesmi, Belgrad 1904, LXXX u. 384 S.). Es ist das eine teils in epischen Liedern erzählte Geschichte dieses Volksstammes, wertvoll für die Charakteristik desselben wie der serbischen Volkspoesie. Dem Buche ist eine Biographie des Autors, einer der markantesten Gestalten des Serbentums, vorausgeschickt. Marko M. war eine der letzten prächtigen Blüten des nun absterbenden serbischen Rittertums mit allen seinen Tugenden. Erst im reifen Mannesalter lernte er lesen und etwas schreiben. 1901 erschienen seine 'Beispiele der Männertugend und des Heldenmuts' (Primjeri čojstva i junaštva), ein Buch, das in einer bekannteren Sprache verfasst gewiss schon den Weg in die Weltliteratur gefunden hätte und eines der besten und beliebtesten Bücher für die heranwachsende Jugend geworden wäre. Sein letztes Werk 'Leben und Gebräuche der Albanesen' erschien im 5. u. 6. Heft des 'Letopis' der Neusatzer Matica Srpska für 1904. — Einiges Material zur Volkskunde enthält noch der Aufsatz der Frau Savka J. Subotić über serbische Weberei und besonders Teppiche in Heft 4—6 desselben 'Letopis'. Die oben 14, 341 erwähnte Zeitschrift 'Karadžić' ist nach kurzem vergeblichen Kampfe mit dem 4. Hefte des 4. Jahrgangs eingegangen.

Zum Schluss dieser Übersicht über neuere Arbeiten in der serbischen Volkskunde sei erwähnt, dass in Belgrad eine Zentrale für das Studium der serbischen und überhaupt südslawischen Volkskunde in dem im Herbst 1904 eröffneten serbischen ethnographischen Museum geschaffen wurde. In der kurzen Zeit von vier Jahren brachte dessen tüchtiger und energischer Leiter Dr. Sima Trojanović, der in den europäischen Fachkreisen sich durch seine interessanten ethnologischen Arbeiten einen guten Namen erworben hat, nach häufigen Reisen in allen südslawischen Ländern, von den letzten serbischen Kolonien bei Budapest bis nach Saloniki, von der Ostgrenze Serbiens bis zu den dalmatinischen Inseln, ein Museum zustande, welches jedem Ethnographen, der sich für die Balkanvölker, insbesondere Südslawen interessiert, eine schier unerschöpfliche Fundgrube bietet. Da nahezu alles Material von Dr. Trojanović und seinem Assistenten direkt bei dem Volke gesammelt und hierbei auch die mannigfaltigen Bezeichnungen der einzelnen Gegenstände angemerkt wurden, ist die Authentizität dieses Materials um so sicherer. Bis jetzt zählen die Sammlungen, wie wir einem von uns erbetenen Berichte des Dr. Trojanović entnehmen, 8256 Nummern. Grösstenteils sind es Volkstrachten. Dr. Trojanović suchte diese vorerst zu sammeln, da eben die Tracht verhältnismässig am schnellsten schwindet. Manche Sachen wurden kaum vor dem endgültigen Verderben gerettet und sind wirklich Unica, Reste schon vergessener Kostüme. Ein Zehntel der gesammelten Sachen ist bereits ausser Gebrauch. 62 vollständige Figuren stellen die Trachten der von Serben und Kroaten be-

siedelten Länder wie auch die der slawischen Bevölkerung Mazedoniens dar. Weiter enthalten die Sammlungen 18 Oberkleider nach türkischem Schnitt, 16 Oberkleider nach serbischem, mittelalterlichem Schnitt, 84 Wämser aus feinem Tuch, 111 bäurische, ärmellose, lange Oberkleider, 212 wollene Schürzen, 123 verschiedene Kopfbedeckungen, 234 Hemden u. ä., 226 Socken, Strümpfe u. ä., 35 bäurische Handschuhe, 22 Armbänder, 173 wollene, lederne Gürtel, 118 Schuhe, 62 städtische Tücher, 52 Beutel; weiter 78 Teppiche, 13 Polster, 14 Vorhänge, 364 Stickereien, 89 Spitzen, 317 Handtücher und Taschentücher, 38 Webstoffe als Muster, 18 Halsbänder, 450 Schmuck aus Metall, 167 Filigranarbeiten aus Gold und Silber, 38 Geschirr aus Metall, 103 metallene Werkzeuge, 68 hölzerne Gefässe, 201 Holzsachen im allgemeinen, 403 irdene Gefässe, 207 Waffen, 54 Musikinstrumente, 45 Ackerbaugeräte, 29 Feuerzeuge, 32 Hausmodelle, 17 Beschwörungsmittel, Amulette, 2050 Oster-eier, 480 Photographien und Aquarellen aus dem Volksleben u. a. Unter diesen Sachen ist recht vieles hochinteressantes Material für die vergleichende Volkskunde von den Trachten, den Stickereien und Webarbeiten angefangen bis zu den irdenen und hölzernen Gefässen der Form und dem Ornamente nach. Die Sammlungen sind bereits so reichhaltig, dass der Raum nicht mehr hinreicht; dabei hat das Museum noch viel wichtige Aufgaben zu lösen: Bauernstuben aufzustellen und Gruppen, welche die vielfachen Volksbräuche anschaulich illustrieren; auch in der Beschaffung der Ackerbaugeräte, der Hausmodelle ist noch viel zu tun; denn darin bieten alle jene Länder je nach ihren geographischen und klimatischen Verhältnissen und kulturellen Einflüssen reiche Verschiedenheit. Dass in dieser kurzen Zeit eine so imponierende Sammlung zustande gebracht werden konnte, ist besonders der Munifizenz König Peters I. und seinem tiefen Verständnisse für die grosse Bedeutung derartiger Institute zu danken. Sie wird, wie wir fest hoffen, diesem hoffnungsvollen Institute treu bleiben und es zu hoher Blüte führen.

Die bulgarische literarische Gesellschaft in Sofia übernahm die Herausgabe des Sammelbandes für Volkstraditionen, Wissenschaft und Literatur und gab dessen 19. Band (den 1. Band der neuen Serie) heraus. Aus dem Inhalte desselben weckt unsere grösste Aufmerksamkeit die Studie des Dr. L. Miletič über die bulgarischen Pavlikianer im nordöstlichen Bulgarien wie auch im südlichen, in Philippopel u. a. (S. 369); eine gross angelegte, auf weiten Quellenstudien sich stützende kulturhistorische Studie. Auch zur bulgarischen Volkskunde bringt sie manchen Beitrag nach Berichten katholischer Missionare über Aberglauben (S. 108 ff.): Opfern der Samodiva, Werwolf, Totengebräuche u. a. m., über den Einfluss der katholischen Geistlichkeit auf Gebräuche und Tracht des Volkes sind manche interessante Bemerkungen verzeichnet (S. 138. 191 f. 218 f. 267 f.), Tracht, Gebräuche und Aberglauben bei den südbulgarischen Pavlikianern (S. 212 ff.). — Weiter enthält der Band einen Aufsatz von V. Dečev über die Schafzucht im mittleren Rhodopegebirge (S. 92), auch über Kerbstöcke (S. 86 f.), Prognostika, Aberglauben (mit Hilfe einer toten Hand und Graberde wird epidemische Krankheit von den Herden ferngehalten, S. 89. In alter Zeit wurden die Schafe mit der Asche verbrannter, gestohlener Kinder gefüttert; andere Krankheiten der Schafe wurden mit Hilfe des 'lebendigen Feuers' vertrieben, S. 90; vgl. einen ähnlichen Brauch bei den Čuwaschen in den Berichten der Gesellschaft für Geschichte und Ethnographie in Kasan 19, 3—4 und das unten angeführte Buch Aničkovs S. 325 f.) u. a. Endlich wurden 24 Mürchen aus einem Dorfe des Bitoljer Kreise veröffentlicht (S. III und 131). Der Herausgeber E. Sprostranov begleitet sie mit kurzen Inhaltsübersichten und Hinweisen auf Parallelen, die er jedoch aus meinem im 18. Bande desselben Sammelbandes gedruckten Kommentar zu K. Šapkarevs Sammlung abgeschrieben hat. Es

sei mir erlaubt, einige kurze Anmerkungen beizufügen: Nr. 1 (S. 1) vgl. Cosquin Nr. 11. Der Bursche wird von der Schönen um die drei vom Vater ererbten Wunderdinge betrogen, kommt zurück mit der Tarnkappe auf dem mit einer Gerte getriebenen Teppich, welche er streitenden Teufeln abgenommen; wiederum von der Schönen betört, rächt er sich endlich mit den Äpfeln, nach deren Genuss Hörner auf der Stirn wachsen. — Nr. 2 (S. 9). Ein armer Bursch verschreibt sich dem Teufel, der ihm Geld und eine vornehme Frau verschafft; dies Weib zeigt aber eine solche Tücke, dass der Teufel vor ihr flieht und auf der Flucht den Zettel verliert, den der Bursche mit seinem Blute unterschrieben hatte. — Nr. 3 (S. 15) vgl. Steel & Temple, *Wide Awake Stories* Nr. 5. — Nr. 4 (S. 22) gehört in den Kreis der Märchen vom tapferen Schneiderlein. — Nr. 5 (S. 23) 'Vom Juden, der sein Vieh verteilte und für eines von Gott drei erwartete.' Variante zu 'Bruder Lustig'; für die Belebung der Prinzessin nimmt er kein Geld an, sondern gräbt auf Geheiß des ihn begleitenden Engels einen Schatz aus. — Nr. 6 (S. 28): Einem armen Burschen frisst ein Wolf Kuh und Kalb, seine Felder vernichtet Hagelschlag, sein Weib entreißt ihm der Sonnenjüngling. Der Bursche wandert zu diesem hin, der ihn freundlich aufnimmt und am folgenden Tage statt seiner die Erde umkreisen lässt. Von Gott erhält er einen Kranz, den er auf seinen Kopf legt und der wie Feuer leuchtet. Zu Mittag erwartet ihn am gedeckten Tisch der hl. Charalampus, zur Jause der hl. Elias. Der Bursche prügelt den hl. Charalampus, weil er ihm den Wolf geschickt hat (sonst wird meist der hl. Georg oder Nikolaus als Hirte der Wölfe genannt), ebenso den hl. Elias, weil er mit Hagelschlag seine Ernte vernichtet hat. Er rächt sich auch an dem Sonnenjüngling, bekommt seine Frau wieder und kehrt glücklich heim. — Nr. 7 (S. 32). Vgl. Fanch Scouarnec (Köhler, *Kl. Schr.* 1, 149). — Nr. 9 (S. 38) gehört in den Kreis der Erzählungen von der schönen Magelona. — Nr. 12 (S. 60). Variante zu Spitta Bey, *Contes arabes* S. 80 Nr. 6. — Nr. 13 (S. 65). Version des 'Treuen Johannes'. — Nr. 16 (S. 85). Ähnlich wie Weigand, *Die Aromunen* 2, 217. Hinton Knowles, *Folktales of Kashmir* p. 205. — Nr. 17 (S. 88) 'Der Kaiser und die drei Schwestern', vgl. Schiefner Nr. 12 (Köhler, *Kl. Schr.* 1, 565). — Nr. 18 (S. 93) Von den drei Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften. Der eine von ihnen macht Stricke aus Sand, mit so einem Stricke wird auch der stärkste Gefährte in die Unterwelt hinuntergelassen und die befreiten Mädchen hinaufgezogen. — Nr. 19 (S. 101) Von der treulosen Mutter, die ihren Sohn ihrem Liebhaber, dem vom Sohne schwer verwundeten Räuber verrät. — Nr. 20 (S. 107) Von dem Sohne, der drei Nächte auf dem Grabe seines Vaters wacht. Die Pferde, die ihm am Grabe erscheinen, sind seiner Brüder und sein eigenes Schicksal und werden fortan nur ihm dienen. Weiteres vom Grindkopf als Gärtnerburschen beim Könige. — Nr. 21 (S. 116). Verstand und Glück streiten, wer von ihnen mehr vermag. — Nr. 22 (S. 119). Ein Goldarbeiter verfertigt eine Schüssel mit Huhn und Hühnchen, die wie lebendig sind, der andere ein Pferd aus Holz, das wie eine Taube fliegt (vgl. Chudjakov, *Velikorus. skazki* 3, Nr. 102. Federowski, *Lud białoruski* 2, Nr. 83). Der Prinz entführt mit diesem Pferde eine Prinzessin; die Geliebten werden durch Missgeschick getrennt, die Prinzessin wird Kaiserin, als sie eben die erste in die Stadt nach dem Tode des Kaisers zog; dorthin kommt nach einer Zeit der Geliebte, wird erkannt und das Liebespaar vereinigt (vgl. Chauvin, *Bibliogr. arabe* 5, Nr. 28. 30). — Nr. 23 (S. 124). Ein armer Mann sucht sein Schicksal, kommt in ein Gebirge an einen Platz, der voll von Brunnen ist; 'diese Brunnen sind die Schicksale der Menschen'. Dort werden sie von eigenen Wesen bewacht. Nur am Brunnen des Armen ist niemand, der wälzt sich in einer Höhle herum. Der Mann

will selbst seinen Brunnen reinigen, aber verdirbt ihn ganz. — Nr. 24 (S. 128). Ein Hirt wird von der Schlange mit der Kenntnis der Tiersprache beschenkt, seine Frau sucht ihm sein Geheimnis zu entreissen (vgl. Köhler, Kl. Schr. 2, 610). — Verschiedenes Material, Lieder, Märchen, Aberglauben, Volksmedizin u. a. bringt besonders noch eine in Stanimaka im südlichen Bulgarien unter dem Namen 'Rodopski naprêd'ok' nun das zweite Jahr erscheinende Zeitschrift. — Endlich sei noch notiert ein Aufsatz von J. Ivanov, 'Der Kultus des Perun bei den Südslawen' in den Nachrichten der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften Bd. 8, Heft 4, S. 140f., wo einige neue Beweisgründe für die Existenz Peruns bei den Südslawen angeführt werden.

Ehe wir zur Übersicht der neuesten Arbeiten in der russischen Volkskunde übergehen, sei des schweren Verlustes gedacht, den die russische Wissenschaft durch das Hinscheiden A. N. Pypins am 9. Dez. 1904 erlitten hat. Neben seinen grossartigen Arbeiten zur russischen Literatur- und Kulturgeschichte war der Verewigte in hervorragender Weise in der russischen Ethnographie, Volkskunde und Stoffwissenschaft tätig. Seine vierbändige Geschichte der russischen Ethnographie (1890—92) wuchs zu einem mächtigen Bilde der russischen Geistesarbeit des 18.—19. Jahrh. an. Sein erstes grosses Werk, 'Abriss einer Literaturgeschichte der alten russischen Erzählungen und Märchen' (1857), in welchem eine Übersicht aller der aus Byzanz und später aus Westeuropa in die russische Literatur eingedrungenen Erzählungen gegeben wurde, legte die Grundlage zu der sich dann tüppig entwickelnden wissenschaftlichen Erforschung. Nach vielen Jahren (1888) verfasste er eine bibliographische Übersicht der handschriftlichen russischen Übersetzungen westeuropäischer Erzählungen, auch Gedichte, die sich besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. stark verbreiteten, unter dem Titel 'Für Liebhaber literarischer Antiquitäten'. Er gab selber einen solchen 'Roman' heraus: 'Die Geschichte von einem spanischen Edelmann Doltorn' (1887), der wieder die Vorlage der russischen 'Geschichte von dem russischen Matrosen Vasilij' wurde. In seiner 'Geschichte der slawischen Literaturen' (in deutscher Übersetzung 1883) lieferte er eine Übersicht der Volksliteraturen der slawischen Völker, wie später in seiner Geschichte der russischen Literatur (2. Aufl. 1902/03) eine solche der russischen Volkspoesie.

Unter den neueren russischen volkskundlichen Arbeiten nimmt wohl den ersten Platz ein das gross angelegte Werk von E. V. Aničkov, 'Das Lied des Frühlingskultus im Westen und bei den Slawen, 1. Teil: Vom Kultus zum Lied' (Petersburg, Akademie 1903, 29 u. 392 S.). Der Verfasser knüpft an die von einigen Gelehrten wie Gaston Paris und Bielschowsky vertretene Ansicht an, dass die Kunstlyrik des Mittelalters sich unter Einfluss des bei den Frühlingsfesten und Tänzen gesungenen Volksliedes entwickelt hat. Diese Ansicht will der Verfasser mit Hilfe des slawischen Liederschatzes sicher beweisen. Er hält es sogar für unmöglich, das westeuropäische Volkslied ohne Kenntnis der 'slaworussischen' Volksdichtung zu erforschen und bedauert lebhaft, dass die westliche Wissenschaft dies osteuropäische Material ignoriert. Als seine Aufgabe betrachtet er die parallele Erforschung der 'griechisch-slavorussischen' und der germanisch-romanischen Volkskunde. Wir hätten hier nur die Terminologie 'griechisch-slavorussisch' oder 'slavorussisch' zu bemängeln; denn die Volksdichtung dieser Gruppen kann keineswegs als etwas Ganzes der westeuropäischen gegenübergestellt werden. Mit viel mehr Recht betont der Verfasser, dass hier nicht das sprachliche Moment entscheidet, sondern vielmehr der kulturelle Zusammenhang von der Sprache nach geschiedenen Völkern und Stämmen. Er zieht daher das volkskundliche Material

der sprachfremden Völkerschaften Russlands, der Čuwaschen, Čeremissen, Wotjaken u. a. heran. Den Volksbrauch will er ganz unabhängig von der Mythologie untersuchen; er sucht die Frage nach dem Verhältnis von Lied, Brauch und Fest zu beantworten, indem er die Volkslieder, welche mit den Frühlingsgebräuchen und -Festen verbunden sind, betrachtet. In der Einleitung berührt er die von Grimm, Kuhn, Schwarz und Mannhardt aufgestellten Theorien und hebt als Mannhardts Verdienst hervor, dass er die selbständige Erforschung des Brauches begonnen und ihn wenigstens teilweise von der Mythologie befreit habe. Das zweite Kapitel schildert die Bewillkommung und Verehrung des Frühlings bei den verschiedenen Völkern von Ost- und Westeuropa, die Begrüssung der ersten Zugvögel und des ersten Veilchens, die in Russland stellenweise bis zu einer religiösen Feier heranwuchs (S. 107f.), vergleicht damit die bekannten Feste der Griechen und Römer und kritisiert die Versuche, eine slawische Frühlingsgöttin nachzuweisen; ferner Festgebräuche am 1. Mai (S. 122f.), Maibaum, Baumkultus; das Frühlings-Begrüssungslied, 'trimousettes', Maigraf, Maibraut, Pflingstl u. a. mehr (S. 168f.). Der russische Gelehrte hält dafür, dass Mannhardt und Frazer in ihren Versuchen, in den Frühlingsgebräuchen einen Reflex der ganzen Mythologie des Pflanzentums zu finden, zu weit gehen. In dem grünen Zweig, der aus dem heiligen Haine gebracht wird, ist eher ein sakrales Zeichen zu erblicken. Indem er auf die Ähnlichkeit der Weihnachtsgebräuche mit den Frühlingsgebräuchen, insbesondere im 'griechisch-slawisch-russischen' Osten mit den *κολυμβαι*, koljady hinweist, spricht er die Vermutung aus, dass der Brauch sich einst am Beginne des wirtschaftlichen Jahres abspielte. Im dritten Kapitel (S. 258) untersucht er die verschiedenen Reinigungsgebräuche mit Wasser und anderen Mitteln, besonders das Vertreiben der bösen Geister durch Lärmen u. a., Umackern des Dorfes mit einem von Frauen gezogenen Pfluge, das Todaustragen, den Streit zwischen Winter und Frühjahr, den Frühjahrskult der Ahnen (S. 295f.), das Fest des ersten Zuwachses, des ersten Eis (S. 307), Opferfeste, der lettischen Uhssing (S. 312f.), die Bräuche beim ersten Viehaustreiben auf die Weide; Gebräuche beim Anfange des Ackerns (S. 330f.), beim Säen, verschiedene Feste. Das altgriechische Adonisfest war eigentlich eine Beschwörung des Samens (S. 346); Flurumritt u. ä. Gebräuche (S. 352f.). In dem Schlusskapitel (S. 361f.) versucht der Verfasser, die Ausführungen Frazers kritisierend, die Psychologie der Volksgebräuche zu ergründen. Die Volksgebräuche sind nicht in dem Anerkennen der Unabänderlichkeit der Naturgesetze begründet, sondern umgekehrt in dem Glauben an die Möglichkeit deren Bruch herbeizuführen. Sie haben ihre Wurzel in dem Egozentrismus, sie entspringen aus der Weltanschauung, die religiös genannt werden könnte, da sie durchaus in der Vorstellung einer Gottheit begründet sind. In dem Glauben an seine Macht über die Natur meinte der ursprüngliche Mensch selbst Gott zu sein; und diese Vorstellung von der Gottheit wird noch bestimmter, wenn die Bräuche ein Magier, Priester, Schamane ausführt. Hier streift also der Verfasser die Frage nach dem Ursprung der Religion. Endlich versucht er die Frage nach dem Ursprunge des Liedes zu lösen. Lied und Brauch sind organisch verbunden. Das psychologische Wesen der Beschwörung ist die Konzentrierung des Bewusstseins auf einen bestimmten Wunsch, welche in den Zustand der Ekstase führt. Die Beschwörung spielt sich ab bei Lied und Tanz unter den Klängen der Trommel u. ä. Das Lied hat einen ganz bestimmten Zweck. Es führt zugleich mit anderen Mitteln die Ekstase herbei und drückt nebenbei durch Worte den Wunsch selbst aus. Seine rhythmische Form ist eng mit dem Inhalt verbunden. In diesem mit dem Beschwörungsritual genetisch zusammenhängenden Liede erblickt nun der Verfasser

die ursprüngliche Gestalt der Volkspoesie. Er verbindet diese seine Ansicht mit anderen Theorien über den Ursprung des Liedes, besonders mit der Büchers. Da ich auf Einzelheiten dieses inhaltreichen Buches hier nicht eingehen kann, begnüge ich mich, durch eine knappe Inhaltsübersicht die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt darauf zu lenken.

Einen Beitrag zur vergleichenden Sagen- und Märchenwissenschaft liefert Alexander N. Wesselofsky, 'Über die Sage von Basarga' in den Nachrichten der Abteilung für russische Sprache und Literatur der Akademie der Wissenschaften 9, Heft 2. Es ist das eine legendenhaft gefärbte Geschichte von einem weisen Kaufmannssohne, der die seinem Vater von dem grausamen heidnischen König auferlegten Rätsel löst; es wird auf Gesta Roman. cap. 194 und auf andere im Mittelalter verbreitete Erzählungen hingewiesen (Köhler, Kl. Schr. 2, 651). Derselbe Gelehrte untersucht 'die Frage nach der Heimat der Legende vom hl. Gral' im Journal des Minist. für Volksaufklärung Bd. 351, S. 395—453. — J. A. Šljapkin bestreitet in einem Aufsatz über das Märchen vom Jerš Jeršovič (Journal d. Minist. für Volksaufklärung, August 1904, S. 380f.) den von Gaster in der Byzant. Zeitschrift 13, 231f. behaupteten Zusammenhang desselben mit dem byzantinischen *ἐψαρολόγος* und erblickt eher in demselben ein Produkt der russischen Natur und des russischen Lebens und zwar des russischen Nordostens nicht vor dem Anfange des 17. Jahrh. Ein verwandtes Märchen wurde unlängst im Gouv. Wjatka aufgezeichnet und in der Živaja Starina 13, 404f. neben einigen anderen abgedruckt: die Krähe vernichtet das Nest des Kuckucks und dessen Jungen; der Kuckuck führt Zeugen herbei, verliert aber, da die Krähe diese verleumdet, den Prozess und wird in den Wald vertrieben. — G. Potanin setzt seine oben 14, 344f. registrierten Studien in der Ethnograph. Rundschau Bd. 58, 1—27 und Bd. 59, 28—54 fort; an letzterer Stelle untersucht er die Sage von Balder und den zwölf Asen, verweist auf ähnliche asiatische Sagen und macht gegen Sophus Bugges Erklärung des Ursprunges dieser Sage Einwendungen. — Die gewiss zahlreichen Kreise, die des Dänischen unkundig sind, wird es freuen, dass das gerühmte Werk Oestrups über 1001 Nacht nun in russischer Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde im 8. Bande der Arbeiten über orientale Philologie (Trudy po vostokovédčiju), welche das Lasarevsche Institut für orientale Sprachen in Moskau herausgibt. Der Übersetzung ist eine ausführliche literarhistorische Einleitung von A. Krymskij vorausgeschickt, in der eine Übersicht der bisherigen europäischen Studien über die arabischen Erzählungen und auch eine ästhetische Würdigung derselben gibt und ähnliche Sammlungen, besonders Kalila und Dimna, Sindibad, Barlaam und Josaphat, bespricht. Er ist überzeugt, dass 'in der ungeheuren Mehrzahl die europäischen Volksmärchen mit Bestimmtheit auf Indien und noch genauer auf die Schöpfungen des indischen Buddhismus zurückzuführen sind' (S. LVIII). — A. Wetuchow setzt die schon oben 14, 346 angeführte Studie über Beschwörung- und Verwünschungsformeln im Russischen philolog. Boten fort und untersucht die Beschwörungen gegen Blutung und Zahnschmerzen.

Beiträge zur Kenntnis des russischen Volksepos liefert A. Markov, indem er die Reflexe des realen Lebens in der russischen epischen Poesie in der Ethnograph. Rundschau Bd. 58, 42—112. Bd. 59, 1—27 festzustellen sucht, und zwar die Reflexe des ökonomischen, öffentlichen, familiären und religiösen Lebens, um dann weiter die Frage nach Zeit und Ort ihrer Entstehung zu lösen. Er kommt zu dem Resultate, dass das Epos sich etwa im 12.—15. Jahrh. bildete. Von der Mitte des 16. Jahrh. an entstehen dann historische Lieder von ganz anderem Charakter. Der geographische Horizont der epischen Lieder umfasst den ungeheuren Raum vom

‘Deutschen’ Meere bis zum Kaspischen, vom Eismeere bis Arabien. Daraus ist zu ersehen, dass sich das Epos in den verschiedensten Gegenden bildete; jedes Land des alten Russlands arbeitete an der Schaffung desselben. Die epischen Lieder entstanden besonders in Halič und Wolhynien, Kijew, Černigov, Polock, Murom-Rjasan, Vladimir-Suzdal und Novgorod. — Derselbe Gelehrte versucht eine Quelle des epischen Liedes von den 40 Pilgrimen und die historische Grundlage des epischen Liedes vom Fürsten Roman und den litauischen Prinzen festzustellen in der Ethnograph. Rundschau Bd. 61, 110—138. Ausserdem finden wir in derselben Rundschau Bd. 60, S. 43ff. noch einen Aufsatz von A. S. Jakub über das epische Lied von Suchman. Nicht geringes Interesse weckt ein kleiner Aufsatz von N. L. Brodskij, ‘Spuren professionaler Märchenerzähler in den russischen Märchen’ (Ethnogr. Rundschau Bd. 60, 1—18). Auf Grund der Architektonik des Märchens kommt der Verfasser zu dem Schlusse, dass das Märchen nur im Kreise professionaler Erzähler seinen formalen Ausbau erlangen konnte. Diese gewerbsmässigen Erzähler erblickt er in den altrussischen Spielmännern (‘skomorochi’) und führt historische Zeugnisse für die Existenz solcher Märchenerzähler bis in das 18. Jahrh. an. Einem anderen Bericht in der Živaja Starina Bd. 13, 404 entnehmen wir, dass z. B. im Gouv. Vjatka sehr selten Märchenerzähler anzutreffen sind, dagegen fast in jedem Dorfe gute Rezipitoren epischer Lieder, dass also das Märchen im Absterben begriffen ist, aber durchaus nicht die Lust am Erzählen selbst; denn das alte Märchen wird durch neue in die Volksmassen eindringende literarische Erzeugnisse verdrängt. So hörte jener Berichterstatter einen in den Kreisen des Landvolkes beliebten Erzähler den bekannten historischen Roman des Grafen Alexej Tolstoj ‘Fürst Serebrjanyj’ mit wunderbarer Treue wiedergegeben, ebenso das Märchen Mark Twains vom Prinzen und dem Bettler und andere Erzählungen. — Hier seien noch meine Kommentare zu den Sammlungen weissrussischer Märchen von Federowski und Romanov in den Nachrichten der Abteilung für russ. Sprache Bd. 8 H. 4, 340—362; Bd. 9 H. 1, 424—447 verzeichnet.

Von neuen Materialien der volkstümlichen Traditionen ist an erster Stelle die neue Sammlung epischer Lieder aus dem Gebiete der unteren Petschora von N. Ončukov zu erwähnen ‘Pečorskija byliny’ (in den Abhandlungen der ethnographischen Abteilung der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft Bd. 30, 45 und 424). Einzelne Lieder wurden schon früher abgedruckt, auch die vorausgeschickte Einleitung (vgl. oben 13, 242; 14, 344). Die Lieder (101 an der Zahl) stammen aus 14 Dörfern von 25 Rezipitoren (18 Männern und 7 Frauen) her, deren Biographien beigegeben sind. Es sind sowohl arme als vermögende Leute, zwei sogar des Lesens kundig, grösstenteils im Greisenalter, sehr wenig unter 50, keiner unter 40 Jahren, einige blind. Ončukov druckt bei weitem nicht alle Lieder ab, die er von den Leuten singen hörte. Von den meisten Sängern teilt er nur ein bis drei Lieder mit, von einigen fünf bis acht Lieder, von einem einzigen sechzehn Lieder. Wir gewinnen also keineswegs ein erschöpfendes Bild von dem Liederrepertoire dieser Sänger. Über die Art und Weise, wie die Lieder rezitiert, mannigfach ausgeschmückt, geändert, verschlechtert werden, lesen wir verschiedene interessante Bemerkungen. Viele dieser Leute sind auch meisterhafte Märchenerzähler; doch ist aus den Anmerkungen des Herausgebers nicht ersichtlich, inwieweit das Märchen erzählen Einfluss hat auf das Rezitieren der epischen Lieder. Einige, z. B. Vokujev S. 256, Ditjatev S. 312 erzählen Märchen und singen die epischen Lieder gleich ‘kunstvoll’; ein anderer, Šišolov S. 275, kann mehr Märchen prächtig erzählen, aber auch ein episches Lied rezitierte er prächtig; ein anderer, Čuprov S. 176, ragt als Märchenerzähler hervor, kennt jedoch auch einige Lieder. — Vs. Th. Miller gab

eine Sammlung historischer Lieder aus dem westlichen Sibirien, 15 Nummern, in den Nachrichten der Abteil. f. russ. Sprache Bd. 9 H. 1, 1—79 mit kritischen teilweise recht ausführlichen Anmerkungen heraus.

Andere kleinere Sammlungen sind in der Ethnograph. Rundschau abgedruckt: in Bd. 59, 91f. aus dem westlichen Sibirien, Fabriksliedchen aus dem Gouv. Vladimir ebd. S. 114f., Lieder und Tänze aus dem Bezirk Obojansk, Gouv. Kursk Bd. 60, 115f., über vier- oder zweizeilige Liedchen, die von der an Spinnabenden zusammenkommenden Jugend im Gouv. Petersburg und Novgorod u. a. gesungen werden Bd. 59, 69ff., Reigen und Tanzlieder aus einem Orte des Gouv. Orenburg Bd. 61, 139f. In dem Städtchen Voronež des Gouv. Černigov fand Iv. Avramov das Volksschauspiel vom Kaiser Maximilian, welches zu Weihnachten aufgeführt wird und teilt es in den Nachr. d. Abteil. f. russ. Sprache Bd. 9 H. 3, 266f. mit. Es ist das eines der beliebtesten Volksschauspiele in Russland (vgl. Ethnograph. Rundschau 36, 76f.; 37, 103f.; 38, 161f.; 39, 47. Romanov Bělorus. Sbornik 5, 273f.). In die Frage nach dem Ursprung dieses Volksschauspieles hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, nicht einmal in eine Vergleichung der bisher edierten Texte und ist so weit hinter der Studie von V. Kallaš (Ethnogr. Rundschau Bd. 39) zurückgeblieben. — Einen sehr wertvollen Beitrag zur näheren Kenntnis 'des kleinrussischen (epischen) Liedes und deren jetzigen Träger' professionaler Sänger lieferte M. Speranskij im 5. Bande des 'Sbornik' der histor.-philolog. Gesellschaft in Něžin (Kiew 1904, 52 u. 26 u. 54 S.). Er teilt insbesondere bis hierher unbekannte Berichte über die recht zeremonielle Aufnahme eines neuen Mitgliedes in die Sängergenossenschaft wie auch über deren Organisation mit; er konstatiert den sich bereits geltend machenden Einfluss der gedruckten Sammlungen der Volkslieder, analysiert und vergeleicht das Repertoire der einzelnen Sänger, besonders das Repertoire des zurzeit am meisten vorragenden Volkssängers T. M. Parchomenko. In der zweiten Abhandlung ist ein Verzeichnis der jetzigen Volkssänger und der von jedem einzelnen gesungenen Lieder abgedruckt, die dritte enthält die Lieder des Parchomenko. — N. Th. Sumkov schildert in einem Aufsatze in den Nachr. der Abteil. f. russ. Sprache u. Literatur Bd. 9 H. 3, 1f., wie die vor 50 Jahren erschienene Sammlung 'südrussischer Volkslieder' A. L. Metlinskij's von der derzeitigen Kritik aufgenommen wurde.

Eins der wichtigsten Werke über die russischen Sprichwörter ist die von J. Iljustrov herausgegebene Sammlung russischer Sprichwörter und Redensarten (Kiew 1904, 475 S.), ein Ergebnis langjähriger, hingebungsvoller Arbeit. Aus handschriftlichen Sammlungen des 18. Jahrhunderts sowie aus allen grösseren und kleineren gedruckten Sammlungen sind die Sprichwörter und Redensarten aller russischen Stämme und auch der fremdsprachlichen Völker Russlands zusammengetragen und nach bestimmten Gesichtspunkten klassifiziert. Welche grosse Arbeit hier zu bewältigen war, ist am besten zu ersehen aus der Zahl des gesammelten Materials; es sind 113 432 grossrussische, 30 431 kleinrussische, 11 642 weissrussische und 9312 fremdsprachliche Sprichwörter und Redensarten. Die grösste bisherige Sammlung, die kürzlich im dritten unveränderten Abdrucke erschien, Vlad. Dalj, Poslovice rus. naroda, St. Petersburg 1904, enthält 30 130 Nummern. Iljustrov, kein Fachgelehrter, sondern Liebhaber im besten Sinne des Wortes, widmete durch 20 Jahre alle seine freien Stunden, soweit es ihm sein Kanzleidiens erlaubte, dieser Arbeit, sammelte und studierte alle, auch die unbedeutendsten Sammlungen, die in kaum bekannten provinziellen Publikationen zerstreut waren. In der Einleitung zu seinem Werke gibt er, nachdem er den Begriff des Sprichwortes (poslovica) und der Redensart (pogovorka) festgestellt hat, eine Übersicht

dieser Literatur. Mehrere Register beschliessen das verdienstvolle Werk. — Zu erwähnen ist noch ein Aufsatz in der *Živaja Starina* 13, 396f.: 'Eine Charakteristik der gesellschaftlichen Klassen nach den Sprichwörtern und Redensarten des Volkes' von J. Kuznecov.

Abgeschlossen sind die oben (14, 344) verzeichneten Volkstraditionen aus dem Gouv. Wologda in der *Živaja Starina* 13, 361f. verschiedene Gebräuche, Vorzeichen, Apokryphe, religiöse Lieder von dem heil. Alexius u. a., Hochzeitslieder, Reigenlieder. Ziemlich reiches volkskundliches Material wurde in einigen dialektologischen Arbeiten publiziert, so in V. Černyševs Bericht von einigen Dialekten der Bezirke Twer, Klin und Moskau (St. Ptsbg. 1903, 191 S., im 75. Bd. des *Sbornik d. russ. Abteil. d. Akad. d. Wiss.*) hauptsächlich Lieder, wozu S. 157f. Varianten aus anderen Sammlungen angeführt werden und bei einigen auch dessen literarischer Ursprung nachgewiesen wird. Bereits gegen Ende des 18. Jahrh. drangen Kunstgedichte aus der Literatur in das Volk und verbreiteten sich in alle, auch die entferntesten Gegenden. V. Černyšev begleitet seine Sammlung mit einigen 'Bemerkungen über die Volkslieder' (S. 122—156), und wirft daselbst sehr wichtige Fragen über deren Ursprung auf. Er weist nach, dass das Volkslied ursprünglich in den höheren, gebildeten Klassen des Volkes erwuchs, grösstenteils im zentralen Russland, in den Städten, auf den Sitzen des Adels, und dort sich lange noch im 19. Jahrh. erhielt; doch bereits am Ende des 18. Jahrh. begannen die alten Lieder in die weiteren Schichten des Volkes, der Bauernbevölkerung zu sinken. Auch die sentimentale Poesie vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrh. hatte einen nicht unbedeutenden Einfluss auf die Volkspoesie. — Sehr viel volkskundliches Material enthalten die von J. V. Bessaraba gesammelten 'Materialien zur Ethnographie des Gouv. Sedlec' (1903, 7 u. 324 S. im 75. Bd. des *Sbornik d. russ. Abteil. d. Akad. d. Wiss.*): Sagen und Märchen von der Erschaffung des Wolfes, des Storches (S. 41), historische Erzählungen (S. 47f.), Sprichwörter u. a. (S. 78f.), Lieder (S. 86f.), Aberglauben, Haus (S. 149), Tracht, Gebräuche, Volksmedizin, Musikinstrumente (S. 159), Kinderspiele (S. 161f.), Gebräuche an kirchlichen Festtagen (S. 175ff.), Hochzeitsgebräuche und Lieder (S. 239f.). — Einiges wenig hat auch E. Karskij in seinen 'Materialien zur Kenntnis der weissrussischen Dialekte' (H. 4, S. 72) im 75. Bd. desselben *Sbornik* mitgeteilt, Märchen und besonders Lieder. Ebenso sind Märchen, Lieder u. a. in den 'Materialien zur Kenntnis der grossrussischen Dialekte' S. 246 im 73. Bd. desselben *Sbornik* abgedruckt; das Volksleben im Dorfe Kurostrov, dem Geburtsorte Lomonosovs im Gouv. Archangelsk, wird S. 26ff. beschrieben, unter den dort allgemein gesungenen Liedern sind auch einige von Puschkin, Koljcov, Nekrasov (S. 86); Beschwörungsformeln aus einem Orte des Gouv. Simbirsk (S. 214f.), Hochzeit in einem Orte des Gouv. Wjatka (S. 222f.).

Der 'Sammelband von Materialien für die Beschreibung der Ortschaften und Völker des Kaukasus' bringt im 34. Bd. (Tiflis 1904) einen Aufsatz 'Das Kosakendorf Jekaterinogradsk im Gebiete Terek', darin eine Beschreibung der Hochzeit. Eingehend wird das ganze Leben der russischen Kolonisten der Steppe nördlich vom Terek geschildert (S. 35—101), besonders dann im Kosakendorf Naursk (S. 102 bis 309), so das Haus (S. 139f.), Landwirtschaft und andere Beschäftigungen, Küche, Kleidung, sanitäre Verhältnisse, Volksmedizin, soziale Verhältnisse, Feste und Gebräuche, Hochzeit (S. 283ff.) u. a. mehr. In der 3. Abteilung dieses Bandes sind Märchen abgedruckt, neben einigen mingrelischen und imeretinischen auch drei aus dem erwähnten Kosakendorfe (S. 61f.). Nr. 1: 'Der Kaiser und seine drei Söhne', ähnlich Schiefner Nr. 10 (Köhler, Kl. Schr. 1, 562), hiermit ist noch verbunden

das Motiv von der gefundenen goldenen Feder (Köhler 1, 467f. 542). — Nr. 2: Das Märchen von den drei neidischen Schwestern; wie sie den Kaiser erblicken, sagt die älteste, wäre sie des Kaisers Frau, so würde sie ihm einen Heldensohn gebären, die mittlere will ihm drei Töchter Hoffnung, Glaube und Liebe gebären, die jüngste will drei Söhne gebären, bis zum Ellenbogen golden, bis zu den Knien silbern, mit dem Mond an der Stirne, mit Sternen am Körper (vgl. Köhler 1, 565f. zu Schiefner Nr. 12). — Nr. 3: Von der unterschobenen Braut. Die Schöne oberhalb der Quelle, zwei schwarze Mädchen unter dem Baume; als Einleitung ist ein eigenes Motiv vorausgeschickt: dem Vater wird von einem Fremden gesagt, sein Weizen würde solange nicht gedeihen, als er nicht seine Tochter töte und sie im Felde vergrabe; der Vater ist entschlossen die Tochter zu opfern, doch sie entflieht.

Endlich ist noch ein Aufsatz über Hochzeitsgebräuche vom Ufer des Weissen Meeres in der Ethnograph. Rundschau Bd. 59, 55ff. zu erwähnen. Über Hochzeitsgebräuche im Gouv. Wjatka ist noch zu lesen ein Beitrag im Gedenkbuch (Pamjatnaja knižka) des Gouv. Wjatka und Kalender für 1904. Einige ethnographische Skizzen von verschiedenen Autoren, mannigfaches Material, wie Aberglauben, Prognostika, Lieder, Umackern u. a. sind aufgenommen im 1. Bd. des Sbornik der Gesellschaft von Freunden der Geschichte, Archäologie usw. in Twer 1903.

Zum Schlusse sei erwähnt das grosse Werk von E. Th. Karskij, 'Die Weissrussen, Bd. 1: Einführung in die Erforschung der Sprache und der Volksliteratur' (Warschau 1903, 10 u. 466 S.). Das Buch liegt eigentlich ausserhalb unseres Gebietes, da es hauptsächlich die Grenzen des Territoriums, welches die weissrussische Sprache einnimmt, bestimmen will und das Verhältnis der Weissrussen und ihrer Sprache zu den benachbarten Stämmen und Völkern, deren Einfluss, einesteils der Litauer und Letten, andererseits der Polen auf die Entwicklung der Sprache, die Erforschung deren älterer Denkmäler wie der jetzigen Dialekte und die Entfaltung dieses Studiums zu schildern strebt. Für die Volkskunde ist sehr erwünscht und wertvoll das 7. Kapitel (S. 199—340), das eine kritische Übersicht aller Sammlungen weissrussischer Volksliteratur wie auch anderer Studien über die weissrussische Volkskunde überhaupt vom Ende des 18. Jahrh. bis in unsere Tage in chronologischer Ordnung enthält.

Prag.

Georg Polívka.

Neuere Märchenliteratur.

Die von Frau Rittershaus (oben 14, 246) wieder angerührte Frage nach dem Ursprunge der Märchen beschäftigt weiter die Forscher. Während sich Artur Bonus in einem klar geschriebenen, aber zu keinen festen Resultaten gelangenden Aufsätze¹⁾ ziemlich skeptisch über die bisherigen Theorien äussert, sucht F. v. d. Leyen²⁾ Benfey's Anschauung von dem indischen Ursprunge in gewisser Weise mit der von den englischen Anthropologen behaupteten autochthonen Entstehung der Märchen in den verschiedenen Ländern zu vereinigen. Er leitet, an Laistners 'Rätsel der Sphinx' anknüpfend, einzelne Märchenmotive der primitiven Völker aus den Träumen ab, deren Bilder jener frühen Entwicklungsstufe ebenso wirklich erschienen wie die im wachen Zustande erlebten Tatsachen. Dem Traume entspross die Vorstellung vom Zauberschlafe, von der zeitweilig den Körper ver-

1) Bonus, Zur Biologie des Märchens. Preussische Jahrbücher 119, 240—296.

2) F. v. d. Leyen, Zur Entstehung des Märchens. Archiv für neuere Sprachen 113, 249—269.

lassenden Seele, das Motiv qualvoller Foltern, unlösbarer Aufgaben und Fragen, drückender Alpgestalten wie das paradiesischer Wonnen; auch die Musik konnte die Phantasie besonders veranlagter Menschen beflügeln, anderen führte der Haschischrausch lockende und seltsame Bilder, Wanderungen und Tierverwandlungen vor, die zu Keimen poetischer Schöpfungen werden mochten. Genaueres über die Komposition solcher Elemente wird wohl die Fortsetzung dieser noch nicht vollständig vorliegenden Arbeit bringen. — Aus der Wanderung von Märchenstoffen möchte Wake¹⁾ die vereinzelt Züge des altägyptischen Märchens von den zwei Brüdern erklären, die in nordamerikanischen Indianererzählungen auftauchen, ohne dies freilich näher zu begründen. — Auch Polívka hält in seinen 'Märchenwissenschaftlichen Studien'²⁾ durchaus an der Wandertheorie fest und hofft, dass sich im Laufe weiterer genauer Untersuchungen die Heimat der einzelnen Stoffe feststellen lassen wird, zumal da die Märchen viel zu komplizierte Geistesprodukte sind, um aus der Kinderzeit der Menschheit herzustammen. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass alle oder die meisten Märchen, wie Kawczyński annimmt, aus der Kunstdichtung in das Volk herabgesunken sind. Bei der Vergleichen der verschiedenen Versionen eines Stoffes ergeben sich aus formalen Kennzeichen bestimmte geographische und kulturell-politische Grenzen. P. unterscheidet in Europa drei Gebiete, das west- und mitteleuropäische, das östliche und das südöstliche, zwischen denen wenig direkte Beziehungen bestehen. Nur im südöstlichen Gebiete kreuzen sich orientalische, kaukasische und kleinrussische Einflüsse. Den Hauptteil des Werkes bilden ausführliche Untersuchungen über die Märchen vom tapferen Schneiderlein (selbständig in Mitteleuropa, Russland, Kaukasus, Mongolei entstanden), von der traurigen Prinzess, die ein Dummling zum Lachen bringt (verschiedene Gruppen), von den zertanzten Schuhen (gegen Sartori oben 4, 295), vom Bärenhäuter, vom büssenden Teufel (bei den katholischen Slawen), vom rachsüchtigen Heiligen (nur bei den Slawen vorhanden) und vom allein gerechten Tode (überall verbreitet).

Auf deutschem Gebiete habe ich Steigs³⁾ ausführliche Mitteilungen aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Arnim zu erwähnen, die auf die Entstehung ihrer vorbildlichen Märchensammlung ein helles Licht werfen und feine, wengleich bisweilen einseitige Bemerkungen über die unendlichen Variationen der Volksmärchen, die schlichte Vortragsweise, die Unschuld der Volksphantasie enthalten und gegenüber Brentanos und Tiecks 'Verarbeitungen' die Ehrfurcht vor allem Epischen betonen. Auch Arnim, der die Veröffentlichung veranlasste und betrieb, spricht schön über die Entstehung der Poesie und macht eine Reihe gegründeter Ausstellungen an dem seiner Frau gewidmeten Buche, die von den Brüdern in der zweiten Auflage alle berücksichtigt worden sind. — Wisser⁴⁾ hat der

1) C. Staniland Wake, Traits of an ancient egyptian folk-tale, compared with those of aboriginal american tales. Journal of american folk-lore 17, 255—264.

2) G. Polívka, Pohádkoslovné studie (Národopisný Sborník čechoslovanský 10). Prag 1904. XXVI, 212 S. — Dazu ein deutsches Resümee von acht Seiten, auf das ich mich allein stützen kann.

3) Achim von Arnim und Jakob und Wilhelm Grimm, bearbeitet von Reinhold Steig (Stuttgart und Berlin, Cotta Nachf. 1904. VII, 633 S.), S. 213—273: 'Die Kinder- und Hausmärchen'. — Vgl. Steig, Vossische Zeitung 1904, Sonntagsbeilage 9—10.

4) W. Wisser, Wat Grotmoder vertellt, neue Folge. Ostholsteinische Volksmärchen. Jena, E. Diederichs 1905. 96 S. 0,75 Mk. — Inhalt: S. 5 Windhund, Kreih un Migelreem (Grimm, KHM. 62). S. 11 De Könisdochter inn Keller (Gr. 193). S. 18 De Mann utn Paradies (Wickram, Werke 3, 391 Nr. 107). S. 19 De klook Burndochter (Gr. 94).

ersten für die Jugend bestimmten Auswahl aus seiner noch ungedruckten Sammlung holsteinischer Volksmärchen (oben 14, 125) eine zweite Lese von 19 Stücken nachfolgen lassen, an der wir wiederum die treffliche, durchaus zuverlässige Wiedergabe der lebendigen Erzählweise des Volkes (offenbar hat W. unter den verschiedenen Erzählern und Erzählerinnen die besten ausgesucht) und der traulichen niederdeutschen Mundart rühmend hervorheben möchten. — Zu einem netten Kinderbuche hat auch Dähnhardt¹⁾ die neue Ausgabe seiner naturgeschichtlichen Märchen (oben 8, 106) umgestaltet, indem er dasjenige, was für die Jugend minderes Interesse bot, wegliess und dafür neue Stücke einschob. Die Sammlung zählt jetzt statt 126 Nummern 90, darunter freilich einige kaum noch als ätiologische Märchen zu bezeichnende, wie das kroatische Nr. 23 (vgl. Köhler, Kl. Schr. 1, 440) und das mazedonische Nr. 28 (vgl. Grimm 65). Der Wissenschaft will D. durch ein umfassenderes Werk über denselben Gegenstand dienen, das demnächst erscheinen soll. — Eine Fortsetzung zu den oben 12, 245 angezeigten 'Engadiner Märchen' hat G. Bundi²⁾ in derselben reichen, Seite für Seite illustrierenden Ausstattung veröffentlicht. Die drei in deutscher Übersetzung mitgeteilten Stücke sind: 1. Der Drache im schwarzen Walde (ein Jüngling erlöst seine vom Drachen geraubte Schwester, indem er mit einem unterwegs erhaltenen Stabe auf die lockere Erde schlägt, unter der jener liegt), 2. Tredeschin (Dreizehn wird Stallknecht beim König und stiehlt auf dessen Geheiß dem Türken seinen Schimmel, seine Bettdecke und seinen Papagei; vgl. Köhler, Kl. Schr. 1, 305), 3. Die Bettler von Ponte (Hans belauscht Räuber und erfährt, wie er die versiegte Quelle in Mantua öffnen und den König in Wien von der ihm durch den Genuss von Äpfeln angezauberten langen Nase befreien kann).

Von Interesse für den Nachweis des Alters der heute umlaufenden Märchenstoffe ist die von Ulrich³⁾ für die neue Gesellschaft für romanische Literatur unternommene Publikation des aus dem 13. Jahrhundert stammenden altfranzösischen Romans Trubert, der zwar schon einmal durch Méon (1823) gedruckt war, hier aber erst mit Benutzung von Reinhold Köhlers Hinweisen in den rechten Zusammenhang gerückt erscheint.⁴⁾ Über den Verfasser Douin ist nichts näheres bekannt. Sein Held Trubert ist ein durchtriebener Schelm, der aus blosser Lust am Schaden anderer in verschiedenen Verkleidungen (als Verkäufer einer von ihm bunt ange-

S. 25 De dumm'n Frunslüd (Gr. 59). S. 27 De Schooster un de Snider (Gr. 107). S. 32 Voss un Wulf (Gr. 73. 2). S. 38 Uns Herrgott un de Dööster. S. 40 Dat Könirik vun Mornsteern (Gr. 92). S. 52 De Reisen mit den Löbn (Grimm DS. 526. Zimmermann in Paul-Braunes Beiträgen 13, 273). S. 55 Berg Sinai tu dich auf (R. Köhler, Kl. Schr. 1, 292 usw.). S. 65 De Katt (Gr. 38). S. 67 De Snider un sin dree Söhns (Gr. 36). S. 73 De Jung mit de golln Haar. S. 75 De Köni un de Schinnerknech (Gr. 199; zur Einleitung H. Sachs, Fab. 5, 184). S. 81 De Spitzboof (Gr. 192). S. 85 De Bur als Afkat (H. Sachs, Fab. 2, XXII Nr. 338). S. 87 Strohthalm, Koll uu Bohn (Gr. 18). S. 88 De klook Bur (oben 6, 73 zu Gonzenbach 37).

1) O. Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen. Zweite, verbesserte Auflage mit Bildern von O. Schwindraheim. Leipzig, Teubner 1904. VI, 140 S.

2) Engadiner Märchen, erzählt von G. Bundi, illustriert von G. Giacometti, zweite Folge. Zürich, Polygraphisches Institut (1904). 50 S. 4".

3) Trubert, altfranzösischer Schelmenroman des Douin de Lavesne, nach der Handschrift mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar neu hsg. von J. Ulrich. Dresden 1904 (Halle, Niemeyer). XXXIV, 85 S. (Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 4).

4) Lies auf S. XXVI¹ R. Köhler 1, 233. Zu S. XXVII vgl. noch Montanus, Schwankbücher S. 569; zu S. XXVIII Mitte Oesterley zu Kirhhof 1, 2, 50.

strichenen Ziege, als Zimmermann, als Arzt, als Ritter und als Fräulein) der herzoglichen Familie eine Reihe boshafter und unsauberer Streiche spielt, den Herzog um Geld und Ross prellt, durchprügelt und beschmutzt, dessen Neffen, mit dem er die Kleider getauscht, an seiner Statt hängen lässt, die Herzogin aber und deren Tochter entehrt. Merkwürdigerweise begegnet nun derselbe Stoff, von dem sonst keine literarische Fixierung nachgewiesen ist, 600 Jahre später in französischen, italienischen, katalanischen und norwegischen Märchen (Cosquin 81, Gonzenbach 82, Asbjörnsen 80 usw.), nur dass jene argen Streiche nicht mehr ohne Anlass gegen einen Fürsten verübt werden, sondern mit besserem Rechte einem hartherzigen Räuber, einem geizigen Bauern oder einem betrügerischen Mönche gelten, der den Helden zuvor geschädigt hat. Aus dem deutschen Märchenschatze könnte man, soweit ich sehe, nur das Motiv vom Hasenhirten (R. Köhler 1, 58. 554) als eine entfernte Parallele anführen.

Als eine für die vergleichende Märchenkunde ungemein wichtige Arbeit begrüßen wir den 8. Band von Chauvins Bibliographie des ouvrages arabes¹⁾, der 'Syntipas' betitelt ist. Bekanntlich stammt diese der Weltliteratur angehörige Geschichte der sieben weisen Meister aus Indien her; aber die ursprüngliche Fassung ist verloren, und die zahlreichen Bearbeitungen in orientalischen und europäischen Sprachen behalten wohl die Rahmenerzählung von dem durch seine unkeusche Stiefmutter verleumdeten Prinzen und den seine Verteidigung beim Könige führenden Lehrern bei, nehmen jedoch an den eingeschalteten Novellen so erhebliche Änderungen vor, dass eine Übersicht über das Verwandtschaftsverhältnis und den Bestand der verschiedenen Rezensionen schwer zu gewinnen ist. Chauvin hat nun zwar keine zusammenhängende Untersuchung in der Art von Benfey's Panschatantra geliefert, aber er gibt ganz in derselben Weise wie in seinem Werke über die 1001 Nacht (oben 14, 247) eine nützliche Übersicht der bisherigen Forschungen (Stammbaum auf S. 4) und eine noch dankenswertere Inhaltsangabe der einzelnen Novellen der arabischen Sieben Veziere, des syrischen Sindban, des griechischen Syntipas, des hebräischen Sindabar und anderer arabischer und türkischer Bearbeitungen, sowie der okzidentalischen Sept sages, des Erastus und des Dolo-pathos. Allen Freunden stoffgeschichtlicher Forschungen werden die den 254 Novellen beigegebenen reichhaltigen Parallelennachweise eine besondere Freude bereiten, und um dem Gefühle der Dankbarkeit einen Ausdruck zu verleihen, möchte ich hier wenigstens ein paar Nachträge einflechten. Merkwürdig ist immerhin, dass nicht weniger als acht Beispiele von Frauenlist (Nr. 7. 10. 13. 17. 43. 47. 154. 224) auch in der indischen Çukasaptati (Textus simplicior übersetzt von R. Schmidt 1894; T. ornator 1896) erscheinen. Zu Nr. 24 verweise ich auf Heinrich Frauenlobs Gedicht 'Das weip in der kiste' (Leiche hsg. von Eittmüller 1843 S. 156 Nr. 273), dessen Beziehung zum Orient meines Wissens noch nicht bemerkt ist:

Ich saz uf einem boume,
dâ sach ich wunders vil genuoc;
dô quam ouch dar gegangen
ein man, unt der ein vrouwen truoc
5 in einer wunneelichen laden.
er slôz si uf unt hiez si zuo im sitzen.

Er nam si bi dem soume,
er neig ir nider in die schôz;
der alte wart entslâfen,
10 dô kam ir einer ir genôz
unt tet im an der vrouwen schaden,
ein jungeline der brâht si von den witzen.

Zu Nr. 67 (Unterirdischer Gang des Liebhabers) vgl. Wetzel, Söhne Giaffers 1895 S. 219; zu Nr. 104 (Adileh) Gaston Paris oben 14, 1; zu Nr. 112 (Zeichen-

1) Liège, Vaillant-Carmanne und Leipzig, Harrassowitz 1904. 219 S. 6,50 Fr.

sprache) Köhler, Kl. Schriften 2, 479; zu Nr. 124 (Wette übers Türzumachen) ebd. 2, 576, Pischel, Zeitschr. d. d. morgenl. Ges. 58, 363 und F. W. K. Müller, T'oung-pao Ser. 2, Vol. 5, Nr. 5: 'Die Kuchenwette'; zu Nr. 254 (Matrone von Ephesus) Köhler, Kl. Schriften 2, 583.

Endlich habe ich eine für ein grösseres Publikum bestimmte ansprechende Sammlung afrikanischer Märchen von Fräulein Toni von Held¹⁾ zu erwähnen. Die 60 Nummern, deren Quelle leider nicht immer genau angegeben ist, sind teils ätiologische Märchen (S. 61. 95. 137. 149. 151. 197 usw.), teils Tiergeschichten, in denen der kluge Hase, der Schakal und die Schildkröte eine Rolle spielen, teils endlich zusammenhängende Abenteuer, die ihre arabische Abstammung nicht verleugnen (S. 40). Zu dem Kettenmärchen S. 27 vgl. Köhler, Kl. Schriften 3, 365; zu den gewinnbringenden Tauschgeschäften S. 172f. Cosquin, Contes pop. de Lorraine 2, 205; zum Wettlaufe von Hase und Schildkröte Köhler 1, 535; zur Fabel vom Löwenanteil S. 93 Kirchhof, Wendunmut 7, 24; zu S. 93 (Hyäne und das Spiegelbild des Knochens) Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 426; zu S. 140 und 154 (Schlange lösen) Köhler 1, 581; zu S. 34 (dankbare Tiere, undankbarer Mensch) Köhler 1, 519. Verbreitete Motive sind der vom fernen Besitzer Kunde gebende Speer (S. 4), das Auswerfen und die Verwandlungen auf der Flucht (S. 5f. 11), die drei Lehren (S. 59) u. a.

Berlin.

Johannes Bolte.

Milena Preindlsberger-Mrazović, Bosnische Volksmärchen. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Innsbruck, A. Edlingers Verlag, 1905. XII, 132 S.

Diesem Buche gibt Hofrat Prof. V. Jagić in einem eigenen Schreiben das Geleit in die wissenschaftliche Welt und berührt darin einige Gesichtspunkte und Desiderata, welche die Herausgeberin nicht erfüllt hat. Nur soviel wird man zugestehen, dass sie im ganzen bei der Verdeutschung die Lokalfarbe der bosnischen Erzähler und Erzählerinnen zu bewahren bestrebt war. Wenn weiter Jagić als das wichtigste die Scheidung des christlichen und mohammedanischen Elementes in den Prosaerzählungen der bosnischen Bevölkerung hervorhebt, wie er sie selbst bei der Charakteristik der epischen Lieder durchgeführt hat (Archiv f. slaw. Phil. 11, 429. 21, 628), so ist dieser Aufgabe durch das vorliegende Werk sehr wenig vorgearbeitet worden. Jagić nennt selbst einige Märchen, die nach seiner Vermutung hauptsächlich im Munde der Moslims zirkulieren. Frau Preindlsberger-Mrazović hat es leider versäumt, uns über den Ursprung und die Herkunft ihrer Texte zu belehren.

Es sind übrigens nicht die ersten bosnischen Volksmärchen, die hier in eine Weltsprache übersetzt werden. Einige hat F. S. Krauss 1884 in seine 'Sagen und Märchen der Südslawen' aufgenommen (vgl. 2, XLI. XLVI f.); und vor ihm hatte Frau Csedomille Mijatowics eine Anzahl von Märchen aus der Sammlung 'Bosnischer Volkserzählungen', die von dem Verein der bosnischen geistlichen Jugend in Djakovo 1870 herausgegeben wurde, für ihr Buch 'Serbian Folklore, Popular

1) Märchen und Sagen der afrikanischen Neger, gesammelt von T. von Held. Mit Buchschmuck von G. Nehring und einer Einführung von General von Liebert. Jena, H. W. Schmidt (G. Tauscher) 1904. XIV, 202 S.

Tales' (1874) entnommen, ohne dies besonders zu erwähnen.¹⁾ Selbst die Serben und Kroaten besitzen noch keine Sammlung bosnischer Volksmärchen, die eine sichere Grundlage zu tieferer wissenschaftlicher Forschung bilden könnte. Allerdings ist ziemlich viel gesammelt und publiziert worden; ausser der 1870 erschienenen Sammlung ist zu erwähnen eine von Tordinac (1883), aus der Krauss einiges übertrug, und eine von K. Blagajić (Agram 1886); endlich wurde recht viel volkskundliches Material, Lieder, Märchen u. a. in der Serajevoer Zeitschrift 'Bosanska Vila' veröffentlicht. Doch nirgends finden wir genügend verlässliche Anhaltspunkte für jene von Jagić gestellte Frage; nur das kleine Buch von Blagajić führt die mohammedanischen Erzähler ausdrücklich an. — Frau Preindlsberger-Mrazović hatte im Laufe der Jahre ein 'aus allen Teilen des Landes und von individuell sehr verschiedenen Erzählern herrührendes' Märchenmaterial aufgehäuft, dem sie die vorliegenden Stücke entnahm. Sie schöpft also direkt aus dem Munde des Volkes, gibt jedoch leider nichts näheres über ihre Quellen an; vielmehr findet in der Vorrede der 'Verfasserin' selbst der Zweifel Nahrung, wie weit die Form der Märchen unangetastet blieb oder von der talentvollen Schriftstellerin überarbeitet wurde. Ihre Publikation näher mit anderen gedruckten Märchen aus Bosnien zu vergleichen, muss ich mir leider versagen, da mir hier in Prag das Material nicht vollständig zugänglich ist und eine solche Vergleichung über den engen Rahmen einer Rezension hinausgehen würde. Indes erscheinen hier manche interessante Versionen allbekannter Märchenstoffe und Varianten zu schon bekannten serbischen, kroatischen und speziell bosnischen Fassungen. Nr. 1 bietet eine eigentümliche Verquickung des bekannten Stoffes vom reuigen Räuber (Madej) mit der Vampyr Sage. — Nr. 2 Eintausch der drei Wunschdinge. — Nr. 3 Unibos. — Nr. 4 Die Prinzessin entwendet dem Verehrer durch Trug die drei Wunschdinge (Ring, Teppich und Peitsche), die er für die Befreiung der Tochter des Schlangenkaisers bekommen hatte. — Nr. 6 Der Schuldner stellt sich tot und erschreckt Diebe, die in der Kirche ihren Raub teilen. — Nr. 7 vgl. Krauss 1, Nr. 11 (Der Fuchs leckt nach und nach den Honignapf aus). — Nr. 8 vgl. Krauss 2, Nr. 139 (Von der Stieftochter und der ihr helfenden Kuh). — Nr. 9 vgl. Krauss 2, Nr. 122; v. d. Leyen, Das Märchen in den Göttersagen der Edda S. 72f. — Nr. 10 Der Riese überlistet von einem klugen Zigeuner; vgl. Grimm KHM. 20. — Nr. 11 Die Froschprinzessin. — Nr. 12 'Die Pest im Sacke', d. i. das dumme Weib gibt das Geld einem Töpfer; der Mann will erst heimkehren, wenn er noch Dummere gefunden. — Nr. 13 'Die Goldkinder', abweichend von den bosnischen und serbischen Versionen bei Mijatovics Nr. 21, Bos. Vila 13, 93, Karadžić 111f. 233f. — Nr. 14 'Die Pferde der Wilen' verzehren in der Nacht das Heu, vom jüngsten Bruder gefangen; auf ihnen überspringt der Held einen breiten Graben und gewinnt so die Hand der Prinzessin; erbaut weiter mit Hilfe des hl. Petrus ein Schiff, das ohne Wasser zum Kaiserpalast fährt und setzt endlich mit Hilfe der Gefährten mit wunderbaren Eigenschaften durch, dass der Sultan ihm und seinen Brüdern seine drei Töchter zu Frauen gibt. Neben dem heiss hungrigen und dem leichtfüssigen 'hasenhütenden' Gefährten hilft auch des Helden Stute, indem sie über Nacht neunzig Pferdelaisten Heu verzehrt. — Nr. 15 'Der Jüngling und das

1) In der Einleitung führt sie bloss an, dass die bekannte Sammlung serbischer Volksmärchen von Vuk St. Karadžić und die ebenerwähnte ihre Quelle waren. Der ersten wurden entnommen Nr. 1 (= Karadžić Nr. 1), 2 (K. 2), 3 (K. 3), 4 (K. 4), 5 (K. 32), 6 (K. 12), 7 (K. 14), 8 (K. 16), 9 (K. 19), 10 (K. 25), 11 (K. 64), 12 (K. 44), 13 (K. 34), 14 (K. 57), 16 (K. 51).

Mädchen'. Eine Lenorensage mit einer eigenen Einleitung: der ungetaufte, unehelich geborene Knabe erwürgt Mutter und Vater und stürzt tot nieder, als er in die Kirche eintreten will und der Mesner gegen ihn das Rauchfass schwingt.

Prag.

Georg Polívka.

O. Schrader, Totenhochzeit. Ein Vortrag, gehalten in der Gesellschaft für Urgeschichte zu Jena. Jena, H. Costenoble 1904. 38 S. 8°. 1,50 Mk.

In der vorliegenden Schrift handelt Schrader zunächst von der Bedeutung der Totenbeigaben. Die Darbringung dieser Beigaben wurde ohne Zweifel hauptsächlich von dem Wunsche der Hinterbliebenen bestimmt, den Verstorbenen für ein jenseitiges Leben auszurüsten. Doch fragt es sich, ob nicht daneben oder vielleicht in der ältesten Zeit ausschliesslich ein anderes, die Beigaben bestimmendes Motiv herrschte, nämlich dieses: dem Toten sein ihm von Gottes und Rechts wegen gehöriges Eigentum nicht vorzuenthalten, damit er zum Schaden der Hinterbliebenen nicht selbst wiederkomme, um es zu holen. 'Was eines Menschen Eigentum im Leben gewesen ist, das kommt ihm nach ältester Anschauung auch im Tode zu und muss mit ihm bestattet werden' (Sartori im Archiv für Religionswissenschaft 2, 205f.). Schrader erinnert an den im germanischen Recht weit verbreiteten Begriff des 'Totenteils' und anderes. Der Verfasser glaubt aber einen unzweideutigen Fall nachweisen zu können, wo die Totenbeigabe nicht die Mitgabe des Eigentums bedeuten kann, sondern aus der Fürsorge der Hinterbliebenen für die weiteren Geschicke des Toten im Jenseits erklärt werden muss. Schrader meint den altgriechischen, speziell attischen Brauch, auf den Gräbern unverheirateter Gestorbener eine Art von Wassergefässen, sogen. Lutrophoren, aufzustellen. Solche Lutrophoren spielten auch bei der Hochzeit eine Rolle; man pflegte darin das Wasser zum Brautbad, *λουτρὸν νυμφικόν*, herbeizutragen. Die Lutrophore ist also ein Symbol der Eheschliessung. Was für einen Sinn hat die Lutrophore auf den Gräbern der *ἀγαμοί*? Die bisherigen Erklärungsversuche befriedigen nicht. Es scheint unmöglich, sich die Sitte aus einem allgemeinen Gefühle des Wohlwollens für die Gestorbenen entstanden zu denken. Um zu einer befriedigenden Erklärung der Sitte durchzudringen, verlässt Schrader den griechischen Boden und zieht die Begräbnisgebräuche nichtgriechischer, besonders slawischer Völker zur Vergleichung herbei (S. 12—30). Aus dieser Vergleichung ergibt sich, dass wir deutlich drei Schichten einer und derselben indogermanischen Sitte beim Begräbnis Unverheirateter unterscheiden können. 1. Bei den 'Russen' der arabischen Schriftsteller wurde dem verstorbenen Junggesellen ein Weib in den Tod mitgegeben, das ihm vor ihrer Tötung feierlich angetraut wurde. Das ist die 'Totenhochzeit', die von Masūdī angedeutet, von Ibn Faḍlān ausführlich beschrieben wird. Die Berichte der beiden Araber sind aus Grimms Abhandlung über das Verbrennen der Leichen zur Genüge bekannt. 2. Noch heute herrscht in weiten Teilen der slawischen Länder die Sitte, dass am Grabe der Junggesellen (und Jungfrauen) eine Scheinhochzeit vollzogen wird. Zur Feststellung dieser Tatsache hat Schrader nicht allgemein zugängliche russische Quellen benutzt. Wir sind ihm grossen Dank dafür schuldig. 3. Attischer Brauch: Symbolische Andeutung der Hochzeit durch Aufstellung der Lutrophore zunächst in, dann auf den Gräbern der Unverheirateten. — Man wird sich mit dem Endergebnis von Schraders Untersuchung sowie mit seiner Methode einverstanden erklären können. Zweifel bleiben nur übrig hinsichtlich der Verwertung von Ibn Faḍlāns Bericht

über den russischen Leichenbrand. Das scheint Schrader selbst zu fühlen (S. 19 unten). Im einzelnen möchte ich noch folgendes bemerken. Zu der von Schrader sehr gut erwiesenen Tatsache, dass in Ibn Faḍlāns Bericht durch die vorherrschenden Begräbnisriten uralte Hochzeitssitten hindurchklingen, vgl. diese Zeitschrift 14, 210, wo ich gezeigt habe, dass sich die Zeremonien bei der indischen Witwenverbrennung, soweit das möglich ist, als eine Wiederholung der Hochzeitszeremonien darstellen. Ferner verweise ich auf P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien 1, 305f. Danach heisst in Schlesien der Leichenschmaus am Beerdigungstage unverheirateter Personen auch Hochzeit oder himmlische Hochzeit. Der Begräbnistag gilt als Hochzeitstag. Mehr findet man in P. Sartoris erschöpfender Abhandlung über die Speisung der Toten (Programm des Dortmunder Gymnasiums 1903) S. 22, Anm. 2, die ich hier nicht ausschreiben mag. Erwähnenswert sind vielleicht auch die merkwürdigen indischen Scheingebräuche, die man unter dem Namen 'Baumhochzeiten' zusammenzufassen pflegt, wenn wirklich bei einigen dieser Gebräuche die Anschauung zugrunde liegt, 'dass jeder unbedingt verheiratet werden muss', was allerdings zweifelhaft ist (Post im Globus 60, 354f.; vgl. namentlich W. Crooke, Popular Religion 2, 115—121). — Aus den Bemerkungen Schraders über das Tragen oder Heben der Braut (S. 27) scheint hervorzugehen, dass er nicht mehr an der früher vorgetragenen Erklärung dieses alten Hochzeitsbrauches (s. sein Reallexikon S. 357) festhält. Ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass das Emporheben der Braut mit der Raubehe nicht das geringste zu tun hat (s. Wiener Ztschr. f. d. Kunde d. Morgenlandes 17, 140ff.). — Zu den von Schrader S. 28 erwähnten slawischen Sitten vgl. auch Globus 82, 189 (bes. Anmerk. 25) und 191; zu dem von Schrader S. 3 zitierten Spruch 'Hier hast du deinen Zehrpennig' vgl. E. H. Meyers Deutsche Volkskunde S. 270; zu der Stelle aus Marco Polo bei Schrader S. 32 vgl. A. H. Post, Bausteine 1, 352.

Auf dem Umschlag der Schrift ist eine aus Sunion stammende Lutrophore abgebildet; am Schluss der Schrift findet sich eine Wiedergabe von Siemiradzki's Gemälde 'Verbrennung der Leiche eines russischen Häuptlings bei den Bulgaren', bei dessen Entwurf sich der Künstler auf die Erzählung des Arabers Ibn Faḍlān gestützt hat.

Halle a. S.

Th. Zachariae.

Richard Andree, Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland. Ein Beitrag zur Volkskunde. Mit 38 Abbildungen im Text, 140 Abbildungen auf 32 Tafeln und 2 Farbendrucktafeln. Braunschweig, Vieweg & Sohn 1904. XVIII, 191 S., 32 Taf. 4°.

Eine höchst wertvolle Gabe bietet der verehrte Verfasser, der jüngst in rüstiger Frische sein 70. Lebensjahr vollendet hat, allen Freunden der deutschen Volkskunde in dem vorliegenden inhaltsreichen und prächtig illustrierten Werke dar. Erst im letzten Jahrzehnt haben Forscher wie Hein, Weinhold, Marie Eysn, Höfler, Weber, Blau auf die Opfergaben aus dauerhaftem Material (Eisen, Holz, Wachs, Ton) hingewiesen, die das katholische Volk in Süddeutschland seit alters den Kirchenheiligen darbringt, entweder um ihre Fürbitte zu erlangen oder um für einen erfüllten Wunsch zu danken. Dies Material hat nun Andree nicht nur mit weit-schauendem Blick und grossem Finderglück ausserordentlich vermehrt, sondern auch nach den verschiedensten Seiten hin, der kirchlichen Symbolik und Heiligenlehre wie der Altertumswissenschaft, Mythologie und Volkskunde, in mustergültiger

Weise erläutert. In 25 Kapiteln bespricht er das Verhältnis des bayerischen und österreichischen Bauern zu dem von ihm als Nothelfer erwählten Heiligen, der oft gar nicht der kirchlichen Tradition angehört, sondern bei dessen Namen und Wirkungskreis die schöpferische Volksphantasie (wie bei der h. Kummernis und Kakukabilla) oder selbawachsene Etymologie ihre Kraft erwiesen hat, handelt über die Wallfahrten zu bestimmten Kapellen und heiligen Quellen, über den Kultus des bayerischen Nationalheiligen St. Leonhard, dem die befreiten Gefangenen ihre Ketten weihten und der noch heut durch Umreiten seiner Kapellen als Patron der Haustiere geehrt wird, und untersucht nun erst die Opfergaben selber. Interessanter als die Ketten, Hufeisen und Wachskerzen sind für uns die menschlichen und tierischen Figuren aus Eisen, denen sich die Nachbildungen kranker Glieder aus Metall, Wachs und Holz (Eingeweide, Kröten, Stachelkugeln, Kopfurnen) anreihen. Die Tierbilder scheinen mehrfach an die Stelle wirklicher Tieropfer getreten zu sein (S. 147 gegen S. 53); dem hl. Leonhard sind noch im 17. Jahrhundert lebende Pferde und noch um 1830 lebende Hühner dargebracht worden, und noch heut erhält der hl. Wolfgang in Kärnten frische Schweinsfüsse. Unter den übrigen Opfern kommen neben Getreide, Kleidern, Zöpfen, Verbandlappen, Schmucksachen namentlich die gemalten Votivtafeln in Betracht, von denen uns mehrere in vorzüglicher Nachbildung vorgeführt werden.

Wie schon angedeutet, erhebt sich Andree weit über eine blosse Aufzählung und Betrachtung des gegenwärtig vorhandenen Materials, weil er soweit als möglich die Zeugnisse der Vergangenheit, besonders die alten Mirakelbücher, und die Analogie ferner Länder und Völker heranzieht¹⁾ und zugleich in den Fragen nach Alter und heidnischem Ursprunge heilsame Kritik übt. Er zeigt an dem Beispiele junger Bräuche (S. 20 'Eisenbahn zum Himmel', 55 Leonhardsfahrten, 99 Papieropfer, 102 prahlerisches Heben der Leonhardsklötze), wie auf diesem Gebiete Wandlungen und Neuerungen eintreten können; wenn die heut benutzten Wachsmodel auch bis ins 18. und 17. Jahrhundert zurückgehen, so setzt er doch die erhaltenen Eisentiere frühestens in das Ende des Mittelalters (S. 92); für die Entstehung der riesigen Ketten und Eisenklötze in den Leonhardskirchen dünkt ihm der Wunsch, sich der massenweise aufgestapelten eisernen Votive zu entledigen, die glaublichste Erklärung (S. 73. 104); gegen die mythologische Gleichung Leonhard = Freyr-Fro (S. 42) und die Herleitung der sog. Donarshämmer (S. 157) aber äussert er ein sehr berechtigtes Misstrauen. Wir dürfen somit das Werk auch in methodischer Hinsicht dankbar als ein Muster von Umsicht und Besonnenheit rühmen.

Berlin.

J. Bolte.

1) Über die Sage vom Herrn von Baqueville (S. 44) vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 584; über das S. 46 und 114 zitierte Fastnachtspiel Rüttes vgl. Bächtold, Gesch. der d. Lit. in der Schweiz 1892 S. 310. Aus Naogeorgs Regnum papisticum III, 14 führe ich nach der Verdeutschung von Waldis (1556 Bl. N 2a) eine Aufzählung der damals üblichen Votivgaben an:

Wachßkerten groß wie ein schiffsmast,
 Wölch ein groß man nit wol vmbfaßt,
 Der kleinen liechter ist kein zal,
 Die stehn vnd brennen alzumal.
 Groß bild von waß dort an den wenden
 Auff bretter gsatz an vielen enden,
 Gemacht nach menschlicher gestalt

Nach allen stenden, jung vnd alt,
 Wie schaaß vnd rinder, roß vnd sew,
 Das ein ist alt, das ander new,
 Wölchs als lang zu erzelen wer,
 Stehn all zum zeichen gsetzt daher,
 Von den leüten geschenckt zur gaben,
 Den die heiligen geholffen haben.

J. G. Tibianus erzählt in seinem Reimwerk 'Von dem Anfang deß Wallfahrtens' (Costantz 1598, S. 139), wie in Andechs 'zwen wäxin füß und zwei kurtze röcklin rauch' geschenkt wurden.

William Thalbitzer, A phonetical study of the Eskimo Language, based on observations made on a journey in North Greenland 1900—1901. Reprint from *Meddelelser om Grønland* vol. XXXI. Copenhagen, printed by Bianco Luno, 1904. XVII u. 406 S. 8° (mit einer phonetischen Tabelle und einer Landkarte).

Diesem gehaltreichen Werke, mit dessen Anzeige mich die Redaktion der Zeitschrift betraut hat, stehe ich in seinen meisten Teilen als völliger Fremdling gegenüber; aber weil Thalbitzers Buch seine Leser auch ausserhalb der Eskimoforscher sucht und zu finden verdient, wird es gerechtfertigt sein, wenn ein Laie über seinen Inhalt berichtet.

Der Verfasser hat in den Jahren 1900/01 400 Tage in Grönland zugebracht, keinen Tag ohne Umgang mit Eingeborenen verstreichen lassen und gegen fünf Monate in den Behausungen der Eskimos selbst gelebt. Er trat seine Reise vortrefflich gerüstet an, hatte aus der wissenschaftlichen Literatur und auch aus eigenem Hören grönländischer Rede schon einige Kenntnis der Sprache erworben, dazu hatte er als Schüler Jespersens und anderer Gelehrter das allgemeine phonetische Wissen und namentlich die Kunst der phonetischen Beobachtung und Darstellung in seine Gewalt gebracht. Er beschreibt uns eingehend, wie er beim Sammeln des Sprachstoffes an Ort und Stelle zu Werke ging; wie er Sätze und ganze Erzählungen sich wiederholen liess und sie möglichst nach dem Gehöreindruck, unbeirrt durch die sonst üblichen Schriftbilder, zu Papier brachte; wie er für jeden Laut eine Liste von Beispielwörtern aufstellte und diese Wörter an zwanzig Eskimos verschiedener Gegenden des genauesten durchstudierte; wie er durch Nachsummen des Gesprochenen und Nachspielen auf der Geige die Tonbewegung sich einprägte u. a. m. Alles dies ist in der Methode vorbildlich, die phonetischen Ergebnisse sind im einzelnen von grossem Interesse, die Anwendung der Jespersenschen analphabetischen, analytischen Lautschrift auf eine fremdartige Sprache hat augenscheinlich die Probe gut bestanden. Auf der allseitigen Lautbeschreibung der nordgrönländischen Mundart liegt der Nachdruck der Arbeit. Thalbitzer darf sicherlich mit Recht annehmen, dass er in die Behälter der allgemeinen Sprachwissenschaft wertvollen neuen Stoff in mustergültiger Zubereitung eingeführt hat.

Ein zweiter Hauptabschnitt (S. 181—269) greift über Grönland hinaus und ermittelt mundartliche Verzweigungen des gesamten eskimoischen Sprachstammes, soweit die viel weniger genauen Darstellungen der aussergrönländischen Dialekte die Vergleichung ermöglichen. Th. ist der Ansicht, dass sich der hocheigentümliche syntaktisch-flexivische Bau der Eskimosprache erst dann sachgemäss und geschichtlich vorführen lässt, wenn die Mundartenvergleiche weiter gediehen ist. Möge es ihm vergönnt sein, von der 'Psychologie der Eskimosprache' die Darstellung zu geben, zu der er vor anderen berufen ist! Eine lehrreiche Skizze aus seiner Feder findet man in den Verhandlungen der sechsten nordischen Philologenversammlung in Upsala 1902.

Was die Einheimung von volkscundlichen Sprachdenkmälern betrifft, so fiel sie nach H. Rinks umfangreichen Sammlungen mehr wie eine Nachlese aus (S. XIII); doch ist das Gebotene ansehnlich und bemerkenswert genug. S. 273 kommen zuerst Prosageschichten von sehr verschiedener Haltung, zum Teil zauberhafte Begebenheiten, zum Teil mehr naturtreue Konflikte, nach dem bürgerlichen Roman hinüberliegend (Nr. 4); die Tötung des Ungetüms in Nr. 5 erinnert ein wenig an Sigurds Kampf mit Fáfnir. Es folgen Kindersprüche und eine lange

Reihe von den merkwürdigen Liedchen, die zu den Trommeltänzen gesungen werden. Der Verfasser bemerkt über sie (S. 62): 'Sie sind nicht minder urwüchsig als die Erzählungen, und die an sie gewandte Kunst äussert sich mehr in ihrem Vortrage als in ihrer Sprache; nur die Minderzahl von ihnen nähert sich überhaupt einem Reimschmucke und einem geregelten Rhythmus. Ihre Altertümlichkeit erhellet nicht bloss aus ihrem gesamten Gepräge, sondern auch aus einzelnen archaischen Formen. Die Eskimos wussten noch vor einem halben Jahrhundert von keiner anderen Dichtkunst. Es ist Urpoesie aus dem Steinalter des Menschengeschlechts, die hier der Vergessenheit entronnen ist.' Ein Abschnitt über die nordgrönländischen Ortsnamen und eine Sammlung von Melodien beschliessen das Werk.

Den Kenner des altisländischen Schrifttums wird die umsichtige, behutsame Kritik der einschlägigen Zeugnisse S. 16—29 fesseln. Thalbitzer neigt gegen G. Storm der Ansicht zu, dass die an der amerikanischen Küste um das Jahr 1000 gefundenen Eingeborenen keine Indianer, sondern Eskimos waren, und hält eine Anlehnung der überlieferten vier Worte an das Eskimoische für möglich. Für den altnordischen Namen der Eskimos, *Skrælingjar*, erwägt der Verfasser mehrere Herleitungen, ohne vorläufig zu einer Entscheidung zu gelangen.

Dass das Buch für seine engere Wissenschaft, die Eskimoforschung, eine Tat bedeutet, kann der Unkundige nur ahnen. Dass es jedem Phonetiker und jedem Freunde der Volkskunde reiche Gaben darbringt, davon wird schon das Gesagte überzeugen. Thalbitzer steht im Begriffe, der abgesonderten, noch im Heidentum verharrenden Eskimosiedelung an der grönländischen Ostküste unter dem 65. Breitengrade einen Besuch abzustatten. Wir rufen ihm zu wie Frigg dem Odin: Heill þú farir, heill þú aprt komir, heill þú á sinnum sér! (Glück zur Ausfahrt, Glück zur Heimkehr und Glück auf dem Wege!) An reichem Ertrage wird es auch diesmal nicht fehlen.

Berlin.

Andreas Heusler.

Paul Hildebrandt, Das Spielzeug im Leben des Kindes. Berlin, G. Söhlke Nachf., Heinr. Mehlis 1904. XIX, 421 S. 8°. Mit 93 Illustrationen.

In der Einleitung wird uns gesagt, dass das Buch nur 'ein Versuch' sein soll, für Eltern und Erzieher ein Haus- und Familienbuch zu schaffen, aus dem sie sich über eines der wichtigsten Mittel zum Erfreuen und Erziehen der Kinder, nämlich über das Spielzeug eingehend unterrichten können. In noch nicht einem halben Jahre hat die Arbeit geschaffen werden müssen. Das ist insofern zu bedauern, als sie nun wirklich zum Teil nicht über den Versuch hinausgekommen ist, da die einzelnen an sich ungemein grossen Gebiete nur flüchtig berücksichtigt werden konnten. Andererseits lernt man bekanntlich am besten hinterher, was man hätte tun oder unterlassen sollen, und dies wird auch dem fleissig zusammengetragenen Werke bei weiteren Auflagen zugute kommen. In elf Kapiteln werden uns vorgeführt: künstlerische, Hand- und Kunstfertigkeitsspiele, Maschinenspielzeug und mechanische Kunstwerke, wissenschaftliche und Gesellschaftsspiele, Kampf-, Kriegs-, Soldaten-, und Heldenspiele, Figurenspiele, besonders mit Tieren, das Puppen- oder Kinderfigurenspiel, das Kinderzimmer, Bilderbücher, Märchen, Sagen und Erzählungen, Feste. — Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde und Völkerkunde finden manche Hinweise und Beiträge, wie denn das Buch durchweg Interessantes enthält, dem man gern nachgeht, — während wohl so mancher den Kopf schütteln und dafür dankbar sein wird, dass man ihm in seiner Kindheit keine

Pläne, Ziele, Ideale und Gesetze erdachte. Wenn je im Leben der Mensch frei und unbefangen ist, so ist er es eben als Kind; seine eigene Phantasie gibt den Dingen ihren Wert. Mir tut allemal das Herz weh, wenn ich beobachten muss, mit welchem Aufwand von Mühen und Kosten einem Kinde die Harmlosigkeit geraubt wird, Ansprüche und Übersättigung vorbereitet werden. Wenn das Buch an so vielen Stellen auf den Einfluss der Umgebung weist, so hat es recht; aber es ist ein Unterschied, ob das Kind früh grosse Eindrücke durch das Beste in der Kunst (wie etwa ein gutes Ölgemälde, schöne Stiche, eine Bildhauerarbeit usw.) im Elternhause gewinnt, nebenher aber in seinen vier Wänden glücklich das allereinfachste Spielzeug, die selbstgeschaffene kleine Welt mit Liebe umfängt, oder ob dem Kinde alles, was sein Leben angeht, unter dem Gesichtspunkte genähert wird, den Hildebrandt mit Nachdruck empfiehlt: „Darum kann es besonders mit den Grundsätzen einer künstlerischen Erziehung der Kinder durchaus nicht als vereinbar angesehen werden, dass man unter Nichtachtung der Vervollkommnung, die unser Spielzeug eben in einer vielhundertjährigen Entwicklung erlangt hat und in vollem Gegensatz zu der gesamten, unsere Kinder umgebenden modernen Kultur ihnen so einfaches Spielzeug darreicht, wie es, wie wir sehen werden, die unzivilisiertesten Völker ihren Kindern nicht darbieten.“ — An einigen Stellen werden wir zu sehr daran erinnert, welchen Platz der genannte Verlag im Spielzeughandel der Reichshauptstadt einnimmt. Dichter und Schriftsteller hatten ihre Meinung abzugeben, was sie sich oft recht leicht gemacht haben; in vielen Aussprüchen begrüßen wir mit Freude eine Abwehr gegen Eingriffe in des Kindes Welt. So sagt Marx Möller: „Vor allen Dingen verlernt ein Kind, welches zuviel und zu raffiniertes Spielzeug besitzt, das leise Spielen; diese modernen Menschen, die da jetzt in 'Kunst im Leben des Kindes' machen, haben keine Idee vom Kinder-gemüt.“

Elisabeth Lemke.

A. de Cock en Is. Teirlinck, Kinderspel en kinderlust in Zuid-Nederland, met schemas en teekeningen van H. Teirlinck, 4. deel: Ambachtsspelen, raadspelen, schommelspelen. Gent, A. Siffer 1904. 360 S. 8°.

Der vorliegende vierte Band der trefflichen und reichen Sammlung vlämischer Kinderspiele, über dessen Vorgänger wir oben 12, 374 und 14, 254 berichteten, enthält die Nachahmungen von berufsmässigen Arbeiten (der Handwerker, Bauern, Kaufleute, Bettler, Musikanten, Soldaten usw.) und sonstigen Beschäftigungen der Erwachsenen, die Ratspiele (wie Gerade oder ungerade, Farbenraten), denen sich das Suchen eines Gegenstandes und das Ziehen von Orakeln und Losen anschliesst, und die Schaukel- und Tragspiele, bei denen eine Menge von Kinderreimen, Koseliedchen und Wiegenversen samt den Melodien mitgeteilt werden. Sorgsam behandelt sind auch hier die literarischen Hinweise auf verwandte Spiele und Reime in Deutschland, Frankreich und England sowie das ausführliche Register am Schlusse des Bandes. — Zum Schlachtspiel (S. 17) verweise ich noch auf Wickram, Werke 3, 383; zum Hängensspielen (S. 73) auf R. Köhler, Kl. Schriften 1, 210¹. 585; zum Bildchenstechen (S. 91) auf Macropedius Schulkomödie Rebelles II, 1 (1535); zum Farbenraten (S. 108) auf Singer oben 13, 55; zu den Reimen vom Hausgesinde (S. 279) auf Grimm KHM. 140, Böhme, Kinderlied S. 268 und Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel Nr. 151.

J. B.

P. H. van Moerkerken jr., De satire in de nederlandsche kunst der middeleeuwen. Amsterdam, S. L. van Looy 1904. 5 Bl., 243 S. 8° mit 39 Abbildungen. 2,50 Fl.

Der Hauptwert dieser umfänglichen und wohlfundierten Doktorarbeit liegt in der sorgsamem, mit reichlichen Zitaten ausgestatteten Sammlung der satirischen Züge in der mittelalterlichen Literatur und Kunst der Niederlande. In den Lehrgedichten Maerlants, dem Reinaert, den Schwankgedichten und Possen sucht M. diese auf, geht dann auf die Vorstellungen von Teufel und Tod, die satirischen Skulpturen und Malereien¹⁾ ein und führt endlich als Vorläufer der Neuzeit Erasmus, Anna Bijns und Pieter Brueghel vor. Ein späterer Betrachter wird freilich aus diesem Materiale einiges aussondern, was wie die Hundsköpfigen und die Einfüssler der naturgeschichtlichen Lehrbücher wohl auf uns komisch wirkt, aber durchaus nicht satirisch gemeint ist, wird vielleicht zu einer anderen Gruppierung nach den Gegenständen der Satire (Stände, Frauen, Laster usw.) greifen und wird auch die angewandten Kunstmittel genauer untersuchen. Hier und da möchte sich auch eine stärkere Heranziehung französischer und deutscher Parallelen und Einflüsse empfehlen; ich denke besonders an Brants Narrenschiff und den in der Flugblattliteratur des 16. Jahrhunderts niedergelegten Bilderschatz (Wickram, Werke 4, VII. 5, LXXXVI. Tijdschr. voor nederl. taalk. 14, 119. Oben S. 56¹ und Herrigs Archiv 65, 215 über den Kampf mit der Schnecke; oben S. 158 über die verkehrte Welt). Ungerecht aber wäre es, wollte man nicht trotzdem dankbar die Tüchtigkeit der geleisteten Arbeit anerkennen.

J. B.

Giuseppe Pitrè, Studi di leggende popolari in Sicilia e nuova raccolta di leggende siciliane. Torino, C. Clausen 1904. VIII, 393 S. 8° (Biblioteca delle tradizioni popolari siciliane vol. 22).

118 sizilianische Sagen über einzelne Örtlichkeiten, historische Personen, verborgene Schätze, St. Petrus und andere Heilige sowie über Steine mit Fuss- und Handeindrücken bietet uns der unermüdliche Erforscher italienischen Volkstums in seinem neuen Werke. Noch mehr Interesse werden aber die fünf vorausgeschickten Untersuchungen erregen; zunächst eine 173 Seiten einnehmende Studie über die bereits von Ullrich, Croce und Pitrè selber behandelte Tauchersage, welche die zahlreichen Zeugnisse des 12.—19. Jahrhunderts, die mündlichen Überlieferungen des sizilianischen Volkes und die literarischen Bearbeitungen, namentlich also Schillers Gedicht, gründlich bespricht und manches neue Material verwertet. Den Kern der bereits im 12. Jahrhundert weit verbreiteten Sage bildet die Erzählung von einem Taucher, der gleich einem Fische im Meere lebte und dort schliesslich seinen Tod fand; daran schlossen sich später andere Sagenelemente (die Verwünschung seiner Mutter, das Holen eines Ringes oder Bechers aus der Tiefe, die Verbindung mit Kaiser Friedrich II.) an. Den Namen Cola Pesce leitet Pitrè, wohl nicht für jeden überzeugend, aus dem germanischen Nick (Nix, Nickelmann) ab, der mit St. Nikolaus, dem Patrone der Fischer und dem christlichen Nachfolger Neptuns, verschmolzen worden sei. Es folgen kürzere Artikel über die listigen Belagerten, die Käse und andere Lebensmittel von der Mauer herabwerfen, um die Feinde über ihre Not zu täuschen (vgl. dazu E. Meier, Sagen aus Schwaben

1) Hier war ihm L. Maeterlinck (*Le genre satirique dans la peinture flamande* 1903. *Mémoires couronnés par l'acad. roy. de Belgique* 62, 4) vorausgegangen.

1852 No. 393 und Stöber-Mündel, Sagen des Elsasses 2, Nr. 61), über die sizilianische Vesper (vgl. Liebrecht, Zur Volkskunde S. 94), über Karls V. strenges Einschreiten wider ungerechte Richter (ähnlich Kambyses bei Herodot; anknüpfend an eine Statue Karls in Palermo) und über die einen Blinden beim Getreidemessen betrügenden Bauern, die in die Erde versinken oder vom Blitze erschlagen werden. Dass hier ein reiches Material mit kritischer Gewissenhaftigkeit und weitem Blicke geordnet und verwertet ist, versteht sich bei einem Werke Pitrès von selbst.

Berlin.

J. Bolte.

The Shade of the Balkans: being a collection of Bulgarian folksongs and proverbs, here for the first time rendered into English, together with an essay on Bulgarian popular poetry, and another on the origin of the Bulgars. London, David Nutt 1904. 328 S. 8°. 7 sh. 6 p.

Die vorliegende, nur anscheinend anonym erschienene erste Ausgabe englischer Übertragungen von bulgarischen Volksliedern ist durch das Zusammenwirken eines Triumvirates zustande gekommen: die Seele des Werkes ist der bulgarische Dichter Pentscho Slavejkoff, der auch die einleitende Studie über die bulgarische Volkspoesie verfasst hat (S. 25—87); die von ihm angeregte Übertragung von 101 Volksliedern und ebensoviel Sprichwörtern hat der Engländer H. Bernard geliefert (S. 91—232), eine daran sich schliessende Untersuchung über den Ursprung und die Sprache der ursprünglichen Bulgaren hat E. J. Dillon beigesteuert (S. 257—328).

Man geht gewiss nicht fehl, wenn man annimmt, dass das Werk dem Wunsche, für Bulgarien in England Sympathie zu erwecken, seinen Ursprung verdankt. Dafür spricht die von persönlichen Erinnerungen an sein Zusammensein mit Slavejkoff belebte Einleitung Bernards, dafür auch der poetisch - patriotische Titel des Buches, der auf S. 27 begründet wird, dafür endlich und am deutlichsten die von echter Begeisterung eines Dichters erfüllte Abhandlung von Slavejkoff. Verfolgen also auch die Herausgeber keine rein wissenschaftlichen Ziele, so ist doch S. selbst ein viel zu guter Kenner seines heimischen Volkstums und ein zu pietätvoller Hüter seines vom Vater überkommenen Erbes, als dass er nicht auch der Volkskunde durch seine Publikation zu nützen verstünde, vor allem dadurch, dass er eine Reihe bisher noch unedierter Lieder aus dem Nachlass seines Vaters in die Sammlung aufgenommen hat (Nr. 4, 11, 14, 17, 20, 21, 27, 31, 34, 50, 54, 59, 64, 69, 76, 80, 85, 89, 97, 100), darunter einige volkscundlich merkwürdige, wie Die Heirat der Sonne (Nr. 11), Die Legende vom süßen Basil (Nr. 50), Die Pest und Gott (Nr. 69), Der Ritt Petkanas (Nr. 85), eine noch ungedruckte Variante aus dem grossen Liederkreise des Lenorenstoffes (vgl. auch Appendix S. 235—240). Die Sprichwörter sind ebenfalls der grossen Sammlung seines Vaters entnommen, die 1889—97 in Sofia erschien und die leider Politis für seine grosse Sammlung der ngr. Sprichwörter entgangen ist. Sehr zu bedauern ist die leider nur zu oft von Herausgebern populärer Sammlungen begangene Unterlassungssünde, die Quellen der Lieder zu verschweigen, die nur ganz allgemein auf S. 42 genannt werden. Nur die noch unedierten Stücke sind durch den Druck im Inhaltsverzeichnis kenntlich gemacht. Man muss also mühsam nachsuchen, welche Lieder bereits von Rosen, Dozon und Strauss mitgeteilt sind, mit deren Übersetzung und Auswahl übrigen Slavejkoff nicht zufrieden ist, weil sie zu wenig die Schönheit der bulgarischen Lieder im Auge gehabt hätten. Über die Grundsätze bei der Übertragung der vorliegenden Sammlung vgl. S. 47.

Diese Schönheit der bulgarischen Volkslieder, die z. B. noch von Gustav Meyer gelegnet wurde, hat denn auch S. in seinem einleitenden Aufsätze nachdrücklich betont (vgl. z. B. S. 44f., 48, 75), wie er sich überhaupt bemüht hat, den bulgarischen Volksliedern zu einer gerechteren Würdigung, besonders gegenüber den serbischen (S. 75) und den rumänischen (S. 83ff.) zu verhelfen. Leider ist er sich des inneren Zusammenhanges der Volkslieder zu wenig bewusst, so dass er Eigenschaften für bulgarisch ausgiebt, die auch denen des übrigen Balkans gemein sind. So erklärt er z. B. das Lied vom „süssen Basil“ für echt bulgarisch und macht dem Ref. den — übrigens missverständlichen — Vorwurf, er habe in diesem Liede das Hero und Leander-Motiv zu erkennen gesucht, „nur um etwas zu entdecken“ (S. 71). Nicht in diesem, wohl aber in dem ganzen Liederkreise, den Ref. in dieser Zeitschrift 12, 154f. und in seiner Geschichte der byzant. und neugriech. Literatur S. 126f. behandelt hat, und in diesen Kreis gehört allerdings auch das bulgarische Lied.

Wenn S. weiter glaubt, dass früher enge Beziehungen bestanden zwischen der bulgarischen und der altgriechischen Poesie (S. 49), z. B. in dem „Hymnus an den Frühling“ (S. 48), der ihn mit Recht an die griechische Anthologie erinnert, so hat er auch hier den wahren Sachverhalt, nämlich die Vermittlung durch die spätgriechische Poesie, verkannt. Das führt ihn denn auch zu ganz falschen Schlüssen über das Alter der bulgarischen Volkspoesie.

Hierin wie in manchen anderen Zügen zeigt sich der Dilettant. Das soll uns aber nicht hindern, den eigentlichen guten Zweck der Studie sowie der ganzen Sammlung anzuerkennen: anzuregen zu einem ernsteren Studium auch der bulgarischen Volksdichtung, die sich in Westeuropa keiner so mächtigen Fürsprecher zu erfreuen hatte wie die serbische und griechische, weil sie zu spät bekannt wurde.

Leipzig.

Karl Dieterich.

Ellen und Paul Mitzschke, Sagenschatz der Stadt Weimar und ihrer Umgebung. Weimar, H. Böhlau Nachf. 1904. XVIII, 152 S. 8°.

Die 204 hier durch den Archivrat Dr. Mitzschke und seine Gattin veröffentlichten Sagen aus Weimar und Umgegend sind mit grosser Sorgfalt aus einer weitschichtigen älteren Literatur, die in den Anmerkungen genau verzeichnet wird, zusammengetragen; etwa ein Viertel stammt aus neuen Erkundigungen. Neben den gewöhnlichen Erzählungen von Namenentstehungen, vergrabenen Schätzen, Gespenstern, Wassergeistern, Riesen, Frau Holle, der wilden Jagd erscheinen manche Erinnerungen an historische Gestalten wie die fromme Nonne Lukard († 1309), Luther, Faust, die Napoleonischen Kriege; auch Goethes Persönlichkeit und Haus ist von sagenhaften Zügen umwoben (Nr. 80f. 100f.), und gleich der ertrunkenen Christiane von Lasberg spielt das Fräulein von Göchhausen in den Spuksagen (Nr. 104. 110) eine Rolle. Eine lustige Deutung gibt der Volksmund (Nr. 5) den die Himmelsgegenden bezeichnenden Buchstaben O. S. W. N. auf den Dächern: 'Ochse, siehste Weimar nicht?' Über den Windnamen Ziegenschinder (Nr. 4) vgl. Ztschr. f. dtsh. Wortforschung 1, 269 (1900). Anerkennung verdient der schlichte Ton der Darstellung und die Abstreifung des von Vulpius u. a. eingeführten novellistischen Aufputzes.

J. B.

Adolf Bastian †.

Wieder ist dem Verein für Volkskunde ein Mitglied entrissen worden, das zu seinen Begründern zählt und ununterbrochen dem Ausschuss angehört hat, Adolf Bastian. Fern der Heimat, für uns freilich mehr ein erschreckender Gedanke, als für den unermüdlichen Wanderer, der in der ganzen Welt daheim war, ist er am 3. Februar in Port of Spain auf Trinidad nach kurzer Krankheit gestorben, 79 Jahre alt. Er ward in Bremen am 26. Juni 1826 geboren, studierte zuerst Jurisprudenz, dann Naturwissenschaften und Medizin, zuletzt in Würzburg, wo der von ihm hochverehrte Virchow sein Lehrer war. 1850 bestand er das Doktorexamen und trat im Jahre darauf, zunächst als Schiffsarzt, die erste seiner neun Weltreisen an, die fast ein Drittel seines Lebens ausfüllen. Gleich diese erste dauerte acht Jahre; die letzte begann er im November 1903. In unserm Verein hat er Vorträge über den Fetischismus und über die Verbleibsorte der abgeschiedenen Seelen gehalten, welch letzter sich zu einem Büchlein auswuchs. Seine Schriften hier aufzuzählen, auch nur die selbständig als Bücher oder Broschüren erschienenen, muss ich unterlassen: sie gehen in die Dutzende. Ihre Wirkung würde grösser gewesen sein, hätte Bastian einen verständlicheren, übersichtlicheren Stil geschrieben. Aber die Gedanken und Vergleiche, die ihm aus der Fülle des Gesehenen und Durchforschten sowie einer erstaunlich weiten Lektüre zuströmten, durchbrechen alle Schranken des Satzbaues und zerstören ihn durch beständige Parenthesen und Einschachtelungen, was neben den vagen, das Nachschlagen unmöglich machenden Zitaten selbst den geduldigsten und lernbegierigsten Leser erbittert, ermattet und abschreckt. Den bald klagenden, bald zornigen Kritikern gab Bastian „eine gewisse Umwölkung in der Darstellung“ seiner Gedanken zu; aber es war leider oft mehr als das: völlige Verhüllung und Dunkelheit. Und dabei brachen aus ihr in glänzender Diktion Stellen klarster Anschaulichkeit und wahrhaft poetischen Schwunges hervor. Bei aller Ähnlichkeit der Form war er in der Rede verständlicher, schon weil seine lebhaft Betonung die Übersicht über die Sätze erleichterte. Auf seine Tätigkeit als Universitätslehrer hat er kaum Gewicht gelegt.

Bastian war weder ein Ethnolog noch ein Geograph im gewöhnlichen Sinne. So dringlich er nach Sammlung des realen völkerkundlichen Materials schrie, ehe es zu spät sei, nicht beirrt durch Spott, so unablässig er seinem Museum neue Schätze zuzuführen strebte, so haben ihn doch die Sachen vornehmlich angezogen als Erzeugnisse des sie hervorrufenden Gedankens. Er war psychologisch gerichtet, aber nicht auf eine deduktive Psychologie, sondern auf eine induktive, empirische, naturwissenschaftliche, und nicht beschäftigte ihn die psychische Anlage des Einzelnen, sondern die der Gemeinde, des Volkes. Über den Völkergedanken im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen schrieb er 1881 und verstand unter dem Völkergedanken die Anschauungen eines Volkes, die allen seinen Angehörigen gemein sind und erst die Grundlage bilden für das individuelle Denken des einzelnen Volksgenossen. Der Völkergedanke entsteht aus den Elementargedanken, den ersten gemeinschaftlichen Gedanken der ältesten, einfachsten Völker, die, der physischen Einheit des Menschengeschlechts entsprechend, überall dieselben sind. Differenziert werden diese Grundtypen durch die besonderen örtlichen Einflüsse ihrer geographischen Provinz, durch die geistige Arbeit Einzelner und durch Einwirkungen aus anderen geographischen Provinzen. Vergleichend betreibt Bastian seine ethnologische Psychologie und in historischer Betrachtung. „Der Mensch in der Geschichte, zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung“ lautet

der Titel seines dreibändigen, 1860 erschienenen Werkes. Er ist ein Nachfolger und Fortsetzer Herders, und wenn er, kein medizinisch-naturwissenschaftlicher Ethnolog, vielmehr das geistige Leben der Völker, wie es sich in Religion, Sitte, Recht, Handwerk und Kunst äussert, historisch und vergleichend erforscht, so darf ihn die Volkskunde mit vollem Recht für sich in Anspruch nehmen, ohne der Berliner Anthropologischen und der Afrikanischen Gesellschaft ihren Begründer entreissen zu wollen und zu dürfen.

Als sein augenfälliges Denkmal steht das 1886 eröffnete Museum für Völkerkunde da. Wer noch die beiden ethnographischen Säle — und den Keller mit den vaterländischen Altertümern — im Museum am Lustgarten gekannt hat und damit den stolzen Bau an der Königgrätzer Strasse vergleicht, der seine reiche Habe nicht mehr zu fassen vermag, dem wird das Herz aufgehen in Bewunderung für den Mann, der, für sich selbst bedürfnislos und bescheiden, für sein Museum zu bitten nicht verschmähte und allerwärts selbst sammelte oder zum Sammeln anregte. Mehr als durch seine zahlreichen Schriften wird seine Lehre und sein Beispiel von diesen Räumen aus anfeuernd und fördernd weiterwirken.

Max Roediger.

Anna Weinhold †.

Am 4. April verschied in Meran Frau Anna Weinhold geb. Ellger, die hinterbliebene Witwe des Begründers unseres Vereins. Nach ihres Mannes Tode war der Vereinsamten, durch Kränklichkeit Gequälten das Leben zu einer Bürde geworden, von der befreit zu werden sie sich sehnte. Nach kurzer Krankheit, unter Freunden, und in ihren letzten Tagen noch erfreut durch die südliche Frühlinglandschaft ist sie sanft erlöst worden. Sie war unserm Verein treu zugetan und seit ihres Gemahls Tode Mitglied des Ausschusses. Der Name Weinhold verschwindet jetzt aus unseren Listen, aber nicht aus unseren Herzen das Andenken an ihn.

Max Roediger.

Aus den

Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 20. Januar 1905. Herr Dr. Ed. Hahn legte verschiedene volkstümliche Gebrauchsgegenstände vor, von denen besonders ein verstellbarer hölzerner Lichthalter, sogen. Krüsel, aus Lübeck und ein russisches Waschgefäss hervorgehoben zu werden verdienen. — Darauf sprach Herr Prof. Dr. A. Heusler über Lied und Epos. Epen sind bei den Germanen nicht von Anfang an und auch nicht überall vorhanden gewesen. In der stabreimenden Zeit hatten nur die Engländer ein weltliches Epos; in Deutschland finden wir erst im 12. Jahrhundert Spielmannsepen und Volksepen, und die Isländer haben den Schritt zum Epos nie getan. Dagegen ist allen germanischen Völkern das kurze stabreimende Lied erzählenden Inhalts gemeinsam (Eddalieder, Hildebrandslied, Kampf um Finnsburg).

Wenn somit das erzählende Lied gegenüber dem Epos die ältere, allgemeinere Gattung darstellt, so erhebt sich die Frage: Wie verhalten sich die Epen zu den Liedern, und wie gelangte man vom Liede zum Epos? Unter den verschiedenen Theorien, die diese Frage zu beantworten versuchten, hat die Sammel- oder Summierungstheorie Lachmanns die meiste Zustimmung gefunden. Das klassische Objekt dafür war das deutsche Nibelungenlied. Eine Vereinigung einer Anzahl von Einzelliedern, die durch einen oder mehrere Sammler zusammengefügt wurden, sollte das Epos ergeben haben. Gegen diese Annahme sind indessen eine Reihe schwerwiegender Bedenken erhoben worden. Die einzelnen Lieder lassen sich im Epos nicht mehr erkennen; grosse Partien der Dichtung sind ohne Vorwärtsbewegung, so dass sie als selbständige Lieder nicht gedacht werden können; auch müsste der planmässige Zusammenhang des Epos schon in grossen Zügen vorgeschwebt haben. Demnach müssten die alten Lieder mehr oder weniger episodisch gewesen sein, kaum eines würde eine Geschichte bis zum Schluss erzählt haben. Eine Durchsicht der uns erhaltenen stabreimenden Lieder erweist diese Annahme als irrig; die Lieder behandeln vielmehr alle eine abgeschlossene Fabel. Liedinhalt und Sage (epische Fabel) waren dasselbe. Demnach stellt sich uns das Epos nicht als eine Summe von Einzelliedern dar, der Unterschied zwischen beiden ist vielmehr im Stil zu suchen. Das Lied behandelt eine Sage in gedrängter Kürze, während das Epos sich einer behaglichen Breite der Darstellung bedient. Um vom Lied zum Epos zu gelangen, dürfen wir also nicht addieren, sondern müssen eine Aufschwellung von innen heraus, eine Verbreiterung des Stiles annehmen. Die alten Lieder sind für das Epos wohl die Quellen, nicht aber die Bausteine gewesen. — Herr Prof. Dr. Roediger erstattete den Bericht über die Tätigkeit des Vereins im Jahre 1904, wobei er dem hohen Unterrichtsministerium für die wiederum gütig gewährte Unterstützung den Dank des Vereins aussprach. Herr Ascher legte den Kassenbericht vor. In den Ausschuss wurden gewählt: Frau Geheimrat Weinhold, Fräulein E. Lemke und die Herren Bastian, Behrend, Friedel, Heusler, Mielke, Moebius, Samter, Erich Schmidt, Schulze-Veltrup, Voss.

Freitag, den 24. Februar 1905. Der erste Vorsitzende eröffnete die Sitzung mit der Verlesung eines Briefes des Herrn Geh. Reg.-Rates Moebius, in welchem dieser für den Glückwunsch des Vereins anlässlich seines 80. Geburtstages dankte. Herr Fabrikant Sökeland verlas verschiedene Reklamezettel einer Berliner Kartenschlägerin und gab einen kurzen Überblick über die Deutungsversuche der bekannten Sator Arepo-Formel. — Sodann sprach Herr Prof. Dr. H. Gunkel über hebräische Mythologie. Im Mythos treten Götter als handelnde Personen auf, in der Sage dagegen Menschen. Deshalb ist die Darstellungsweise des Mythos viel ungeheurer; für ihn gelten andere Voraussetzungen und andere Dimensionen als für die Sage. Der Mythos ist die Dichtung der Urzeit, er ist vorhistorisch; die historische Zeit hat keine Mythen mehr geschaffen. Ungeheure Leidenschaften der Urmenschen haben darin ihren Ausdruck gefunden. Ursprünglich enthalten die mythischen Bilder den ersten Versuch von Naturerklärungen; gewaltige Naturerscheinungen werden darin personifiziert. Später wird der Mythos losgelöst von der Naturbegebenheit und erscheint nun als einmaliges Geschehnis in der Urzeit. Die Lebenszeit des Menschen ist nur ein Tag zwischen der Urzeit und der Endzeit. Die Eschatologie enthält im wesentlichen nichts anderes als Umdeutungen von Urmythen. Das alte Israel war den Mythen nicht günstig, denn der Zug im Judentum geht auf den Monotheismus; zum Mythos sind aber mindestens zwei Götter nötig. Einen Ersatz für die heidnischen Mythen findet das Judentum in den Geschichten zwischen Gott und der Menschheit. Da aber der Mensch kein

würdiger Gegner Gottes ist, so ist die Sache entschieden, sobald der Herr auftritt. In diesen abgeblassten Mythen handelt zuerst der Mensch, und dann entscheidet Gott. In früher Zeit aber ertrug Israel noch volkstümliche Mythen, die, soweit wir sehen können, alle ausländischen (babylonischen und ägyptischen) Ursprungs waren. Es werden in der Bibel zwar keine Mythen erzählt, aber es finden sich, besonders bei den Propheten, eine Reihe von Anspielungen (z. B. in einem politischen Spottlied auf den König von Babel), die doch nur dann einen Sinn haben, wenn sie auf das Verständnis des Volkes rechnen durften. Der Redner ging nun auf einzelne Beispiele näher ein. Aus der reichen Fülle des Dargebotenen mögen der grosse Flutmythus, der Mythos vom Leviathan und der von dem Gottesbaum, der die ganze Welt beschattet (Ezech. 31), hervorgehoben werden. Die Eschatologie behandelt eigentlich nur den Untergang Israels, erweitert sich aber zum Untergang der Welt und wird dann angefüllt mit mythologischen Anschauungen. Auch der Messiasgedanke gehört zu den ursprünglich mythologischen Vorstellungen. Deutlich lassen sich bisweilen abgeblasste Mythen noch in sagenhaftem Gewande erkennen, besonders wenn dabei die Namen der handelnden Personen zu Hilfe kommen, wie in der Erzählung von Esther. Mardochai und Esther lassen noch mit völliger Klarheit ihre Herkunft von Marduk und Istar erkennen; Haman und Vasthi, die Gegenspieler, hält man für elamitische Gottheiten, so dass die ganze Erzählung sich uns darstellen würde als ein Kampf babylonischer Götter gegen elamitische. Von anderen Erzählungen, die mythischen Ursprung vermuten lassen, sei nur an die Geschichte von Jonas, die Himmelfahrt des Elias, den Sonnenhelden Simson und an Jephthas Tochter erinnert. Von allen den erwähnten Mythen hat jedoch keiner eine Stelle in der jüdischen Religion. — Der Vortrag fesselte das Interesse der Anwesenden bis zum Schluss und veranlasste eine lebhaft Diskussions, an der sich besonders die Herren Bolte, Hahn, Heusler, R. M. Meyer und Roediger beteiligten. — Der erste Vorsitzende teilte die Wiederwahl des Herrn Geheimrat Friedel zum Obmann des Ausschusses mit.

Freitag, den 24. März 1905. Der erste Vorsitzende widmete dem in Port of Spain im Alter von 79 Jahren verstorbenen Mitgliede des Ausschusses, Herrn Geheimrat A. Bastian, herzliche Gedenkworte und gab einen kurzen Überblick über das Lebenswerk des Dahingeshiedenen. — Über Votive und Weihgaben berichtete Herr Dr. Ed. Hahn im Anschluss an R. Andrees 'Votive und Weihgaben des katholischen Volkes in Süddeutschland'. Einzelne Bemerkungen fügten der sehr gründlichen Darstellung hinzu die Herren Sökeland, Minden, Roediger und Ebermann. — Ferner zeigte Herr Prof. Dr. Roediger einen Rummelpott vor, d. h. ein primitives Instrument, dem die Kinder zwischen Niederrhein und Schleswig bei Umzügen in der Weihnachts- oder Fastnachtszeit eintönige Weisen entlocken, um die Ortsbewohner zu milden Spenden zu bewegen. Von den Liedern, die von den Kindern dabei abgesungen werden, teilte der Herr Vortragende mehrere Proben mit. Bemerkungen schlossen daran an die Herren Sökeland, Minden und Schulze-Veltrup.

O. Ebermann.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: A. Andrä, Hausinschriften aus Goslar; J. Bolte, Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; E. Chalatianz, Kurdische Sagen; E. Friedel, Über Kerbstöcke; E. Hermann, Der Siebensprung; M. Höfler, Lichtmessgebäcke; Aus dem Cleveschen; R. F. Kaindl, Deutsche Lieder aus der Bukowina; O. Knoop, Sagen aus Kujawien; R. Mielke, Alte Bauüberlieferungen III; C. Müller, Parodistische Volksreime; R. Petsch, Das fränkische Puppenspiel vom Doktor Faust; O. Schütte, Eine Hochzeitsbitterrede; Hornsignale und Glockensprache; P. Toldo, Aus alten Novellen und Legenden, Forts.: zusammenhängende Berichte über deutsche und orientalische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

- Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 1904, 4 (Okt.-Dez.). Nürnberg 1904.
 Blätter des Badischen Vereins für Volkskunde (hsg. von B. Kahle und F. Pfaff) Heft 1. Freiburg i. B., Fehsenfeld 1905.
 Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von Dr. J. Pommer, H. Fraungruber und K. Kronfuss hsg. von dem Deutschen Volksgesang-Verein in Wien, 7, 1—4. Wien, A. Hölder, 1905.
 Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen, von E. Langer 4, 4. Braunau i. B. 1905.
 Jahresbericht des städtischen Museum Carolino-Augusteum in Salzburg 1904. Salzburg.
 Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, redigiert von Adolf Schullerus, 28, 1—4 (Jan.-April 1905). Hermannstadt, W. Krafft.
 Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Red. L. Bouchal) 34, 6. 35, 1. Wien, Hölder 1904—1905.
 Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme, 3, 9. Dresden, Hansa 1905. — VII. Jahresbericht, ebd. 1905.
 Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde (Korrespondenzblatt hsg. von K. Helm) Nr. 1 (Januar 1905), Giessen.
 Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philolog.-histor. Klasse 1904, 4—5. 1905, 1. Göttingen, Horstmann.
 Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet, 9, 1. Zürich, Juchli & Beck 1905.
 Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. v. A. John 9, 1—2. Eger 1905.
 Volkskunst und Volkskunde, Monatschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung F. Zell, 3, 1—3. München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1905.
 Zeitschrift für Ethnologie, Organ der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 36, 6. 37, 1. Berlin, A. Asher & Co. 1904—1905.
 Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen, hsg. von R. Prümers 19, 1—2, Posen, J. Jolowicz 1904. — Historische Monatsblätter für die Provinz Posen, hsg. von A. Warschauer 5, 1—2. Posen 1904.
 Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, herausg. von O. Heilig und Ph. Lenz, 6, 1. Heidelberg, C. Winter 1905.
 Zeitschrift für österreichische Volkskunde, redigiert von M. Haberlandt, 10, 6. 11, 1—2. Wien, Gerold & Co. 1905.
 Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 2, 1. Elberfeld, Baedeker 1905.
- Analecta Bollandiana, ed. C. de Smedt, F. van Ortroij, J. van den Gheyn, H. Delehaye, A. Poncellet et P. Peeters 24, 1—2. Brüssel, Société des Bollandistes 1905.
 Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českého, red. Č. Zíbrt, 14, 4—7. Prag, F. Šimáček 1905.
 Chronik der ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg 1904 (19, 3).
 Danske Studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 2, 1. Kopenhagen, Schubothe 1905.
 Driemaandelijksche Bladen uitgegeven door de Vereeniging tot onderzoek van taal en volksleven in het oosten van Nederland 5, 1. Utrecht, Kemink en zoon 1905.
 Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítője, szerk. B. Munkácsi és G. Sebestyén, 15, 10. 16, 1—2. Budapest 1904—1905.
 Folk-Lore, Transactions of the Folk-Lore Society, Vol. 15, 4 (Dez. 1904). 16, 1 (März 1905). London, D. Nutt.
 Journal of american folk-lore, editor A. F. Chamberlain, Nr. 67—68 = Vol. 17, 4 (Okt.-Dez. 1904). Vol. 18, 1 (Jan.-März 1905). Boston & New York, Houghton, Mifflin & Co.
 Lud, Organ towarzystwa ludoznawczego we Lwowie, red. K. Potkański & S. Udziela, 10, 4. Lemberg 1904.
 A Magyar nemzeti múzeum néprajzi osztályának értesítője, szerkeszti V. Semayer 6, 1. Budapest 1905.

- Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot]. 20, 1—4 (Jan.-April). Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1905.
- Romania, recueil trimestriel consacré à l'étude des langues et des littératures romanes, publié par P. Meyer et A. Thomas 34, 1 (No. 133). Paris, E. Bouillon 1905.
- Smithsonian Report for 1903 (Nr. 1518, 1528, 1530—34, 1536—38, 1541). Washington 1904.
- Věstník národopisného musea československého v Praze 1905.
- Volkskunde, Tijdschrift voor nederlandsche Folklore onder Redactie van Pol de Mont en A. de Cock, 16, 11—12. Gent, Hoste en Deventer, Kluwer 1904.
- Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques; dir. O. Colson, 13, 1—3. Liège 1904.
- Wiśła, miesięcznik z rysunkami, poświęcony krajoznawstwu i ludoznawstwu, red. E. Majewski, 19, 1. Warszawa 1905.
- Zbornik za narodni život i običaje južnih slavena, na svijet izdaje jugoslavenska akademija znanosti i umjetnosti, urednik D. Boranić 9, 2. U Zagrebu (Agram) 1904.

Mitteilung an unsre Mitglieder.

Unsre verehrlichen Mitglieder machen wir darauf aufmerksam, dass die vortreffliche Zeitschriftenschau, die der Verein für hessische Volkskunde als Beilage zu seiner Zeitschrift herausgibt und die er zu einer volkkundlichen Bibliographie zu erweitern gedenkt, durch uns zu dem ermässigten Preise von 2 Mark pro Jahr bezogen werden kann. Bestellungen bitten wir an Herrn Professor Dr. M. Roediger (Berlin SW., Grosse-Beerenstrasse 70) zu richten.

Der Vorstand des Berliner Vereins für Volkskunde.

Jahresbeitrag der Mitglieder.

Wir bitten die Bemerkung unten auf der zweiten Seite des Umschlags zu beachten.

Verlag von A. Asher & Co. in Berlin

DIE INKRUSTIERTE KERAMIK DER STEIN- UND BRONZEZEIT

VON MORITZ WOSINSKY

Abt-Pfarrer in Szekszárd, Landes-Inspektor
der ungarischen Provinzial-Museen, Mitglied
der ungarischen Akademie der Wissenschaften

Ein Band mit 1447 Abbildungen auf 150 Tafeln. Gr. Oktav: Geheftet
Preis 20 Mark.

Ein ausführlicher Prospekt steht auf Verlangen kostenfrei zur Verfügung.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.